Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).
16. Maximiliansplatz 16.

Die Lehnsjungfer.

Roman

von

Emile Erhard.

Fünfter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1887.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Auf der Verfolgung.

Die zweite Armee brach sofort am 4. Juli zur Verfolgung des Feindes auf, den sie nur einmal bei Tobitschau zum Stehen brachte und ihm fünfzehn Geschütze nahm.

Benedek floh mit seiner Armee über die Karpathen, bis an deren Fuß der Kronprinz ihm folgte.

Die erste Armee ging bei Prelantsch über die Elbe und in direkter Linie auf Wien zu, bis zur Donau.

Alle hofften den Feind auf der Deroute noch einmal in großer Masse zum Stehen zu zwingen, schon um Bayern und Sachsen noch einen Denkzettel mitzugeben, denen gegenüber die Entrüstung noch bedeutend gestiegen war, seit man in Hannover Papiere gefunden, welche den Beweis lieferten, daß die Koalition mit Oesterreich seitens der Mittelstaaten bereits Anfangs März abgeschlossen war, während dieselben scheinbar noch über die Neutralität unterhandelten.

Prinz Friedrich Karls Armee stieß aber, trotz forcirter Eilmärsche, nur auf kleine versprengte sächsische Truppenteile und vom 8. Juli ab öfter

auf österreichische Kavallerie, wobei es zu kleinen Scharmützeln und Gefechten kam und der Feind stets geworfen, eine Menge Gefangene und Beute an Pferden gemacht wurde.

Die durch ganz Europa rühmlichst bekannte österreichische Reiterei wurde durch die junge preußische ecrasirt, wo sie zusammentrafen.

Ganz Böhmen war in der Hand Preußens, General von Herwarth hatte Prag besetzt; vom General von Göben lief ein Telegramm ein, wonach dieser bei Hünfeld auf die Bayern gestoßen, die nach den ersten paar Schüssen mehrere Marschrouten in der Carrière zurückgegangen waren.

Oesterreich hatte die Unterstützung Frankreichs zu erkaufen versucht und dem Kaiser Napoleon Venetien angeboten, wenn dieser den Frieden mit Italien für Oesterreich erwirken würde. Der Krieg dort hielt Oesterreichs Südarmee fest und entzog dem Kaiser Franz einen Hebel gegen Preußen.

Der preußisch-italienische Allianzvertrag verbot aber das Schließen eines Separatfriedens, und König Victor Emanuel blieb dem Bündnis treu. Trotz dieses mißlungenen Versuches zog Oesterreich seine Südarmee in Eilzügen nach Norden und ließ in Italien nur schwache Beobachtungsposten zurück.

Um aber Preußens Interessen am Hofe des Kaisers Napoleon III. zu überwachen, wurde Prinz Reuß VII. aus Hermanniestitz nach Paris gesandt.

Bei der Verfolgung kam es öfter vor, daß das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl an Orte,

respektive in Schlösser verlegt wurde, welche die Oesterreicher eben erst verlassen hatten.

In der Richenburg, dem Fürsten Thurn und Taxis gehörig, fand man verspätete Sachsen. Drei davon brachte der polnische Diener des Herrn von W. vom Heuboden des Schlosses, den der Pole behufs Requirirung von Heu und Stroh erstiegen. Es sah eigentümlich aus, als er die drei Gefangenen ablieferte, denen er nicht einmal die Waffen abgenommen hatte; er selbst in Hemdärmeln und ganz verblüfft über die eigene Heldenthat. Man hätte ihn eher für den Gefangenen halten können.

Am 11. Juli mußte die Spitze der ersten Armee Brünn erreicht haben, Prinz Friedrich Karl lag in Schloß Pernstein, welches dem Grafen Mittrowsky gehörte; die Burg stammte von den Herzogen von Mähren und war das Eigentum Jobsts von Mähren gewesen.

Das Schloß ruhte auf Felsen und war zum Teil in dieselben hinein gebaut. Bis in die zweite Etage reichten die natürlichen Felswände, die einzelnen hervorspringenden Felsspitzen waren durch kleine Brücken mit einander verbunden. Vor dem Eingang zur Burg lag ein vereinzelter Felskegel, und hier führte jetzt eine Holzbrücke, welche ehemals Zugbrücke gewesen, über den Hof nach einem bastionartigen Vorsprung der Burg.

Prinz Friedrich Karl war in den dahinter liegenden Zimmern einquartiert und von der Ausbucht über die Brücke nach dem Felsenkegel gegangen; dort stand

er stundenlang. Der prinzliche Feldherr befand sich in großer Aufregung, er erwartete und erhoffte, in Brünn auf Widerstand zu stoßen. Da jede Marschroute der preußischen Armee vorbestimmt, jede Distanz bemessen war, so konnte der Prinz den ersten Vorstoß auf Brünn genau berechnen, und als Herr von W. ihm das Mittagsmahl meldete, stand Prinz Friedrich Karl drüben auf dem Kegel und lauschte nach der Hauptstadt von Mähren hin — auf Kanonendonner.

Die Herren waren sämtlich nach dem anstrengenden langen Marsch erschöpft und von Hunger und Durst geplagt; der Hofmarschall hatte für ein gutes Diner Sorge getragen, die Tafel war gedeckt, aber der Feldherr dachte nicht an Essen und Trinken — er hielt in seinem blauen Attila, hochaufgerichtet, auf dem Felsen Wache und lauschte angestrengt. Unter ihm im Hofe war es lebendig, die Einquartierung nahm geräuschvoll Besitz von den gebotenen oder verbotenen Räumen, die Feldköche packten aus und rasselten mit ihren Geräten. Verpflegung wurde auf keinem der Schlösser gegeben, ausgenommen später bei Clam Gallas.

Jedesmal wenn eine schwere Pforte dröhnend zugeschlagen ward oder sonst ein verwandter Schall ertönte, wurde das Geräusch auf Kanonendonner taxirt — die Herren der Suite verhielten sich still. Sie saßen oder standen unten im Hofe, hungrig und mißvergnügt; die Schweigen gebietende Hand von dem Felskegel und der in die Ferne gespannte Blick hielten jede laute Aeußerung zurück.

Eine Staubwolke deckte die Ferne — die marschirenden Truppen hatten sie emporgewirbelt, und sie stand in der stillen Luft unbeweglich — die erwarteten Pulverwolken stiegen aber nicht empor — und die Suppe wurde kalt.

„Melden Sie doch dem Prinzen, daß angerichtet ist!“ forderte Voigts-Rhetz von dem Hofmarschall. „Wir fallen hier sämtlich um, wenn es nicht bald etwas zu essen gibt!“

„Es ist bereits dreimal gemeldet worden, Excellenz, er achtet gar nicht darauf!“

„So melden Sie ihm zum viertenmale und setzen Sie hinzu, daß man im Speisesaal bei offenen Fenstern ebenso gut hören könne als von der verfluchten Brücke!“

Der Hofmarschall ging zum Prinzen hinauf. Die vierte Meldung hatte Erfolg, nach einigen Augenblicken sahen die unten weilenden Herren den Prinzen langsam über die Brücke der Burg zuschreiten.

Prinz Friedrich Karl war sehr ernst, ließ alle Fenster öffnen und erbat sich absolute Stille, damit kein Geräusch aus der Ferne verloren gehe.

Während man sich setzte, ging Voigts-Rhetz um den Tisch und raunte der Gesellschaft heimlich zu:

„Daß sich keiner untersteht, Kanonendonner zu hören, bis wir satt sind!“

Am Wein hatte es bei der Tafel gemangelt, und dies diente nicht zur Verbesserung der Stimmung. Beim Einrücken in die Felsenburg war von Oldenfleth prophezeit worden:

„Ich taxire das Schloß hier auf einen guten Weinkeller — man wird hoffentlich endlich einmal wieder Sekt zu trinken bekommen!“

„Sorgen Sie dafür, Teuerster,“ war ihm vom Prinzen geantwortet worden, „Sie werden sich unser aller Dank verdienen!“

Darauf hatte Curd den Burgvogt, einen devoten, schmiegsamen, auffallend häßlichen Herrn, zum freiwilligen Herausgeben seiner Kellervorräte veranlassen wollen. Dieser aber hatte geantwortet:

„Es thut mir unendlich leid, die Herren nicht besser bedienen zu können, aber — es ist nur etwas Landwein vorhanden — alle unsere Vorräte sind uns bereits abgenommen worden!“

Dann hatte der biegsame, höfliche Mann den hübschen Dragoneroffizier zur eigenen Inspektion in den Keller geführt. Ein herrlicher Raum, tief und weit in dem Fels ausgehauen — aber leer — absolut leer. Als einzige Flüssigkeit schoß ein flinker, eiskalter, silberheller Bergquell aus der einen Felswand, lief quer durch den Raum und fand den Ausweg durch eine Spalte drüben. Der Haushofmeister lächelte, der Quell sprudelte — recht spöttisch, wie es Curd vorkam. In einem Nebenraum wurde Curd eine kleine Anzahl Flaschen sauren Landweins und eine größere Partie kohlensauren Wassers in Krügen vorgewiesen und zur Verfügung gestellt.

Auf dem Wege, den ihn der devote Diener des Grafen von Mittrowsky geführt, waren beide im Souterrain verschiedenen Insassen der Burg begegnet,

die neugierig und scheu die feindlichen Krieger musterten. Es gab da Schießscharten in den Felswänden, durch welche ein paar halbwüchsige Kinder auf den soldatenwimmelnden Hof sahen.

Der Burgvogt rief die Kinder zornig an:

„Was wollt ihr hier? — Fort mit euch! — Und Sie — was haben Sie hier zu thun? — Marsch nach hinten — daß niemand von euch die Stube verläßt!“

Von der dritten Schießscharte erhob sich nun, wie Curd vorkam, das älteste der Kinder, ein Mädchen, mit sehr hellem Haar, welches dicht an den beiden Herren vorüber ging und in dem dämmerigen Raum verschwand, von den beiden Kindern gefolgt.

Dies Mädchen berührte Curd im Vorbeigehen; es wollte ihm scheinen, als geschähe dies absichtlich.

Nach der Inspektion des Kellers drang Curd auf Untersuchung aller anderen Räume der Burg nach versteckten Vorräten.

„Dies ist meine Wohnung!“ sagte der demütige Burgvogt am Schluß, als sie im untern Stock an einer Wand entlang schritten, auf welcher zwei Thüren mündeten.

Die erste war passirt, vor der zweiten befand sich der Burgvogt, als Curd ihn höflich um eine Einsicht der Räumlichkeiten ersuchte. Das Zimmer lag im vollen Morgensonnenschein nach der abfallenden Felsseite hinaus, und in dem Sonnenglanz bot sich dem erstaunten Blick Curds die vorhin gesehene Erscheinung.

Eine kleine, zarte Gestalt in der einfachsten Toilette von hellem Kattun, ein schmales Kindergesicht, von dem hellsten Haar umrahmt, welches er je gesehen. Es hing schwer im Nacken und schob sich vorne tief über die Stirn. Aus diesem weißen Gesicht schauten Curd große dunkle Augen an, deren Glanz durch dichte hellblonde Wimpern verschleiert wurde. Der Blick war unverständlich, er drückte weder Scheu noch Zorn, auch keine Neugier aus, sondern eher tiefes Interesse.

„Verzeihung, wenn ich wiederum störe, mein Fräulein,“ sagte Curd mit einer Verbeugung; „der Durst ist ein quälender Gefährte, er treibt mich zu einer Durchforschung der Burg — vielleicht ist Ihnen außer dem Bergquell im Felsenkeller, dessen schöne Nymphe Sie ohne Zweifel sind, noch ein anderer Quell bekannt, um ausgetrocknete Kehlen und müde Lebensgeister aufzufrischen?“

Kein Wort wurde ihm zu teil, aber der Blick vertiefte sich, das Mädchen hob die Hand mit zwei ausgestreckten Fingern zur Schläfe, wobei der Kopf eine Bewegung nach rückwärts machte.

„Gehen Sie in Ihr Zimmer!“ herrschte der Burgvogt das Mädchen an, und sie verschwand in dem Nebenzimmer und zog die Thür nach sich ins Schloß.

Auch in den Wohnräumen des Burgvogts fand sich außer dem Säuerling, von dem er bereits eine kleine Batterie Flaschen abgeliefert, kein anderer Wein. Curd verließ das Zimmer vor dem Besitzer

desselben, der noch einige Schränke wieder zu verschließen hatte.

Die vorhin erwähnte zweite, auf den Korridor mündende Thür öffnete sich geräuschlos, der Kopf und eine Hand des blonden Mädchens wurden sichtbar, zugleich fiel ein Stückchen Papier auf die steinernen Fliesen. Curd hob es schnell auf, die Thür hatte sich so leise geschlossen wie geöffnet; in demselben Moment trat der Burgvogt aus seinem Zimmer, um den unbequemen Gast weiter zu geleiten. Er wurde verabschiedet, und Curd kam unverrichteter Sache zum Prinzen zurück.

In dem Blättchen standen folgende, eilig und mit Bleistift geschriebenen Worte:

„Zweiter Stock — rechts — escalier dérobé zehn Uhr!“

Die Pantomime vorher hatte offenbar dasselbe sagen wollen. Sie hatte zwei Finger erhoben und mit dem Kopf nach rückwärts, dem rechts fortlaufenden Korridor, gewiesen. Sollte dies ein Rendezvous bedeuten?

Curd war entschlossen, der Aufforderung zu folgen. Ein Liebesabenteuer vermutete er nicht, darnach sah das Mädchen kaum aus — vielleicht wollte sie sich unter seinen Schutz stellen, sie war sicher eine Fremde, möglicherweise eine Landsmännin, das helle Haar — der weiße Teint — gesprochen hatte sie nicht — ob sie stumm war — oder geisteskrank? Unter strenger Aufsicht schien sie gehalten, nicht gerade liebevoll behandelt zu werden. Vielleicht war sie

eine Erzieherin der Kinder. Curd erinnerte sich an Fräulein Hanisch und mußte lachen. Dies wäre denn die erste junge Auster — dachte er.

Uebrigens teilte er das Abenteuer bei der Tafel seinem Nachbar, dem General von Stülpnagel, mit, der ihm von dem Stelldichein abriet.

„Wie sollte ich mir denn ein so romantisches, kleines Abenteuer entgehen lassen, Herr General; sei es, was es wolle, Liebe, Rache oder Politik — ich finde mich natürlich ein!“ war Curds Antwort.

„Nehmen Sie jedenfalls eine Begleitung mit!“ schlug der vorsichtige alte General vor.

Curd lachte.

„Warum nicht gar, Herr General? Was sollte meine schöne Nymphe von mir denken? Ich werde sogar unbewaffnet erscheinen und den Panzer lüften, der seit vielen Jahren mein Herz deckt. Die kleine Fee ist aller Todsünden wert!“

Der General mußte versprechen, die Sache zu verschweigen.

Der Nachmittag verging ziemlich langweilig — es wurde wieder auf Kanonendonner gelauscht, die Laune des Prinzen hatte sich noch mehr verschlechtert, und die Herren wurden früh entlassen.

„Ich gehe zu Bett, Oldenfleth,“ sagte General Stülpnagel zu Curd, „machen Sie keine Streiche und folgen Sie meinem Beispiele!“

Die unternehmende Miene des jungen Dragoners sah nicht darnach aus.

Prinz Friedrich Karl zog sich in sein Zimmer

zurück — allein; er arbeitete meistens noch lange, nachdem seine Umgebung die ersehnte Ruhe gefunden.

Die alte Turmuhr hatte eben die zehnte Stunde mit blechernem Munde gemeldet, als Curd den obern Korridor betrat, in dem tiefes Dunkel herrschte. An den Wänden tastete er sich entlang, es lagen hier noch mehrere der Kameraden, die Adjutanten von Normann und von Britzke und andere; alle hatten sich bereits in ihre Schlafräume zurückgezogen. Wenn die Gefährten Kenntnis von dem Abenteuer gehabt, würden sie sicher versucht haben, sich daran zu beteiligen; das hatte Curd vorausgesehen und darum außer Stülpnagel niemand etwas davon gesagt.

Finster war es in dem Korridor, aber still nicht; Gelächter, Gesang, Rumor vielfältiger Art ertönten aus den Zimmern und verhinderten, daß Curd die Annäherung einer Person wahrnahm, welche ihn leicht an der Schulter berührte.

„Pst — ich bin's!“ flüsterte eine Stimme. „Ihre Hand!“ — er fühlte darauf seine tastenden Finger von einer kleinen, warmen Hand gefaßt und sich fortgezogen.

Nach ein paar Schritten kamen sie an eine Biegung des Korridors, die Vorschreitende erhob die Hand und leitete Curds Finger mit derselben über die Wand.

„Fühlen Sie, wo der Fels in die Mauer tritt — die Wand ist hier kälter. Haben Sie es wohl bemerkt?“

Er fühlte es deutlich.

Nun klopfte sie leise mit der Hand gegen die Stelle.

„Hören Sie — es klingt hohl — dahinter liegt ein Raum, in den ein escalier dérobé aus den Zimmern des Grafen emporführt. Es befindet sich aber keine Thür zu diesem verborgenen Raum hier im Korridor. Man kann nur aus dem Schlafzimmer des Grafen dahin gelangen. Durch jenes Zimmer hat der Mann, mit dem Sie mich heute unten trafen, in der letzten Nacht vielerlei geschleppt und in dem ausgehöhlten Fels verborgen, auch Wein. Er that es allein — bei Nacht — aber ich wußte davon. Diese Stelle hier habe ich zufällig einmal entdeckt — Wein, auch Champagner — so viel Sie wollen, werden Sie dort finden — trinken — trinken Sie — auf — neues Kriegsglück — auf das Wohl Preußens und seines Heldenkönigs — auf das Wohl des tapfern Prinzen — ich — bete — für alle — schweigen Sie über meinen Verrat — sagen Sie, daß Sie die Stelle hier selber entdeckt hätten. Wenn Sie den escalier dérobé im Zimmer, welches der Prinz bewohnt, benützen — ein großes Wandgemälde deckt die Thür — dann würde der Mann, von dem ich abhängig bin, ahnen, wer den Versteck verriet. Ich weiß nicht, ob ihn sonst noch jemand kennt. Sie werden schweigen!“

Ihre Hand ließ ihn los — er haschte nach ihrem Gewand.

„Sie sind nicht aus hiesiger Gegend, Ihre Sprache,

Ihre Sympathie verraten eine Landsmännin!“ flüsterte er dringend.

„Ich bin Ostpreußin!“ antwortete ihm die Stimme schluchzend.

„Sie leiden hier — wollen Sie fort? Stellen Sie sich unter unsern Schutz — es gehen mehrmals täglich Transporte von Verwundeten mit der Bahn nach verschiedenen Punkten, schließen Sie sich an — als Krankenpflegerin etwa?“

Eine kleine Stille — während welcher das Mädchen sanft ihr Kleid aus seiner Hand befreite — dann kam ihm aus der Ferne ein Laut, wie ein hinsterbender Hauch:

„Ich — kann — nicht — mehr — zurück!“

Sie war fort.

Curd klopfte an Normanns Thüre, erbat sich Licht und ging, von Normann und Britzke begleitet, an die Stelle zurück, wo er eben mit dem Mädchen gestanden.

Sie klopften, fanden den hohl klingenden Fleck und schlugen den Mörtel von der Wand. Es zeigte sich nun die Stelle, wo die Mauer sich mit dem Fels verband, dazwischen lag ein Spalt, durch die Zeit gerissen und nur von Mörtel überdeckt. Dieser Spalt wurde erweitert, und man entdeckte einen Raum, der die Dicke des Felsen einnahm.

Beim Hinableuchten sah man unten ein Lager, aus dem silberne und goldene Flaschenhälse den Durst der Herren frisch anregten.

Die Treppe führte aus der ersten Etage in ein

Zimmer der zweiten Etage, war aber nach oben hin wahrscheinlich lange schon abgebrochen und vermauert worden. Der neben der Treppe vorhandene Raum war von dem Burgvogt zum Versteck benützt worden. Das Wandgemälde im Zimmer des Prinzen deckte den Eingang. Die Treppenstufen, soweit sie reichten, waren mit Weinflaschen, meistens französischen Champagner der edelsten Sorte, vollgestellt, aber auch eine Menge anderer Kostbarkeiten wurden aufgefunden.

Zuerst holte man den Burgvogt herab, zeigte ihm die oben eingeschlagene Oeffnung und die erlangte Einsicht und verlangte die Oeffnung des Raumes durch ihn. Da er die Sache nicht hindern konnte, so fügte sich der treue Haushalter und führte die Herren in das Zimmer des Prinzen, der noch mit Schreiben beschäftigt war. Auf die Meldung Curds wurde der Gesellschaft sofort Einlaß, das Wandgemälde ließ sich verschieben, und der verborgene Raum präsentirte sich aller Blicke. Gold- und Silbergefässe und andere Wertobjekte wurden dem Burgvogt übergeben, der Wein aber als Kriegsbeute konfiszirt. Und nun folgte auf den langweiligen Tag eine lustige Nacht!

Der Prinz zeigte sich als einer der heitersten. Alle Schläfer des Hauptquartiers wurden geweckt und erschienen auf die Nachricht von der entdeckten Champagnerquelle — Curd war der Gefeierte jener Nacht — sein Geheimnis verriet er nicht, und es wurde ihm um so leichter, es zu wahren, als der General von Stülpnagel der einzige war, welcher

auch um den Preis der besten Marke sein Bett nicht verließ.

Am Morgen empfing Curd von dem polnischen Diener des Herrn von W. einige Auskunft über die Nymphe des Felsenquells.

Darnach konnte Curd sich die Verhältnisse des Fräulein Czika ungefähr kombiniren. Sie hieß eigentlich Auguste, erhielt aber den Schmeichelnamen Czika, der ihr verblieb. Ihres Vaters Namen wußte niemand mehr, Ostpreußen war ihre Heimat; sie hatte dieselbe mit einer Anzahl anderer junger Mädchen verlassen, um der Aufforderung eines Pesther Bureaus zu folgen, welches unter den glänzendsten Prospekten Gouvernanten für Ungarn, die Walachei und Moldau suchte. Reisegeld wurde vorausgezahlt, nachdem die jungen Mädchen ihre Photographien und Referenzen eingeschickt und die Vorsteher des Bureaus die Auswahl getroffen hatten. Fräulein Czika sei die Tochter eines Lehrers und habe das Glück gehabt, gar nicht bis Pesth zu gelangen, sondern vorher durch das Bureau an den Burgvogt in Schloß Pernstein abgetreten zu werden.

Sie sei seit zwei Jahren hier und habe es sehr gut, hatte Johann pfiffig schmunzelnd erzählt, ihr Herr sei Witwer und halte sie wie seine Frau, sie bekäme alles, was sie bedürfe, bis auf Geld — dies erhielte sie nie, sonst wäre sie gleich von Anfang wieder zurückgegangen, denn zuerst sei sie sehr wild gewesen, mit der Zeit aber ganz zahm geworden. Seitdem spräche sie auch nie mehr von der Heimat.

Die Leute hätten sie alle gern, den Kindern sei sie eine Mutter.

„Vielleicht heiratet er sie," gab Curd der Erzählung mehr in Gedanken wie als Bemerkung für den Polen zu.

„Warum?" antwortete dieser. „Ist sich egal, hier fragt sich kein Mensch, ob schöne Czika ist Frau seiniges oder nicht!"

Curd besprach die Angelegenheit mit seinen Stubengefährten, und sie beschlossen, dem armen Geschöpf nochmals die Befreiung aus den schmachvollen Verhältnissen anzubieten.

Es war unmöglich, ihr nahe zu kommen; der Burgvogt hielt seine Wohnung, drei Zimmer im untern Geschoß, deren Fenster auf den dort schroff abfallenden Felsen hinausgingen, streng verschlossen.

Curd erkundigte sich im Ort nach den Verhältnissen im Schloß, erfuhr aber nur noch, daß der Graf M. fast nie hieher komme und der Burgvogt ziemlich unumschränkt in der Burg hause.

Bis zum letzten Augenblick wartete Curd auf des Mädchens Wiedererscheinen, von Fräulein Czika war aber nichts mehr zu sehen.

Am Nachmittag des zehnten Juli wurde aufgebrochen.

Prinz Friedrich Karl hielt zu Pferde im Hofe und nahm die unterthänigen Abschiedsworte des Burgvogtes entgegen; alle Zimmer waren bereits von den unwillkommenen Gästen verlassen, die sich im Hof zum Abmarsch rüsteten, die Pferde waren zum

Teil schon bestiegen, andere wurden von den Reitknechten gehalten.

Curd, der auch schon im Sattel saß, warf noch einen Blick auf die Burg, in deren Ausbiegungen und Fenstern sich die Bewohner zusammendrängten, um die Abmarschirenden zu beobachten, und erblickte plötzlich am Fenster desjenigen Zimmers, welches der Prinz innegehabt, die bisher vergeblich ersehnte Erscheinung. Hinter den Kindern, die er in den Schießscharten bei ihr kauern sah, stand jenes blonde Mädchen und sah mit schmerzlichem Interesse auf die abziehenden Soldaten nieder.

Sogleich sprang Curd vom Pferde, überließ es seinem Burschen und kehrte, vom Burgvogt unbemerkt, in das Schloß zurück.

Das Mädchen hatte seine Absicht erraten und kam ihm in dem leeren, schmalen, halbdunklen Felsengang der ersten Etage entgegen.

„Was wollen Sie — um Gottes willen?“ rief sie ihm angstvoll zu. „Ich sah Ihren Blick — Sie können mir nicht helfen — mit Ihrer Teilnahme werden Sie mein Los nur verschlimmern!“

Curd reichte ihr ein bereit gehaltenes Päckchen mit Banknoten.

„Nehmen Sie das — es ist unser Dank — Sie können sich damit frei machen und nach der Heimat zurückkehren!“ sagte er eilig.

Sie schob seine Hand zurück und sprach gekränkt:

„Um Geld — wurde ich nicht zur Verräterin — Geld kann ich nicht nehmen!“

„Mißverstehen Sie mich doch nicht — es gilt nur Ihrer Befreiung — ich bin so halb und halb ein Landsmann; Sie wiesen meinen Vorschlag gestern zurück — wir gehen weiter — persönlich können wir Sie nicht mehr schützen!“

Sie neigte den Kopf tief, so tief, daß die dichte weißblonde Haarmasse ihr Antlitz seinem Blick entzog.

„Ich — bin — tot — für die Heimat und die Meinigen!“ sagte sie leise.

„Wie heißen Sie?“ forschte er eilig; aus dem Hofe tönte sein Name herauf.

„Cizka — nur Czika — den andern Namen muß ich selber vergessen!“

Es klang wie Aechzen, sie rang unter ihrer Brust die Hände und hielt noch immer den Kopf gesenkt.

„So kann ich nicht helfen!“ entschied Curd rasch, winkte ihr zu und machte ein paar Schritte nach dem Ausgang.

Da stürzte sie ihm nach und faßte ihn am Arm.

„Ich danke — o, ich danke Ihnen!“ rief sie wie außer sich, drückte ihr Gesicht einen Augenblick an seine Brust und lief dann zurück — sich seinem Arm entreißend.

Dreißigstes Kapitel.

Heinz.

Die Voraussetzungen, respektive Hoffnungen des Prinzen Friedrich Karl hatten sich falsch erwiesen, Brünn war ohne Schwertstreich in die Hände der ersten Armee gefallen — Benedek — der schwarze Mann — hatte ausgespielt; er war vom Kaiser seines Kommandos enthoben worden, Erzherzog Albrecht an seine Stelle gesetzt, der bis dahin die Truppen im Süden gegen Victor Emanuel befehligt hatte.

Diese Truppen waren in Eilmärschen und per Bahn nach Wien herangezogen worden.

Die Abtretung Venetiens an Napoleon hatte sich schließlich auch vollzogen; man hoffte österreichischerseits auf Frankreichs Einfluß für den Frieden mit Italien.

Auch in die Verhandlungen mit Preußen steckte der französische Botschafter Benedetti seine Finger, mit noch geringerem Erfolg als auf der andern Seite. Die Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen klärten sich indessen nach Uebersehung des Geschehenen schnell. Die ganze österreichische Armee

war zersplittert; trotz aller Hingebung und der stellenweise großartigen Tapferkeit ihrer Truppen konnten die Bruchteile gegen die geschlossene preußische Macht nicht ankämpfen.

Die fehlerhafte militärische Ausbildung und die daraus hervorgehenden Mißverhältnisse trugen die Schuld. Ein schlecht ausgebildeter Offizier ist ein schlechter Führer. Dies erkannte man in Wien zu spät. Die Verluste waren so enorm, daß sich zum Beispiel die Hälfte aller vorhandenen Geschütze in preußischen Händen befand, die Führer waren tot oder gefangen, die Truppen erschöpft, mutlos — alles drängte nach Frieden.

Nachdem man preußischerseits über die Knotenschürzung in Paris und über die Tragweite der letzten Siege klar geworden, gab der König die vielverlangte Waffenruhe für fünf Tage. Auf dem Schlachtfelde von Blumenau bei Preßburg, woselbst das vierte Armeecorps unter dem General von Fransecky siegreich die Donau erreicht hatte, wurde mittags um zwölf Uhr — in den Kampf hinein — Frieden geblasen, das heißt Waffenruhe. Der Sieg war aber bereits erfochten, Preßburg gewonnen.

Prinz Friedrich Karl hatte sein Hauptquartier nach Ebenthal, einem Schloß des Herzogs von Koburg-Kohary, verlegt und am zwanzigsten Juli, kurz vor Abschluß des Waffenstillstands, bezogen.

Am frühen Morgen des einundzwanzigsten Juli traf der italienische Militärgesandte Conte d'Avèle in Ebenthal ein.

„Il me faut une bataille, je l'attrapperai enfin," sagte er dem Hofmarschall und fuhr nach einem kurzen Imbiß in höchster Eile weiter, Preßburg zu, um an dem dort zu erwartenden Kampf als Augenzeuge teilzunehmen. Er war die Nacht gereist, um die in Aussicht stehende Schlacht nicht etwa wieder zu verschlafen. Eine Stunde, nachdem der Gesandte Ebenthal verlassen, brachte eine Depesche die Nachricht von dem Waffenstillstand für fünf Tage.

Der General von Stülpnagel und der Major von Weyhern wurden darauf mit dem Befehl des Prinzen Friedrich Karl abgesandt, den Kampf bei Preßburg zu unterbrechen.

Sie machten den Weg zu Pferde und erreichten das Schlachtfeld von Blumenau bei Preßburg noch vor d'Avèle — mittags um zwölf Uhr.

Als der Gesandte die Vorposten passirte, sah er mit Befriedigung vor sich das Getümmel der Schlacht. Plötzlich ertönte ein Signal und wie durch einen Zauberschlag wurde jede Bewegung gehemmt — in unheimlicher Ruhe stand die Schlacht — das Signal wiederholte sich — tiefe Stille herrschte auf dem weiten Plan.

„Qu'est ça veut dire? C'est tout à fait comme dans l'opéra ‚Robert le diable', mais, à ce qui parait c'est moi qui entre avec la branche enchantée."

So fragte der Gesandte erstaunt einen mit erhobener Hand lauschenden jungen Offizier.

„C'est la paix, Monsieur," antwortete dieser.

Die Schlacht war abgebrochen.

„Vraiment je n'ai pas de chance!“ sagte Adèle eine halbe Stunde später mißvergnügt zu Stülpnagel, der mit Ostentation zur eigenen Genugthuung in die Donau geritten war und sein Pferd daraus saufen ließ.

„Auf dem Schlachtfelde dürfen Sie Ihre Chancen nicht mehr suchen,“ antwortete der General lächelnd, „wenn Sie aber mit mir umkehren wollen, so können Sie an unserem Diner teilnehmen, der Hofmarschall hatte ein vorzügliches Menu. Es scheint, daß Ihre Chancen nur auf anderem Felde liegen, als Sie vermuten.“

Die Herren kehrten nach Ebenthal zurück.

Die prachtvoll montirte Besitzung des Herzogs von Koburg-Kohary war augenscheinlich erst vor kurzem und in Eile von der Familie verlassen worden. Auf dem Toilettentisch der Herzogin, einer Tochter Louis Philipps von Frankreich, fand sich ein vollständiger Schmuck in Brillanten und Saphiren vor, dessen verschiedene Teile verstreut umher lagen. Er wurde sofort gesammelt, in seine ebenfalls vorhandenen Etuis verpackt und dem Haushofmeister übergeben.

Auf dem Schreibtisch der hohen Dame lag, ostentativ zurückgelassen und aufgeschlagen, ein französischer Brief des Kronprinzen vom 4. Mai 1866 datirt, worin dieser die Herzogin als „liebe Tante“ ersuchte, Patin der ihm kürzlich geborenen Tochter zu sein. Ueber dem Schreibtisch hing eine große Karte des Kriegsschauplatzes, auf welcher die preußischen Stellungen mit schwarz-weißen Fähnchen besteckt

waren; die österreichischen schwarz-gelben Fähnchen steckten alle, in einem dicken Haufen — in Berlin.

Es war deutlich zu erkennen, daß die österreichischen Stellungen eben so genau markirt gewesen waren als die preußischen und daß die hohe Frau im letzten Moment beim Verlassen ihres Schlosses für die nachfolgende preußische Besatzung desselben, sich den kleinen, ohnmächtigen Trumpf gegönnt hatte.

Im Papierkorb fand sich ein Telegramm der Tochter des herzoglichen Paares, welche an den österreichischen Erzherzog Joseph verheiratet war. Dies Telegramm datirte vom vierten Juli und lautete:

„Je suis très heureuse, que vous partagez notre joie: La gloire de Königgrätz!“

Einige Artikel der Wiener Presse wurden ebenfalls in dem Korbe gefunden. Es hieß darin, vom vierten Juli datirt:

„Die Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauten verworren, doch scheint es, daß wir gesiegt haben.“

Vom fünften Juli lautete die Nachricht bereits:

„Es ist noch nicht alles verloren, wir haben noch eine Armee.“

Eine spätere Nummer sagte:

„Nicht das Zündnadelgewehr allein hat gesiegt. Vergangenheit und Zukunft sind einander gegenübergestanden u. s. w.“

Die Pracht dieses Palais wie anderer Schlösser der Großen des Reichs imponirte dem einfachen Prinzen Friedrich Karl.

Gleich dem Könige schlief auch er stets, nicht

nur im Felde, in einer schmalen Eisenbettstelle, auf einfacher Matratze, mit seinem Militärmantel bedeckt. Als sein Feldbett in dem üppigen Schlafzimmer des Herzogs aufgeschlagen wurde, sagte er lächelnd:

„Ich staune und komme mir in dieser Umgebung vor wie der Bauer in Paris. Wenn das Kriegsglück diese österreichischen Großen in unsere Schlafzimmer geführt hätte — würden sie sich unangenehm enttäuscht gefühlt haben. Es scheint, daß wir seit Friedrich Wilhelm I. unzureichende Fortschritte in Bezug auf persönliche Bedürfnisse gemacht haben!“

Da voraussichtlich für Ebenthal ein längerer Aufenthalt bevorstand als der in den bisher innegehabten Schlössern genommene, so richtete sich das Hauptquartier behaglich in dem reichen Schloß ein.

Die Herren waren sämtlich vorzüglich einquartiert, und Herr von W. reichte mit den Requisitionen aus, bis die erwarteten Vorräte durch die Armee herangebracht worden waren, wonach er dann die Tafelfreuden reicher gestalten konnte, als es ihm bislang möglich gewesen.

Auf dem ersten Spazierritt sah man Wien in herrlicher Beleuchtung und das dahinter liegende Schönbrunn mit der bekannten Gloriette auf das deutlichste vor sich liegen. Ein aufregender Anblick! Von der Angst und Verwirrung in Wien liefen traurige Beschreibungen ein, es fanden wahre Auswanderungen, selbst aus den südlicher gelegenen Villeggiaturen, statt.

Mit der Einnahme von Preßburg war die Donau

erreicht, und nun fand sich die ganze preußische Armee in einem weiten Gürtel Wien gegenüber konzentrirt. Man brannte darauf, dort einzuziehen.

Am Abend des dreiundzwanzigsten Juli kamen eine Menge Nachrichten durch Briefe und Depeschen von der zweiten Armee. Man las sie in dem Salon des Prinzen und sprach lebhaft darüber. Aus dem Briefe eines verwundeten Offiziers, der in Königinhof von den Johannitern gepflegt wurde, erfuhr Curd, daß sich Heinz von Utwende, schwer verwundet, ebenfalls dort befinde und von seiner Frau gepflegt werde, die ihm auf die Nachricht von seiner Verwundung nachgekommen sei. Es gehe Utwende übrigens gut, seine Wunden hätten zwar noch keine Ansprüche auf den Charakter als Narben, bei einigen sei indes bereits der Antrag auf Schluß angenommen; so humorisirte der Schreiber.

Curd wandte sich an den Prinzen mit der Bitte um Urlaub zu einem Besuch in Königinhof.

„Teuerster, Sie versprachen mir, den armen W. zu unterstützen — es lastet gar zu viel auf ihm, er ist invalid — meine Reitpferde sind sehr verbummelt — ich freute mich darauf, sie von Ihnen beiden hier während der paar Ruhetage wieder in Gehorsam gebracht zu sehen. Die Emerald speziell hatte ich Ihnen zugedacht; W. leidet augenblicklich so sehr an seinem Rheumatismus, daß ich ihm die Schinderei mit dem störrisch gewordenen Gaul nicht zumuten möchte!“

„Auf etwas Schmerzen mehr kommt es nicht

an, Königliche Hoheit," rief von W. in das Gespräch hinein; „es ist schwer genug für mich, die eigentlichen Gefahren nicht teilen zu können, gönnen Sie es mir doch, meine übriggebliebene Kraft in Ihrem Dienste zu verbrauchen!"

„Nein, nein, mein alter, treuer Freund, das könnte ich schon Ihrer Frau und Ihren jungen Kindern gegenüber nicht verantworten; außerdem sind Ihre Kenntnisse und Ihre Hilfe für mich so kostbar, daß ich haushälterisch damit umgehen muß — Sie thun viel mehr, als Sie thun sollten, arbeiten stets über Ihre Kraft — den Nabob haben Sie mir herrlich wieder in Ordnung gebracht — er tanzte nur so bei dem heutigen Ritt — dic anderen möchte ich Ihnen zugestehen, aber den bevorstehenden Kampf mit der Emerald soll hier der jüngere und gesundere Stallmeister auf sich nehmen — gehen Sie — auf zwei Tage, Oldenfleth — bis dahin mag der Braune sich noch seines Uebermuts freuen. Uebrigens — Utwende ist von mir zum Pour le mérite eingereicht — melden Sie ihm das mit meinem herzlichen Gruß."

Der Prinz hatte den Premierlieutenant von Oldenfleth in Anbetracht seiner Dienste vor und während des dritten Juli zum Rittmeister gemacht.

Noch am selben Abend brach Curd auf und erreichte Königinhof über Brünn am nächsten Tage mittags.

Sein Herz schlug leicht und froh bei der Aussicht auf das Wiedersehen mit den beiden geliebten

Menschen. Die traurigen Eindrücke, welche ihm unterwegs durch Transporte von Verwundeten, Nachrichten vom Tode manchen Freundes nicht erspart blieben, konnten den Grund seiner Stimmung nicht beeinflussen, und dieser war ein heller Freudenaccord. Vor beinahe zwanzig Jahren hatte er die beiden Menschen, welche er nun wiederfinden sollte, kennen und lieben gelernt, und damals füllten auch Freude und Glück sein Herz. Wie anders aber als heute! Das Glück von damals brach von innen heraus, aus der Ueberfülle frohen Jugendmutes und zog unbewußt die ganze Welt mit hinein in die innere Jubelharmonie — jetzt war es umgekehrt. Die Welt, welcher er so sorglos vertraute, hatte die reine Harmonie seines Innern gestört; die Menschen, mit welchen er sich am tiefsten verbunden geglaubt in den Grundelementen seines Wesens, hatten dort feindlich gewirkt; mit dem leichten, sorglosen Glück, welches ihm stets die schöne Frucht nach zwangloser Arbeit geboten, war es vorbei, seine Unbefangenheit, sein Vertrauen erschüttert, die instinktive Lust am Dasein verschwunden. Damals galt es ein Verarbeiten der fremden, feindlichen Elemente in der eigenen Brust, und das konnte er am besten, losgelöst von seinem bisherigen Ich, in ganz fremder Atmosphäre. Er hatte stets seinen Kreis beherrscht, aber dieser Kreis war ein enger, er hatte in seiner Welt geglänzt, aber diese Welt war eine kleine, seine Grundsätze waren fest, seine Begriffe beengt gewesen — das alles glich sich in den neun Jahren aus, in welchen

Curd von Oldenfleth nicht wie bisher nur mit Standes- und Geburtsgenossen verkehren, sondern eine weitere Anschauung vom Leben gewinnen konnte. Er lernte das Leben sozusagen vom andern Ende kennen und bis zu dem Platz durcharbeiten, den er nicht verloren, aber verlassen hatte. Hellmuth von Oldenfleth traf das Rechte, wenn er sagte, daß die trutzigen Vorfahren verbockt seien durch das starre Festhalten an ihren Traditionen. Von Vater auf Sohn, von Onkel auf Neffen oder Bruder auf Bruder hatten sich die Charaktere zwischen gleichen Pflichten, gleichen Grenzen, gleichem Stolz und gleichem Ehrgeiz gleichartig entwickelt, selbst die Zwietracht, an der sie offenen Auges zu Grunde gingen, wurde von ihnen als Familienfatum respektirt. Curds Vater rüttelte zuerst an diesen Traditionen, indem er in preußische Dienste trat. Der Sohn folgte. Auch er war ein echter Oldenfleth, mit gleichen Charakteranlagen, auch sein Kern war ein harter, obwohl Curd von den lebenden Mitgliedern der Familie den relativ mildesten Charakter besaß, milder auch als Hertha. Aber ein Oldenfleth blieb er darum doch — der harte Kern in ihm war ein natürlicher Diamant, neun Jahre schliffen ihn zum wertvollsten Edelstein um. Wenn sich die alten Junker der Familie nicht so festgekrallt hätten in ihrem Boden, würde die Metamorphose allmälich in der Familie vor sich gegangen sein, die sich gewaltsam und schnell in dem einen vollzog.

Um aber auf den Ausgangspunkt, das Glücks-

bewußtsein, zurückzukommen, welches Curd in sich trug, so war dies kein instinktives Strahlen mehr aus innerm Reichtum, sondern ein Erkennen und Erfassen der höchsten Interessen, ein Aufgehen der eigenen Person in der gewaltigen Allgemeinheit. Was noch vom Dünkel des Obotriten in Curd vorhanden gewesen, war in dem Stolz des Deutschen untergegangen, aus dem trutzigen Junker war ein fester, weiser Mann geworden.

Die zweite Armee hatte nur eine kleine Besatzung in Königinhof zurückgelassen, von den Johannitern war daselbst aber ein großes Lazaret etablirt worden; außerdem befanden sich viele Verwundete unter Privatpflege in der Stadt.

Der erste Bekannte, den Curd in Königinhof antraf, war — der Oberst von Singletten und das Wiedersehen ein so seltsames, wie fast jedes Begegnen der beiden es gewesen.

Curd fragte in dem Lazaret nach Utwende; der Angeredete, ein Unterbeamter, konnte ihm nicht genaue Auskunft geben und wies ihn an den Herrn Obersten, der vor einigen Tagen als Kommandant der Besatzung und Vorstand der Lazaretkommission eingetroffen sei.

„Von welchem Armeecorps und wie heißt der Oberst?“ fragte Curd den Beamten.

„Ich darf von einem Offizier der ersten Armee erwarten, daß er über wichtige Veränderungen genau orientirt ist!“ antwortete an Stelle des Gefragten eine laute Stimme aus dem offenen Zimmer, in welchem eben eine Konsultation stattgefunden.

Die Stimme bereitete Curd auf die hohe, überschlanke Gestalt vor, welche sich gleich darauf in der Thür zeigte.

„Onkel!“ rief Curd in impulsiver Wärme.

„Ich bitte mir eine militärische Anrede aus!“ war die Antwort des Obersten von Singletten.

Curd legte die Hand an die Mütze und sagte im Stil dienstlicher Meldung:

„Rittmeister von Oldenfleth, zur Dienstleistung im Hauptquartier der ersten Armee abkommandirt.“

Die Züge Singlettens waren bis zum Reißen der Sehnen gespannt und konnten durch etwaige Ueberraschung nicht schärfer angezogen werden; eeine Augen hatten sich mit spitzem Blick forschend in Curds Antlitz gebohrt und blieben unheimlich starr in Kraft und Ausdruck.

Curd unterbrach das unmotivirte Forschen, indem er in gewöhnlichem Tone hinzusetzte:

„Ich wollte Dich um Auskunft über Heinz von Utwende bitten, Onkel!“

Der Kopf Singlettens schnellte noch um einige Linien nach rückwärts, und er antwortete mit seltsamem Pathos: „Der Kronprinz redet seinen durchlauchtigsten Vater mit ‚Eure Majestät‘ an — wenn er ihm eine Meldung macht — ich bin der Oberst von Singletten — was haben Sie mir sonst noch zu melden, Rittmeister von Oldenfleth?“

Mit der Hand an der Mütze wiederholte Curd seine Frage in dienstlicher Form und erhielt darauf folgende Auskunft:

„Der Hauptmann von Utwende vom siebenundzwanzigsten Regiment liegt nicht hier, man hat ihn der Pflege seiner Gattin übergeben, wie ich aus den Listen ersehen; die betreffende Wohnung werden Sie in meinem Bureau erfahren. Ich danke Ihnen!“

Curd grüßte militärisch und wandte sich dem bezeichneten Bureau zu.

„Von wo kommen Sie?“ rief ihn Singletten noch einmal an.

„Aus dem Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl in Ebenthal!“

„Sind Sie mit keinem Auftrag vom Chef der ersten Armee betraut worden?“

„Ich soll dem verwundeten Hauptmann von Utwende die Anerkennung des Prinzen Friedrich Karl, höchstseinen Gruß und die Mitteilung überbringen, daß Seine Königliche Hoheit ihn Seiner Majestät zum Pour le mérite vorgeschlagen.“

Singletten antwortete mit einer großen Pantomime:

„Ich habe den Orden nicht! Die Schlacht von Königgrätz schlug ich nicht — ich dachte sie — es war die Rache, welche ich mir bei Fredericia geschworen — sagen Sie das dem Prinzen — Tapferkeit vor dem Feinde berechtigt allein zu dem Orden Pour le mérite, mein Verdienst ist ein höheres — ich habe Deutschland befreit!“

Ein Stabsarzt in Uniform trat aus dem Konsultationszimmer. Mit einem zweiten: „Ich danke Ihnen!“ verabschiedete Singletten den Neffen und

wandte sich dem Arzt zu, dessen Meldungen er aufmerksam und sachgemäß beantwortete, wie Curd im Fortgehen bemerkte.

Die sonderbare Art seines Empfangs konnte er nicht allein auf die alte Abneigung des Onkels schieben, auch nicht mit einer Verschärfung des militärischen Verhältnisses sich erklären; hier mußte eine Störung vorliegen, der nachzuforschen Curd sofort beschloß. Zuerst wollte er aber Heinz aufsuchen.

Nach der empfangenen Adresse machte er das Haus bald ausfindig; ein einfaches Bürgerhaus, welches außer Heinz keine Einquartierung hatte.

Curd fragte nach dem Verwundeten. Der Wirt war ein Czeche, die Verständigung schwierig, doch entnahm Curd den weitschweifigen Mitteilungen, daß der Verwundete auf gutem Wege gewesen, die Dame hingegen krank geworden sei, und daß dieser letztere Umstand eine Störung verursacht habe.

„Ist die Dame noch krank?“ fragte Curd in einer Unruhe, welche durch die Mitteilung kaum genügend begründet war.

„O nein,“ wurde ihm geantwortet, „seit zwei Tagen nicht mehr!“

„So melden Sie mich ihr,“ sagte Curd und reichte dem Mann seine Karte.

Der Czeche ging, und Curd wartete mehrere Minuten, die ihm sehr lange wurden. Dann öffnete sich eine Thür im Hintergrund des Hauses, und es erschien ein Herr auf der Schwelle, der Curd mit einer Handbewegung zum Nähertreten aufforderte

und sich ihm als Doktor Träger vorstellte. Etwas Befangenes in dem Wesen desselben steigerte das Gefühl unklarer Besorgnis, welches sich mit Betreten des Hauses Curds bemächtigt hatte. Er nannte sich dem Arzt als nächster Verwandter der Frau von Utwende und erkundigte sich nach dem Zustand des Hauptmanns.

„Ich halte es für eine sehr glückliche Fügung, daß Sie gerade in diesem Augenblick hergekommen sind, Herr Rittmeister,“ begann der Arzt ausweichend, „es ist eine Komplikation des Zustandes eingetreten, nach welcher ich auf die Hinzuziehung eines zweiten Arztes dringen muß.“

Der erschreckte Curd erfuhr nun, daß Trautchen eine diphtherische Entzündung des Halses gehabt, ziemlich schnell genesen sei und ihren Zustand wenig beachtet habe.

„Ich wendete die üblichen Vorsichtsmaßregeln an,“ entschuldigte sich der junge Militärarzt. „Sie werden noch den penetranten Karbolgeruch im Hause bemerken — der Belag war auch schnell geschwunden — allerdings hoffte ich die junge Frau noch längere Zeit von dem Verwundeten fern halten zu können. Um sie nicht zu erschrecken, die mir mehr Besorgnis einflößte als der im normalen Genesungsprozeß vorschreitende Verwundete, hatte ich die Trennung der Gatten nur mit der Sorge für die große Zartheit der Dame motivirt — das war eine Schuld, die — ich gestehe es Ihnen — zum Verhängnis zu werden droht — mir scheinen nämlich zwei der noch nicht geschlossenen Wunden diphtherisch infizirt.“

„Eine Blutvergiftung?“ flüsterte Curd tief erschüttert.

Der Arzt zuckte die Achseln; Curd überlegte schnell.

„Bleiben Sie hier — sagen Sie der Dame vorläufig nichts — wo ist sie?“

„Bei ihm!“

„Ich laufe nach dem Lazaret und bringe den Generalarzt Langenbeck mit, den ich eben dort beschäftigt sah — vielleicht ist noch durch eine Amputation oder ein Ausschneiden zu helfen?“

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Amputation ist nicht möglich — die Wundkanäle liegen in der Brust.“

Curd war schon fort. Er traf den damals schon berühmten Operateur, Herrn von Langenbeck, der sich momentan wegen des schwerverwundeten Prinzen Anton von Hohenzollern in Königinhof befand, glücklicherweise noch im Lazaret. Beide kehrten sofort nach Utwendes Wohnung zurück.

„Wir wollen sehen — die jungen Aerzte täuschen sich mitunter über dieses Gespenst — der Diphtheritis — es gibt Beläge der Wunden, auch des Halses, die ähnlich aussehen, aber wenig zu sagen haben.“

Mit solchen Worten suchte der kleine, ruhige, klugblickende Gelehrte die Besorgnis Curds zu dämpfen.

In dem vor einigen Minuten verlassenen Zimmer fanden die Eintretenden Trautchen.

Des Arztes Benehmen hatte die junge Frau ängstlich gemacht — im Zustande des geliebten Kranken

schien ihr nichts verändert — die letzten Tage waren von frohen Hoffnungen belebt gewesen, Heinz hatte sich nur um sie gesorgt, und nun plötzlich, wie aus heiterem Himmel, schreckte sie die besorgte Miene des Arztes, ängstigte sie seine Zurückhaltung bei ihren drängenden Fragen. Sie war ihm nachgegangen, hatte aber von ihm nur erfahren, daß ein naher Verwandter, der Rittmeister von Oldenfleth, eingetroffen sei und die Hinzuziehung einer anerkannten Autorität zur Beurteilung des Wundzustandes gewünscht habe."

Erschrocken hatte Trautchen gefragt:

„Warum aber? Ist denn etwas geschehen? Es geht doch alles so gut!"

„Ja, meine gnädige Frau, es ging bis jetzt alles unerwartet glücklich," antwortete ihr der Arzt befangen und bewegt, „indes — da Herr von Langenbeck gerade in Bezug auf diese Branche der Wissenschaft eine Autorität ersten Ranges ist und Herr von Oldenfleth sehr — sehr ängstlich schien . . ."

„Sie sind es nicht!" rief die junge Frau, in gewaltsamer Zuversicht den Kopf schüttelnd und dem Arzt dabei ängstlich zulächelnd, der ausweichend antwortete:

„Auch ich muß es für besser halten, daß außer mir noch ein zweiter Arzt von einer Veränderung der Wunden Notiz nimmt, die mir Besorgnis erregt."

Die Kniee der armen Frau wankten, sie mußte sich am Tische halten — in diesem Augenblick trat

Curd mit Langenbeck ein. Trautchens Kraft spannte sich von neuem, sie ließ ihre Stütze fahren und schwankte den Herren entgegen.

„Curd — Curd — Du hast mich sehr erschreckt — ganz unnütz — nicht wahr, Herr Doktor?“ Sie kannte Langenbeck nicht, sein mildes, gütiges Gesicht flößte ihr sofort Vertrauen ein, und ihr Blick heftete sich mit flehender Zuversicht auf ihn. „Es kann jetzt doch nichts mehr passiren — die Wunden sind sehr gut im Verheilen — kein Fieber — und er schläft viel ungestörter als früher, hat auch besseren Appetit — Du bist sehr freundlich — lieber Curd — aber — nicht wahr — Du siehst selbst — Deine Besorgnis ist ganz unbegründet.“

Es war ein angstvolles Wehren der nahenden furchtbaren Erkenntnis, auf welche Verzweiflung folgen mußte, wie die beiden Aerzte annahmen und auch Curd fürchtete. Sie senkten alle drei den Blick vor den rastlos von einem zum andern wandernden Augen Trautchens.

Langenbeck sagte:

„Gewiß, gnädige Frau, wir wollen das Beste hoffen — auf Wunsch meines Kollegen“ — mit einer Verbeugung nach der betreffenden Seite — „werden wir die Wunden Ihres Herrn Gemahls einer eingehenden Inspektion unterwerfen. Wenn ich bitten darf — Sie gehen mir wohl voraus — Herr Kollege.“

Der jüngere Arzt beeilte sich sehr, aus der unangenehmen Situation zu kommen, und verließ das Zimmer schnell; Trautchen wollte folgen, wurde aber

von Herrn von Langenbeck zurückgehalten, der freundlich, aber bestimmt sagte:

„Nein, meine liebe gnädige Frau, Sie bleiben indes hier — Herr von Oldenfleth wird Ihnen die beste Stütze sein!“

Sie blieb wie erstarrt mitten im Zimmer stehen, als der Generalarzt es verlassen.

Curd trat zu ihr.

„Trautchen — verliere den Mut nicht,“ redete er sie sanft an, „es wird Schweres von Dir verlangt — Du mußt stark sein — sieh — so lange Heinz gesund war, stützte er Dich — jetzt mußt Du seine Stütze werden.“

Das waren die richtigen Worte.

„Du hast recht, Curd,“ antwortete sie, sich mit Anstrengung sammelnd, „ich danke Dir — um Heinz' willen werde ich Kraft behalten — ihn zu pflegen — nicht wahr? Es muß ja wieder besser werden!“ Sie bebte an allen Gliedern, bemühte sich aber, ihre Aufregung zu beherrschen.

Curd sah voll Wehmut die Veränderung, welche die Jahre, Krankheit und Schmerz in dem weichen Gesicht verursacht. Schmal und bleich waren die Wangen; die Augen, vergrößert und umschattet, erschienen dunkler als früher; die ganze Gestalt kam ihm noch kleiner und zarter vor, als er sie in der Erinnerung hatte. Die rosige Frische und die schwellenden Rundungen, welche die Jungfrau so reizend gemacht hatten, fehlten — nur das Haar war ganz wie sonst, und sie trug es auch noch ebenso

— an der Stirn die wehenden hellen Löckchen, im Nacken die glänzenden Flechten. Und — wie bekannt war ihm die Bewegung, mit der sie mechanisch die Löckchen glättete. Aber die runde, zarte Mädchenhand aus Curds Erinnerung war es nicht, sondern eine blasse, blumenhaft welke Frauenhand, die zitternd über das Haar strich und vergessen auf der Schläfe liegen blieb, eine Hand, die eine Geschichte hatte, an welcher der schwere goldene Ring lose hing — wie zum Herabfallen! — Curd bemerkte das voll Wehmut, während er nach beruhigenden Worten für das angstvolle Antlitz suchte, welches fragend zu ihm erhoben war.

Der Vergangenheit, des langen Zwischenraumes, in dem die Gedanken beider so oft liebend geforscht, der nun aufzudecken gewesen wäre — wurde gar nicht gedacht; gemeinsame Sorge füllte die Herzen und nahm alles Denken in Anspruch. Er sprach zärtliche Worte — die für sie keine Bedeutung hatten. Von der Art der Gefahr hatte sie keine Ahnung, sie fühlte aber, daß die leeren Worte etwas Entsetzliches verbargen, dem sie nicht Raum geben wollte — kurze, hastige Fragen, freundliche Antworten, dieses schreckliche Etwas umgehend, füllten wenige Minuten aus — dann traten die Aerzte wieder ein, sie hatten nicht lange zu konsultiren nötig gehabt — der Fall war grausam klar — die Blutvergiftung keine partielle mehr.

Curd las Heinz' Geschick von den Angesichtern der Aerzte und schwieg, während Trautchen in krampfhafter Lebendigkeit fragte:

„Nun haben Sie sich wohl überzeugt, daß nichts versehen ist — es war ja auch nicht möglich, ich habe schon seit vorgestern alles wieder selbst bei ihm gemacht."

Ein erstaunt vorwurfsvoller Blick Langenbecks traf den jungen Kollegen.

Dieser entschuldigte sich:

„Der Belag war total geschwunden — wie ich schon sagte — übrigens nur leicht, nur auf den Mandeln vorhanden gewesen, ich hatte sofort geätzt — das Zimmer war komplet unter Karbol gesetzt . . ."

„Und die Kleidung?" fragte Langenbeck ernst.

„Die Kleidung," stammelte der Arzt, „allerdings — wenn die Diphtheritis prononcirter gewesen wäre . . ."

„Hat mein Mann die Diphtheritis?" unterbrach ihn Trautchen, die Augen groß auf Langenbeck gerichtet.

Dieser antwortete:

„Nicht so — wie Sie vielleicht annehmen — gnädige Frau, der Belag der Wunden, durch welchen mein Kollege beunruhigt worden, ist aber ein entschieden diphtherischer."

„Ist das gefährlich?" fragte die arme Frau mit starrer Aufmerksamkeit.

Der junge Arzt begann salbungsvoll:

„Es ist jedenfalls unsere Pflicht, meine gnädige Frau, Sie darauf vorzubereiten, daß — unter bewandten Umständen — allerdings . . ."

„Sagen Sie mir die Wahrheit!“ forderte Trautchen von Langenbeck, ohne den andern zu beachten.

Dieser faßte die herabhängende Hand der jungen Frau.

„Ich darf es Ihnen nicht verhehlen, daß der Zustand — ein höchst bedenklicher ist.“

„Hoffnungslos?“ fragte Trautchen mit unnatürlicher Kraft.

Langenbeck neigte das Haupt.

Alle Schwäche war verschwunden, das zarte Geschöpf wurde zur Heldin angesichts des Unabwendbaren. Da war's — das furchtbare Etwas — kein Gespenst — die nackte Realität, der Tod! Einen Augenblick verdunkelte sich ihr Bewußtsein — es war ihr, als ob die Welt um sie her versänke — sie blieb stehen, mit geschlossenen Augen, sekundenlang — und als sie die Augen wieder öffnete, da war das Schreckliche kein Traum.

„Heinz!“ entrang es sich ihrer Brust, ein Schmerzenslaut, der Thränen selbst in die Augen des Arztes lockte; dann legte sie ihre Hand auf Langenbecks Brust und fragte leise:

„Wie lange?“

„Höchstens bis — morgen!“

Ein Stöhnen wie eines zum Tode Getroffenen gab Antwort.

Curd umfaßte die junge Frau, sie wehrte ihm stumm, keine Thräne feuchtete die Augen.

„Nicht diese furchtbare Spannung, gib dem Schmerz sein Recht!“ bat Curd, dessen Herz bei dem Anblick des armen Opfers blutete.

Sie schüttelte den Kopf und streckte die gefalteten Hände hoch empor.

„Heinz, Heinz!" zitterte es über ihre Lippen. „Laß diesen Kelch an mir vorübergehen, mein Gott!" schrie das Herz.

Die Aerzte gaben ihre Instruktionen für die Behandlung des hoffnungslosen Falles an Curd und versprachen bald wieder zu kommen.

„Sie bleiben hier?" fragte Langenbeck den jungen Offizier.

Er bejahte, und die Herren gingen.

„Heinz — Heinz!" murmelte Trautchen noch immer, die Arme emporgestreckt, aber die Hände hatten sich gelöst, als wollten sie die Hilfe mit Gewalt herabreißen.

„Fasse Dich — um seinetwillen," redete Curd ihr zu.

Sie hörte und sah nichts.

„Gott, mein Gott!" rief sie inbrünstig; dann leiser: „Und er — weiß nicht, wie es um ihn steht!"

„Du darfst ihn nicht erschrecken!" sagte Curd.

Da ließ sie die Hände sinken und sah ihn an mit dem Ausdruck einer heiligen Märtyrerin.

„Du hast recht — ich muß stark sein, um seinetwillen — ich bin es — Curd! Sage mir nur noch eins: Ist es unabänderlich — können sie sich nicht irren — er sah nicht kränker aus — muß er denn wirklich sterben?"

„Es wäre Sünde, Dich mit falschen Hoffnungen hinzuhalten, Du hast den Schlag so tapfer ertragen — halte ferner stand! Hoffnung ist nicht vorhanden

— ich habe von Langenbeck genaue Instruktionen — der Tod wird ein leichter — schmerzloser sein."

„So bald — so bald!" murmelte sie wie abwesend, drückte beide Hände gegen ihre Schläfen und blickte starr ins Leere — dann sagte sie plötzlich mit der alten, kinderweichen Stimme: „In guten Stunden gaben wir, Heinz und ich, uns das Wort, daß keiner den andern unvorbereitet — ohne Abschied — dahingehen lassen wolle — Curd — ich — ich — muß es meinem Heinz sagen, daß die Trennung da ist!"

„Nein, Du armes Herz — laß mich's thun — ich werde es ihm sagen — wenn es sein muß — er ist ein Mann, der dem Tode mehr als einmal ins Auge gesehen!"

Sie bewegte sachte den Kopf fort und fort, während sie mit herzbrechender Sanftmut sagte:

„Du darfst es nicht, Curd — ich bin ihm stets gehorsam gewesen — sein Wille war mein Gebot — er soll auf keine Wortbrüchige herabsehen — sein Trautlieb" — ein paar schwere Tropfen lösten sich aus den weit offenen Augen — sie dachte daran, wie Heinz den geliebten Namen gedeutet: „Trautlieb — Liebtraut" — beim Abschied in Berlin mußte sie ihm versprechen, stark zu sein — „Heinz traut seinem Lieb!" hatte er warnend gesagt und später oft schriftlich wiederholt — er sollte ihr trauen — über das Grab hinaus. Dann fuhr sie über das nasse Gesicht, schluckte die Thränen in sich hinein — Curd hörte sie in der Stimme beben, als sie sagte: „Keine Minute darf ich ihm mehr entziehen — thu

Du, was die Aerzte befahlen — ich weiche nicht mehr von seiner Seite!"

So ging sie — eine kleine, federleichte Gestalt, mit Schritten, so schwer, als ob ein jeder sich in den Boden grübe!

Und Curd hatte doch einst bei ihren Bewegungen an Aufhebung der Schwerkraft glauben können — damals — als das Leben wie ein reicher, sonniger Garten vor ihr lag — jetzt folgte er einer Frau, deren Schritte des Glückes Rest bemaßen!

Zwei Zimmer mußten durchschritten werden — ein Gang von wenigen Minuten mit dem Todesurteil auf den Lippen. Curd mußte zurückdenken an den Abend, als er mit dem Abschied fürs Leben zu Franz von Singletten ging!

Dort hatte er dem Verurteilten das Versprechen zu bringen, die Schmach mit ihm in das Grab zu senken — hier hatte er der Todesbotschaft, die ein reines, schuldloses Glück, ein zu den höchsten Hoffnungen berechtigtes Leben abschloß, die größte irdische Ehrenauszeichnung — den Orden pour le mérite — folgen zu lassen — dort waren Menschen, hier Gott Vollstrecker des Todesurteils, und in dem furchtbaren Schmerz dieses Augenblicks empfand Curd den Segen der Gottesnähe.

Heinz hatte das beste Zimmer der Wohnung inne, es war groß und hell, und sein Bett stand frei, so daß man von allen Seiten an dasselbe herantreten konnte.

Curd blieb an der letzten Thür stehen. Er konnte

das Krankenzimmer übersehen, ohne von Heinz wahrgenommen zu werden.

Das Licht vom Fenster fiel seitlich über sein Lager, es beleuchtete den erhöht liegenden Kopf im Profil. Scharf, wie das eines Toten, war das Profil, die Augen lagen tief, aber die Haut besaß noch die Farbe des Lebens.

Ohne den Kopf zu bewegen, fragte Heinz beim Schall der Schritte, die sich dem Bett näherten:

„Bist Du's, Trautliebchen?"

Sie antwortete: „Ich bin's!"

Und er hob den Kopf ein wenig und drehte ihn nach rückwärts, um ihr entgegen zu sehen, die von hinten an das Bett trat.

„Ich erkannte Deinen Schritt gar nicht und fast auch nicht Deine liebe Stimme," sagte er freundlich.

Durch die Wendung, welche Heinz gemacht, bot sich Curd einen Moment der volle Blick in das Gesicht des Freundes. Er fand den alten, wohlbekannten Ausdruck ruhiger Liebeskraft; das Antlitz schien ihm, voll hineingesehen, auch weniger verändert; abgezehrt und bleich, aber durchaus nicht wie das eines Sterbenden.

Welch intensive, lebensvolle Zärtlichkeit sprach aus Blick und Stimme, als Heinz fortfuhr, während Trautchens Lippen sich auf die ihr entgegengestreckte Hand preßten und darauf ruhen blieben:

„Haben die Aerzte Dich erschreckt, mein Herzblatt? Bist Du in Unruhe über die kleine Störung bei der Heilung?"

Sie schwieg noch immer und küßte seine Hand wieder und wieder.

„Nun merke ich — der gute Langenbeck kam nicht zufällig, nach mir zu sehen, wie er mir weiß machen wollte — mein ängstliches Frauchen hatte ihn beordert!“ Das sagte er lächelnd, scherzend, während er ihr die Hand sanft entzog, den Arm um ihren Nacken schlang und ihren Kopf aufrichtete. Als er ihr so in die Augen sah, wurde er plötzlich ernst. „Sprich, mein Lieb, was haben sie Dir gesagt? Ich lese in Deinen geliebten Augen — daß es Schweres ist.“

Mit übermenschlicher Kraft beherrschte Trautchen ihren Todesschmerz, ließ, von seinem Arm umschlungen, den Kopf auf das Kissen sinken und schmiegte ihre Wangen dicht an die seine.

„Mein Geliebter,“ flüsterte sie zärtlich, und die zitternden Laute hatten einen so gesättigten Klang, daß sie in Curds Ohr vibrirten, als lägen ihre Lippen dicht davor, „mein einzig Geliebter — wir hatten schon den Kelch des Todes gekostet — und empfingen das Leben als neues Geschenk — Gott hat es anders beschlossen — mein Heinz — mein Leben — wir gaben uns das Wort, einander nicht zu verschweigen — wenn — die Stunde naht — — — Heinz, lieber Heinz — die Trennung — ist da!“

Die letzten einfachen Worte, so knapp im Ausdruck, gaben ein herzbrechendes Zeugnis von der Seelenstärke des armen Weibes, es folgte Stille darauf.

Curd sah wieder das Antlitz des Freundes im

Profil, es war offenbar, daß die Nachricht ihn unerwartet traf — Ueberraschung war die erste, tiefer Ernst — heilige Ruhe die nächste Veränderung in dem Gesicht Utwendes. Dann falteten sich seine Hände, die Augen erhoben sich zur Decke, und mit fester, lauter Stimme sprach Heinz von Utwende das lutherische Glaubensbekenntnis; feierlicher und mächtiger, erhebender als je von dem Altar der Kirche aus des Priesters Mund ertönten den beiden Zuhörern die Worte von der Schwelle des Todes aus dem Munde des Sterbenden:

„Ich glaube an Gott, den Vater, allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde" und so weiter.

Trautchen war auf die Kniee gesunken und blickte unverwandt in das von heiligem Ernst erfüllte Antlitz ihres Mannes.

Nachdem er geschlossen, tastete er nach der Hand seines Weibes.

„Sein Wille geschehe!" sagte er mit voller Stimme, und dann sanft: „aber Aerzte sind auch nur kurzsichtige Menschen — die Gottes Macht so wenig ausmessen können als wir. Was er auch beschlossen — mein trautes Lieb — im Leben wie im Tode — ich bin Dein, und wir beide sind des Herrn. Amen!"

Dann zog er sie wieder an seine Brust.

Curd nahte sich — er hatte auf Rat der Aerzte scharfe Dosen Alkohol — starken alten Cognac dem Kranken zu geben.

Heinz' Blick wandte sich auf die Schritte seitwärts.

„Auch Du, mein alter Kamerad,“ sagte er freundlich, „das ist eine“ — er wollte sagen „letzte“ Freude, verbesserte dies schmerzliche Wort aber, drückte sein kleines Weib fester an sich und sagte: „eine große Freude und Beruhigung für mich.“

Curd reichte ihm ein Glas von dem starken Getränk und erklärte zugleich, daß dies der Blutvergiftung entgegenwirken solle.

Heinz nahm es, sein Antlitz rötete sich — dann entledigte sich Curd seines Auftrags vom Prinzen.

Ein heller Freudenschein verklärte das Gesicht Utwendes.

„Ich hab's nicht verdient — ich that nicht mehr als andere — meine guten, braven Jungen hielten stand — wie die Märtyrer — das ist wahr — ihnen gebührt der Ruhm — sage es den wenigen Uebriggebliebenen, daß ich das Kreuz für sie empfangen — und für sie getragen haben würde — wenn es mir vergönnt gewesen.“

Der Arzt kam wieder, er brachte eine Flasche alten, starken Wein mit und verlangte, daß der Kranke so viel trinke, als er irgend vermöchte.

„Kann es mich retten?“ fragte Heinz ernst.

Der Doktor prüfte Puls, Herzschlag, die Augen, die Wunden.

„Es kann Ihr Leben um Stunden verlängern, wenn Sie viel, sehr viel trinken,“ sagte er wahrheitsgetreu.

„Dann nehmen Sie Ihre Flaschen mit, ich will mit klarem Bewußtsein sterben; die letzten Stunden

meines Lebens gehören meiner Frau, und ihr soll eine reine Erinnerung daran bleiben."

Der Arzt ging — er konnte nichts einwenden.

Trautchen war nur auf wenige Minuten zu entfernen, während deren Heinz den Freund über seinen letzten Willen zu instruiren verlangte.

Er wünschte in Berlin beigesetzt zu werden, da Trautchen nach seinem Tode sich natürlich zu den Eltern begeben und einen Trost in dem Bewußtsein fühlen würde, den irdischen Rest ihres Glückes, seinen Grabhügel, pflegen zu können.

„Mein Testament ist vor dem Feldzug gemacht — wenn es möglich ist, soll der Vater herkommen, meine Leiche holen und das arme Weib begleiten."

„Ist Dein Vater nicht mehr im Dienst?" fragte Curd.

Heinz sah den Freund groß an.

„Mein Vater? Der fiel schon vierundsechzig — bei Alsen — ich meine — Trautchens Vater — er war öfter bei uns — ist mir ein wahrer Vater geworden."

Curd versprach alle Wünsche zu erfüllen.

„Kannst Du hier bleiben, bis es — zu Ende ist?" fragte dann noch Heinz.

„Mein Urlaub läuft vierundzwanzig Stunden früher ab als der Waffenstillstand — der Prinz erwartet mich morgen abend."

„Du müßtest also spätestens um die Mittagszeit morgen aufbrechen" — berechnete Heinz sorgenvoll — „der Vater kann so früh nicht hier sein — meine

arme Traut wird in den schwersten Stunden niemand zur Seite haben!“

Die Korrektur eines Pferdes und der Tod eines Freundes — aber — die militärische Disziplin ließ keine Wahl, beide wußten das und fügten sich ohne Frage.

„Singletten ist hier, Heinz,“ rief Curd, von der plötzlichen Erinnerung erleichtert, aus, „seit wenigen Tagen — ich will ihn sofort aufsuchen, er wird Trautchen zur Seite stehen.“

„Besser als niemand,“ antwortete Heinz bekümmert, „obwohl der kalte, harte Mensch zur Stütze für ein gebrochenes Herz schlecht geeignet sein wird. Die ersten traurigen Sorgen kann er ihr jedenfalls abnehmen — dann wird ja hoffentlich der Vater da sein!“

Curd ging, und Trautchen nahm seine Stelle ein, um sie nicht mehr zu verlassen, bis alles vorüber war.

Einen Schleier über die letzten Stunden!

Um des andern willen trug jeder seinen Schmerz wie ein Held — der sterbende Mann verbarg die Qual — das Herz des armen Weibes sog die Thränen auf, damit sie den Blick der Liebe nicht verschleierten, in dem sich der Teure so gern gesonnt, der ihm leuchten sollte, bis sein Auge brach.

Nur selten stahl sich eine schüchterne Klage über Trautchens Lippen. Einmal sagte sie:

„Ach, Heinz, ich bin noch so jung!“

Er wußte, daß sich dahinter die Klage barg: „Vielleicht droht mir noch ein langes Leben!“

Er erwiderte:

„Denke an die selige Ewigkeit, in der es keine Trennung gibt, und gönne die kurze Erdenzeit Deinen armen Eltern — der geliebten Mutter!“

Sie küßte in stummer Ergebung seine Hand. Jede Minute war ihnen ein heiliges Geschenk — ihre Liebe äußerte sich wie sonst, nur stiller! Sie brachte ihm jede Erleichterung, war erfinderisch in kleinen Hilfeleistungen, als ob sie einen Wert für lange Zeit bedeuteten; sie geizten um jede Minute des Zusammenseins, konnten sich nicht satt sehen aneinander.

Wie ein demütiges, gläubiges, reines Opfer, wie Gebet ging ihre Liebe ihnen voraus, stieg empor — Gott zum Wohlgefallen.

Unterdes lief Curd in der Stadt umher, so eilig, als gälte es, dem Tod die Beute abzujagen. Zuerst telegraphirte er nach Berlin an Hellmuth Oldenfleth:

„Heinz' Stunden sind gezählt, komm sogleich — ich muß fort, dem Dienst nach. Curd.“

Die Verbindung mit Eisenbahn und Telegraph rückwärts nach der Heimat war zwar durchgängig hergestellt, die Frequenz aber eine so große, daß Privatdepeschen oft ebenso behindert werden konnten als bei den überfüllten Eisenbahnzügen der Transport von Privatpersonen.

Nachdem dies besorgt, suchte Curd Singletten auf, zuerst im Lazaret, dann in seiner Wohnung, welche er im Bureau erfragte. Auch dort war der Oberst nicht zu finden. Er entdeckte ihn endlich vor der Stadt, mit Messungen des Terrains beschäftigt.

„Hier wird die letzte Schlacht geliefert werden

— meine Entwürfe sind fertig," sagte Singletten, als Curd ihm seine Bitte vorgetragen, die jener gar nicht beachtete. „Hieher engagire ich den Kaiser Franz Joseph — es wird ein Zweikampf im Großen sein. Schach dem Kaiser!" rief Singletten pathetisch aus. „Und wehe dem, der sich zwischen uns drängt — von uns beiden" — er schlug mit der flachen Hand auf die weitgedehnte Brust — „wird das große Schauspiel beendet werden — ich habe es erdacht — ich schließe es ab!" Auf einer Anhöhe stehend, in der Stellung eines Imperators, streckte er den rechten Arm gebietend über das Land, seine Augen glühten — „Mein ist Volk und Reich — ich lege beides bezwungen meinem König zu Füßen!"

Es ließ sich kaum bezweifeln, daß hier eine Geistesstörung vorlag, ein Schutz für Trautchen konnte von diesem Manne nicht erwartet werden.

Curd ließ ihn stehen, kehrte eilig in die Stadt zurück und ließ sich bei dem Höchstkommandirenden, einem Obersten von H., melden.

Nach kurzer Darlegung der Thatsachen seitens Curds erklärte der Oberst, daß Singletten mit der geheimgehaltenen Ordre herkommandirt worden sei, daß man ihn beobachte und nötigenfalls unschädlich mache. Die Aufsicht des Lazarets hatte man ihm nur scheinweise anvertraut, um eine genaue Beobachtung seiner selbst durch die benachrichtigten Aerzte zu veranlassen, ohne daß der Betreffende, dessen Leidenschaftlichkeit man nicht zu Excessen steigern wollte, davon etwas ahnte. Die Hoffnung, daß der

erregte Zustand, welchen, wie man annahm, die furchtbare geistige Arbeit der letzten Monate hervorgebracht, sich bei völliger Ruhe in Königinhof bessern würde, hatte sich nicht erfüllt, im Gegenteil, der Arzt konstatirte eine bereits ausgebildete geistige Störung — Singletten litt am sogenannten Größenwahn.

Curd war die Erscheinung hinlänglich erklärlich. Die übermäßigen geistigen Anforderungen vor und während der Mobilmachung konnten die überspannte Ehrsucht Singlettens leicht bis zum Wahnsinn steigern.

Der Oberst von H. versprach jede mögliche Hilfe für Trautchen, und Curd mußte sich damit begnügen.

Es waren Stunden vergangen seit er die beiden verlassen, Langenbeck kam ihm im Flur des Hauses entgegen.

„Es geht schneller zu Ende, als ich glaubte, er wird den Morgen nicht erleben," sagte der treue, mitfühlende Arzt; „wenn er den Wein und den Cognac genommen, hätten wir das Leben aufhalten können — vielleicht zwölf Stunden — es mag aber besser sein so — die Qual endet eher — und Sie werden noch hier sein, um der armen Frau Beistand zu leisten in der Todesstunde — ich muß fort — zu anderen — mit dem Prinzen von Hohenzollern steht es schlecht. Sie würden mich dort finden, wenn Sie mich noch einmal nötig haben sollten — ich lasse Ihnen eine Ordonnanz im Hause, die genau orientirt ist."

In den zwei verflossenen Stunden war eine

große Veränderung mit Heinz vorgegangen, der Tod hatte ihn bereits gezeichnet.

Auf seinen Wunsch hatte Langenbeck ihm versprochen, den Feldprobst zu schicken. Heinz wollte mit Trautchen zusammen das heilige Abendmahl nehmen.

Der Geistliche kam eine Stunde darauf und fand die beiden Gatten Hand in Hand, den Sterbenden ergeben und gefaßt wie auf dem Schlachtfeld, aber mit einem Ausdruck, der nicht mehr dieser Welt angehörte.

Trautchen kniete während der heiligen Handlung vor dem Bett, ihre Augen hingen thränenlos an dem verklärten Gesicht ihres Heinz.

Curd war zugegen, er und der Geistliche hatten die Empfindung, daß hier zwei Leben mit den gezählten Atemzügen des einen enden mußten.

Bald nach Mitternacht setzte der Puls aus — es traten Beklemmungen ein, das Bewußtsein blieb dem Sterbenden und damit die Kraft, der Geliebten zu verbergen, was er litt.

Die letzten Augenblicke waren wieder ruhig, an der Brust seiner Trautlieb schlummerte Heinz hinüber — ein sanftes, zärtliches: „Traut — lieb!“ zitterte als letzter Laut über seine halbgeöffneten Lippen.

Sie war stark gewesen — um seinetwillen! Uebermenschliches hatte der zarte, schwache Körper geleistet, keine Klage, kein Schmerzenslaut war über ihre Lippen gekommen — sie hielt den Sterbenden, den Curd zur Erleichterung der Atemzüge aufgerichtet hatte, eine halbe Stunde in ihren Armen —

und sie hielt ihn immer noch und glaubte seinen Atem, seinen Herzschlag zu fühlen, als nur noch ihr Herz schlug und ihr Atem ging — unterdrückt, leise — leise — um ihn nicht zu stören.

In den Augen Curds, der ihr gegenüber stand, las sie das Ende, drückte ihr Gesicht in die braunen Locken ihres toten Geliebten und schluchzte zum erstenmale. Von den nächsten furchtbaren Stunden konnte sie sich später keine Rechenschaft geben, es war Nacht um sie geworden. Curd blieb an ihrer Seite bis an den Morgen, dann kam der Vater. Hellmuth hatte es möglich machen können, mit einem Extrazug die Tour von Berlin nach Königinhof zurückzulegen — es war eine große Erleichterung für Curd, daß er Trautchen direkt dem Schutze des Vaters übergeben konnte.

Die traurigen geschäftlichen Angelegenheiten nahm Curd noch auf sich, Trautchen sah er nur noch einmal — am Sarge — neben Hellmuth.

Der Oberst, welcher das Kommando in Königinhof hatte, teilte Curd mit, daß Singletten seines aufgeregten Zustandes wegen unter irgend einem Vorwand nach Berlin zurückgeschickt werden solle.

„Wir müssen sehr vorsichtig verfahren," setzte er hinzu, „denn kommt ihm eine Ahnung von der wahren Ursache seiner Rücksendung, so bricht er uns hier in Tobsucht aus. Dem Arzte, der sich scheinbar harmlos mit ihm unterhielt und ihn dabei beobachtete, zeigte Singletten offenbar Mißtrauen. Die Anwesenheit seines Schwagers, Ihres Onkels oder

Vetters Oldenfleth, ist mir deshalb sehr erwünscht. Ich werde offiziell den Oberst Singletten mit dem Transport der Leiche Utwendes betrauen, in der That aber den Gestörten unter der Aufsicht seines Verwandten, des Justizrats Oldenfleth, nach Hause schicken. Es wird geraten sein, ihn sofort in ärztliche Behandlung, am besten in eine Anstalt, zu bringen. Zur Sicherheit und Unterstützung für den Justizrat gebe ich ihm einen tüchtigen Lazaretgehilfen mit, der als einfacher Passagier mit Singletten in einem Coupé allein fahren und ihn beobachten soll. Mehr kann ich leider zur Erleichterung der schwierigen Sache nicht thun."

So unangenehm diese Komplikation auch war, es ließ sich nicht gut abweisen.

Hellmuth von Oldenfleth wollte die Rückfahrt wieder mittels Extrazuges zurücklegen und erklärte sich bereit, den unbequemen Passagier mitzunehmen.

Curd hielt es für besser, den Onkel Singletten aufzusuchen, um sich persönlich von seinem Zustand zu überzeugen. Er traf ihn in seiner Wohnung mit Karten und Papieren beschäftigt und redete ihn gleich auf die Ueberführung der Leiche an.

Singletten schwieg einige Augenblicke, während welcher er den Neffen scharf fixirte, dann sagte er langsam:

„Du scheinst Dich nicht zu wundern, daß man mich, den Obersten von Singletten, mit einer scheinbaren Bagatelle betraut?"

„Utwende ist Dir so halb und halb verwandt,"

meinte Curd, „außerdem während des Waffenstill-standes . . .“

Singlettens Blick bohrte sich in das Antlitz des Neffen, mit großer Geberde und ebensolcher Handbewegung sagte er stolz:

„Bemühe Dich nicht, unzureichende Gründe herbeizuziehen — ich will Dir den wahren sagen — welchen Prinz Friedrich Karl sofort unter dem Siegel des Schweigens von Dir erfahren muß. Ich führe die Leiche des französischen Usurpators — nach Berlin. Auf dem Bahnhof wird unbemerkt die Vertauschung der Särge stattfinden — der Hauptmann von Utwende wird hier als französischer Spion verscharrt — der tote Cäsar aber wird als Siegestrophäe von mir nach Berlin entführt werden!“

Er beobachtete die Wirkung seiner Worte mit der Schlauheit eines Wahnsinnigen.

Curd ließ keinen Argwohn blicken, sondern fragte mit scheinbarem Interesse:

„Wie war es denn möglich, seiner habhaft zu werden?“

„Er wollte sich heimlich — nach Italien zu Victor Emanuel durchschleichen — und es wäre ihm gelungen, wenn i ch nicht gewesen. In seiner Verkleidung als italienischer Soldat — erschoß ich ihn bei Königgrätz und rekognoszirte die Leiche hier — gestern. Preußen habe ich groß gemacht, indem ich Franz Joseph demütigte, aber ich habe Europa den Frieden gesichert, indem ich Napoleon beseitigte.“

„Du hast Großes geleistet,“ antwortete Curd

ruhig, „führe es zu Ende, indem Du so still als möglich die Leiche nach Berlin bringst. Hellmuth Oldenfleth wird sich Dir anschließen.“

In den scharfen Blicken des Wahnsinnigen lauerte Mißtrauen, als er hochmütig fragte:

„In welcher Weise gedenkt er das zu thun?“

„Nun — er glaubt natürlich, die Leiche seines Schwiegersohnes zu eskortiren!“

„Ich wünsche ihn nicht zu sehen!“ bemerkte Singletten wegwerfend, worauf Curd gelassen antwortete:

„Das hast Du ja auch nicht nötig, Hellmuth wird Dich sicher nicht belästigen, er wünscht nichts, als sich so ungestört als möglich seiner unglücklichen Tochter widmen zu können.“

Sie trennten sich.

Curds Zeit war abgelaufen, er konnte nur noch einen kurzen Abschied von Hellmuth und Trautchen nehmen.

Alles, was die Trauer nach außen verlangte, hatte Bertha auf sich genommen und in Berlin bereit gehalten.

Curd fand die junge Witwe in einem schwarzseidenen Kleid, welches sie zufällig bei sich gehabt, ohne Flor und Schnebbe; als einziges äußeres Merkmal der Trauer trug sie an einem schwarzen Bändchen um den Hals den Trauring ihres Mannes. Er war zu weit für ihren schmalen Finger, aber sie konnte den letzten Hauch des geliebten Lebens, der auf dem Ringe erkaltet war, nicht von profaner

Hand fortwischen lassen, darum ließ sie ihr teuerstes Kleinod unverändert und behielt es unausgesetzt in der Hand, als könne sie „seine“ Lebenswärme darin erhalten. Das geisterbleiche Gesichtchen mit den schmerzlich abwärts gezogenen Mundwinkeln — der für alle Außendinge abwesende Blick und die festgeschlossene linke Hand, in welcher sie den Trauring ihres Gatten barg, gaben ein Bild — nicht trostlosen, aber herzzerreißenden Schmerzes.

Als Curd sie ermahnte, an ihre Gesundheit zu denken, da sagte sie demütig und gehorsam:

„Heinz will, daß ich lebe!“ und sie drückte die linke Hand fester an die Brust, ohne zu weinen — aus jedem Wort klangen Thränen, und ihr Herz war damit gefüllt zum Ersticken.

Ehe der rasch aufeinander folgenden letzten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz gedacht wird, sei in Kürze der Faden abgeschlossen, der sich verhängnisvoll mit dem Namen Singletten in das Geschick Curds verwebt hatte.

Die Reise Hellmuths verlief ohne jede Störung. Bertha war benachrichtigt und hatte ihre Schwägerin auf das Wiedersehen mit dem Gatten und dessen Geistesstörung vorbereitet. Erna war nach dem Tode ihres Lieblingskindes von leidenschaftlichem Schmerz allmälich in eine Art Stumpfsinn geraten, sie litt nicht mehr viel von ihres Mannes Härte, weil sie ihn nicht mehr fürchtete.

Er hatte ihr das Schlimmste angethan, der Rest war ihr gleichgiltig. Die Gatten hatten sich nur noch

bei den Mahlzeiten gesehen. Dem Manne mit dem eisernen Herzen und Willen wurde der Blick seines stummen Weibes zu einem „mene, mene tekel upharsin!“ Er mied das Antlitz mit der unbequemen Mahnung.

Mehr als bisher hatte er sich seinem Beruf im Generalstab gewidmet; seine militärschriftstellerischen Arbeiten fanden hohe Beachtung und steigerten seine Selbstschätzung.

Die Kunde von seiner Geistesstörung erschütterte die Familie weniger, als Bertha befürchtete; man hatte ihn im Hause längst für halb verrückt gehalten.

Erna wußte es einzurichten, daß der Hausarzt bei dem Eintreffen ihres Mannes zugegen war. Dieser bestätigte das Urteil der Aerzte in Königinhof und drang auf die Ueberführung des Kranken in eine Irrenanstalt.

Nicht ohne heftigen Widerstand Singlettens fand dieser Wechsel statt. In der Anstalt trat nach anfänglicher Tobsucht eine Zeit völliger Gleichgiltigkeit und Erschöpfung ein. Die Kräfte hoben sich wieder, aber zugleich trat der Wahnsinn kraß zu Tage.

Singletten hatte die Erinnerung an alles verloren, was vor dem Feldzuge für ihn vorhanden gewesen; er hielt sich in hochmütiger Absonderung von den anderen „Unschädlichen“ und vertraute wenigen Auserwählten an, daß er „Cäsar“ sei, eben die Gallier und Germanen unterworfen habe und einen Feldzug gegen die Briten plane, welcher das

hochmütige Inselvolk endgiltig unter sein Scepter zwingen werde. Zum Schluß fügte er stets, nach mißtrauischem Beobachten der Wirkung, welche seine Mitteilung auf den Zuhörer gemacht, hinzu, daß er augenblicklich mit der Konstruktion einer fliegenden Brücke über den Kanal beschäftigt sei, sich deshalb in die Einsamkeit zurückgezogen habe.

Er lebte noch viele Jahre und zählte zu den verhältnismäßig Glücklichen in dem Asyl des Unglücks und der Nacht. Da er zu den Opfern des Krieges gehörte, so wurde er vom Staat verpflegt; Erna bezog die hohe Invalidenpension für ihren Mann und nach Singlettens Tode, durch des Königs Gnade außer der höchsten Pension für Militärwitwen eine reiche Subvention. Sie richtete sich in bescheidener Behaglichkeit ein, und die kleine Familie kam erst jetzt, von dem Druck befreit, den Singletten auf alle Mitglieder ausgeübt, zu einem friedlichen Genuß des Daseins und ungewohntem Wohlstand.

An Hermann, ihrem jüngsten Kinde, in dessen Kadettenzeit die furchtbare Katastrophe mit dem Bruder gefallen, erlebte Erna ungetrübte Freude, und daran heilten allmälich die alten Wunden, wenn das Herz auch die Narben davon in das Grab mitnahm. Der kleine „Menne" war ein großer, kräftiger Mann geworden, äußerlich dem Vater, an Charakter dem ähnlich, welcher das Ideal seiner Kindheit gewesen — Curd.

Das Geschick hatte Hermann von Singletten früh gereift, wenn auch nicht durch Sonnenschein. Sein Charakter entwickelte sich auf demselben Goldgrund

wahrer Ehrenhaftigkeit wie der Curds, auch war sein Herz nicht bitter geworden durch die grausamen Erfahrungen seiner Jugend, er bemühte sich, der Mutter und den Schwestern zu ersetzen, was sie durch die Härte des Vaters verloren.

In der Armee des Kronprinzen hatte er den Feldzug mitgemacht, aus dem er unverwundet und dekorirt zurückkehrte.

Auch Bertha hatte ihr Kind zurückerhalten. Zehn Jahre lagen zwischen der schmerzlich süßen Stunde, da der glückselige Heinz das zarte, blühende Reis vom elterlichen Stamme brach, um es dem eigenen Leben zu vereinen, und der todestraurigen Stunde, in der Bertha ihr Kind als geknickte, welke Blüte auf dem eingesargten Glück zurückerhielt. Wohl setzte sie das matte Pflänzchen an alter, trauter Stelle wieder ein, tränkte den Boden mit heimlichen Thränen, suchte den Sonnenschein durch heiße Gebete zu ersetzen, aber Trautchen welkte hin gleich einer abgeschnittenen Pflanze, die man im Wasserglase zu erhalten strebt. Die Verbindung mit dem fremden Leben war fester und inniger geworden, als die natürliche mit dem elterlichen Stamm es gewesen — Trautchen verblutete an dem Schnitt, ohne es zu wissen; sie glaubte, des Geliebten Bitte treu zu erfüllen und für die Mutter weiter leben zu wollen; sie that alles, was man zu ihrem Wohl von ihr forderte; sanft und demütig trug sie ihren Schmerz, aber dieser Schmerz war ihr als der Rest ihres Glückes lieber als Eltern, Heimat und Leben.

Bertha sah, wie ihr Kind sich gehorsam abmühte, alle früheren Pflichten zu erfüllen — aber dies geschah mit abwesender Seele und hinschwindender Kraft; sie sah, daß jedes teilnehmende Wort und jeder freundliche Blick dem brennenden Schmerz abgezwungen wurde und die Seele ihres Kindes unausgesetzt zwischen Grab und Himmel irrte. Beide, Grab und Himmel, hielten ja, was Trautchen vereint besessen. Wenn dann zu all dem Schmerz die furchtbare Thatsache vor Berthas Seele trat, daß Trautchen selbst es gewesen, die dem geliebten Manne den Tod gebracht, dann gab es Momente, in denen die glaubensstarke Frau zusammenbrach wie damals in der Schreckensnacht, als Curd sie verhinderte, das Geschick des armen Franz aufzuhalten.

In solchen Augenblicken der Schwäche überraschte einst Hellmuth seine Frau, als er zu unerwarteter Zeit nach Hause kam.

Im Charakter des großen Mannes hatte sich im Grunde wenig verändert; was der dauernde Einfluß einer so reinen, edlen, starken Natur wie die Berthas nicht zu ändern vermochte, das widerstand auch dem gewaltigen Polirstein, der Welt. Hellmuth hatte sich jahrelang ihren ausgleichenden Reibungen überlassen, viel gesehen und erlebt und war durch die Erfahrungen des Jahres 1848 vorsichtiger geworden, die Elemente seines Wesens aber waren dieselben geblieben. So hatte er seinen Schwiegersohn herzlich lieben, das Scheitern seines Lieblingsplanes aber nie verschmerzen gelernt, und unter dem Kummer

und der Sorge in Königinhof waren beim Wiedersehen mit Curd alte Hoffnungen von neuem lebendig geworden.

Das Hinsiechen seines Kindes erfüllte ihn mit grollendem Schmerz, der sich, seiner unedlen Natur entsprechend, in grausamen Vorwürfen gegen die Gattin Luft machte.

Wie stets bei dem Eintritt in die Wohnung suchte sein erster Blick die Tochter, und seine erste Frage galt ihr.

„Wo ist Trautchen?“

Bertha hatte ihr verweintes Antlitz von ihm abgewandt und antwortete:

„Sie ist eben eingeschlafen, vor Mattigkeit; es ist kein guter Schlummer, denn die Thränen, welche sie wachend vor uns zurückdrängt, fließen unaufhaltsam im Schlaf; ich saß an ihrer Seite und sah Tropfen um Tropfen unter den geschlossenen Lidern hervorquellen. — Ach, Hellmuth,“ seufzte die arme Frau aus gequältem Herzen, „ich könnte fast wünschen, daß ihr Leben mit diesen Thränen dahinflösse! Ist es nicht eine grausame, egoistische Liebe, welche dies Dasein für sich zu erhalten strebt?“

Hellmuth hatte keinen Trost für sein armes Weib, welches ihm in den schwersten Tagen seines Lebens Trost und Stärke gewesen.

„Wie ruhig und glücklich könnte unser Kind schlafen,“ sagte er in grausamer Bitterkeit, „wenn Du vor zehn Jahren mir anstatt Deiner eigenen Weisheit vertraut und meine Pläne nicht eigenmächtig umgestoßen hättest. An Curds Seite würde unserem

Kinde eine glückliche, gesicherte Existenz geworden sein. Kein Krieg hätte den Lehnsherrn von Carntzin seinem Erbe entziehen dürfen, blühende Kinder könnten jetzt das alte Haus füllen — statt dessen vergräbt sich eine starrsinnige Närrin darin, während der rechtmäßige Besitzer in der Fremde umherzieht wie ein Ausgestoßener. Schon der körperliche Gegensatz zwischen Heinz und Trautchen beschränkten die Entwicklung eines vollen Glückes — wir hätten keinen Schwiegersohn begraben, Du hättest Deinem Kinde als einzige Wohlthat nicht den Tod zu wünschen brauchen, wenn mein Wille damals durchgegangen wäre!"

Die Worte enthielten eine furchtbare Wahrheit, und Bertha schwieg — sie hatte eben selber keinen Trost, auch fehlte ihr die Kraft zur Verteidigung. Das Schweigen stachelte den Schmerz Hellmuths zu Hohn und Grausamkeit.

„Wo ist nun Dein Glaube, Weib? Läßt er Dich so ganz und gar im Stich, daß Dir kein Trosteswort mehr einfällt?"

„Mein Geist ist umnachtet — wie der Hiobs, als der Herr ihn schlug," seufzte Bertha; „wie er halte ich meine letzte Stütze umklammert, damit ich in den Wassern der Trübsal nicht versinke — taste meinen Glauben nicht an, Hellmuth!"

„Deinen Glauben!" höhnte er und fuhr in steigender Heftigkeit fort: „Meinst Du, ich hätte nicht gefühlt, wie dieser Dein bequemer Thronsessel schon vor zehn Jahren unter Dir ins Wanken geraten war, als Du den Franz Singletten nicht retten

konntest — als der Himmel sich nicht öffnete, und Dein Gott taub blieb? Elias konnte Feuer vom Himmel rufen — Du aber konntest das Aufblitzen eines einzigen Funken nicht verhindern! Geh mir mit Deinem Glauben — er reichte damals nicht — und reicht heute nicht, und wenn Dein Kind Dich fragt: ‚Wo ist der gütige Schöpfer, den Du mich lieben lehrtest, der himmlische Vater, welcher die Haare meines Hauptes zählt? War er es, der meinen Geliebten dem Tode entriß, um ihn gleich darauf, während unsere heißen Dankgebete zu ihm emporstiegen, den tausendmal grausameren Tod durch mich sterben zu lassen? Ist es nicht vielmehr ein kaltes, hartes Naturgesetz, welches über uns herrscht? Hast Du mich nicht betrogen, Mutter?' Dann antworte Deinem verzweifelten Kinde im Sinne Deines Codex: ‚Mein Irrtum ist an Dir heimgesucht!' und siehe zu, ob der Spruch genügt, den Glauben in dem betrogenen Herzen neu aufzurichten!"

Bertha saß in dem Zelt ihres Erkers, und Hellmuth stand vor ihr, den Rücken der offenen Thüre des Eßzimmers zugewandt; in dieser Thüre erschien nun plötzlich Trautchen. Aus dem leichten Schlummer hatten sie des Vaters Schritte im Korridor geweckt, sie kannte den schweren Tritt, war schnell herbeigeeilt, ihn zu grüßen, wie er es gerne hatte, aber in dem Spiegel des Eßzimmers hatte sie ihr Bild erblickt, und die Thränen, welche sie im Schlaf vergossen, hatten solche Schmerzensspuren in ihrem Antlitz hinterlassen, daß sie zögerte, es dem Vater

zu zeigen. So kam es, daß sie im Nebenzimmer das Gespräch der Eltern vernahm.

Nach den letzten, grausamen Worten des Vaters trat sie in das Erkerzimmer und antwortete an Stelle der Mutter:

„Nein — nein — tausendmal nein — Vater — niemals werden mir solche Fragen kommen, kein Zweifel wird je die Heiligkeit meines Schmerzes entweihen. Dein Schluß ist falsch — grundfalsch, mein Vater!“ Ihre bleichen Wangen röteten sich in angstvollem Eifer, vor innerer Erregung zitterte der schwache Körper. „O, könnte mein Herz Dich überzeugen — fände ich Worte! Sieh, mein Vater — das ist's“ — ein schmerzseliger Ausdruck verklärte ihr Gesicht — „Du hast meinen Heinz nicht sterben sehen — den Segen seiner Todesstunde nicht empfunden — die furchtbare Mahnung traf hoffnungsselige, dankesfrohe Herzen, das ist wahr — aber mein Heinz fragte nicht: ‚Warum?‘ Er zweifelte und murrte nicht; dem Todesruf antwortete er mit dem lauten Bekenntnis seines Glaubens und starb, wie er gelebt, unerschüttert in seiner Treue, in seinem sanften, innigen, festen Lieben. Und diesen Segen sollten Zweifel mir rauben, dies heilige Vermächtnis sollte menschliche Kurzsichtigkeit mir zerstören können?“ Beide Hände auf die Brust drückend, an der ihres Mannes Ring ruhte, fuhr sie in rührender Schmerzenseinfalt fort: „Auch daß ich es war, die meinem teuren Liebling den Tod brachte — auch das ist wahr, mein Vater; aber diese Wahrheit durfte

dem Glauben meines Heinz nichts anthun und darf auch meinen Glauben und meinen Schmerz nicht kränken, denn beide sind von Gott geheiligt. Warum es also sein mußte, das ist mir verborgen — Gottes Wege sind nicht unsere Wege — so hoch der Himmel über der Erde ist, so hoch stehen seine Gedanken über den unseren — einst werden wir sie begreifen — mein Liebling weiß nun, warum meine Liebe ihm den Tod bringen mußte; ich muß mich noch — gedulden, die Schuld tragen, die mir keine ist. Wir sind eins, und er ist Gottes, das ist mein Trost im Leben und Sterben, alles andere darf mich nicht kümmern. Aber ich empfing einen Auftrag von meinem Geliebten, glaubte ihn redlich zu erfüllen, und habe es doch nicht verstanden. Wie ein träger Soldat bin ich meinem Helden nachgeschlichen — Deine Worte haben mich zur Besinnung gebracht, mein Vater. Nun weiß ich, weshalb mein teures Lieb mir auch im Traum nicht lächelte, weshalb ich sein liebes Antlitz immer nur traurig erblickte, trauriger als im Sterben! Meine Schwachherzigkeit störte seinen seligen Frieden." Sie schlang den linken Arm um der Mutter Hals und zog mit der rechten Hand ihren Vater an sich: „Er hatte mich so verwöhnt — er trug mich auf seinen lieben Armen, so lange er konnte — als er dann aber Hilfe bedurfte, da wuchsen meine Kräfte — ich wurde stark für ihn. Jetzt werde ich es für euch sein; er nannte mich sein tapferes kleines Weib, als er Abschied nahm, um seinem König in den Krieg zu folgen,

ich werde meinem Helden keine Schande machen, nicht fahnenflüchtig werden — ich werde den Schmerz tragen, wie er den Tod trug — auch soll mein Sanktuarium euch nicht mehr verschlossen sein — die Engherzigkeit meines Schmerzes brachte seinem teuren Glauben Gefahr! Wir wollen von meinem Heinz sprechen, viel, immer sprechen; ich werde euch erzählen, wie der große, starke Mann ein Kind blieb im Reiche Gottes, wie alle die Samenkörnlein, die Du — meine Mutter — in mein Herz gesenkt, unter seiner Pflege aufgingen und gediehen. Nicht eines verkümmerte, und meine Mutter sollte an ihrer Echtheit zweifeln? Da sei Gott davor und meines Heinz Liebe! Ihr sollt sehen, wie fest der Grund unseres Glaubens ist, daß auch der Einsturz des irdischen Glückes ihn nicht zu erschüttern vermochte!" Das Haupt ihrer Mutter an sich drückend, blickte Trautchen darüber fort auf das Fleckchen Himmelblau zwischen den Häusern, und sie flehte stumm: „O, lächle mir, mein Heinz, ich will es besser machen — ich will treu und tapfer Deinen Willen thun, bis — bis wir uns wiedersehen dürfen!"

Bertha weinte still an dem Herzen ihres Kindes, es waren andere Thränen, als die vor einer Stunde geflossenen.

Hellmuth legte die Hand auf das Haupt seiner Frau und sagte leise: „Das ist Dein Segen, Bertha," und zu seiner Tochter sprach er weich: „Die Quelle, aus der solche Liebe fließt, kann nur eine ewige sein. Bete auch für mich, mein Kind!"

Einst konnte Bertha zu ihrem Kinde, als dies noch klein war, sagen: „Wie schnell man wächst in Gottes Reich, schon kann das Kind die Mutter lehren!" Jetzt konnte das schwache Kind die starke Mutter stützen und tragen.

Trautchen hielt ihr Wort, ihre Zuversicht wurde nicht getäuscht, sie fand die Kraft, weiter zu leben, und im Traum lächelte Heinz seinem Trautlieb wieder.

Wer hat das Herz, solch frommer Einfalt zu spotten? Es ist das Verlangen jedes denkenden Geschöpfes, die eigene Erscheinung in Harmonie mit den Erscheinungen des Universums zu bringen; dieser Drang wird Triebfeder der Forschung, und die Resultate derselben bieten die verschiedenen Religionen und die Philosophie. In den rohesten Anfängen, in den wildesten Auswüchsen wie in den raffinirtesten Klügeleien erkennt man das gleiche Streben: Glück — Frieden, das heißt die Harmonie der eigenen Erscheinung mit der des Universums zu finden.

Die Religion weist damit über die Erde, und der Glaube besitzt es schon hier im Vorgeschmack, das vollkommene Glück. Die Philosophie und ihre Handlangerin, die gelehrte Forschung, erreichten dies Ziel nicht; sie bieten kein Glück für das Diesseits und keine Hoffnung für das Jenseits, weil sie alle Erscheinungen begreifen, nur des Lebens Anfang und Ende nicht.

Wer will entscheiden, welches die wahre Weisheit ist?

Einunddreißigstes Kapitel.

Heerschau auf dem Marchfelde.

Bei seiner Rückkehr nach Ebenthal traf Curd seinen prinzlichen Herrn und Freund in vermehrt schlechter Laune. Ruhe behagte dem hohen Herrn nicht; die Aufgabe, welche er sich und seiner Armee gestellt, wurde durch die Friedenspräliminarien gekürzt, auch schwand die Aussicht auf ein Einrücken in Wien mehr und mehr.

Am siebenundzwanzigsten Juli lief der Waffenstillstand ab, dem ein Präliminarfrieden folgte.

„Wenn nur die verdammten Federfuchser nicht wären!“ hatte der alte Wrangel mißvergnügt ausgerufen.

Prinz Friedrich Karl pflichtete dem alten Haudegen bei. Auch ihm paßte es nicht, daß die Feder beenden sollte, was das Schwert begonnen, und die unausgefüllten Nummern seines Programms schmerzten ihn.

Der Major von Bernuth, Adjutant des Prinzen, ein liebenswürdiger, geistreicher, jovialer Junggeselle, ebenso tüchtiger Soldat als Hofmann, hatte den rückkehrenden Curd mit aufgehobenen Händen begrüßt.

„Gott sei Lob und Dank, daß Sie wieder da sind!“

„Ist der Nabob so unbändig?“

„Nicht nur der Nabob, sondern auch andere — Uebermut im Stall — Unmut oben — Sie werden Chiron und David in einer Person sein müssen, mit Sporn und Harfe zu agiren haben. Unser Sorgenbrecher, der gute W., hat ausgespannt, lag zwei Tage fest an Gelenkrheumatismus und mußte seine gute Laune für sich selber verbrauchen; Serenissimus litt not darum und wir alle mit ihm. Ich schickte ihn mitunter zur Erfrischung an das Schmerzenslager unseres heitern Lazarus, aber die Dosis Geduld und Humor, die Höchstihm dort verzapft wurde, reichte nicht für den ganzen Tag.“

„Humor bringe ich nicht mit, Herr Major, meine Harfe ist verstimmt.“

„Kindchen, Sie bringen jedenfalls Neues mit, frische Eindrücke irgendwelcher Art; Sie wissen, unser gnädigster Herr verträgt das Stagniren nicht. Gestern hatte er den ganzen Tag einen solchen roten Kopf, daß mir angst und bange um ihn wurde.“

„Sollte nicht eine Ihrer berühmten Bowlen schuld daran sein?“

„Gurkenbowle, Freundchen, und gewässert, daß es eine Schande sein müßte, wenn es nicht so gesund sein sollte. Er trank mäßig — Sie wissen, seit der Attake in Görlitz . . .“

„Ich weiß nichts — was gab es da?“

„Nun — entre nous — einen kleinen apoplektischen

Anfall — nein — nein — ohne Scherz — die Sache war ernst genug!"

„Der Prinz ist doch aber ohne Unterbrechung vorwärts gegangen!"

„Freilich ist er das, und bei Gott — so etwas bekommt auch nur dieser Mann fertig. Nehmen Sie Platz bei mir — hier ist eine Cigarre und dort ein bequemer Sessel — ich will Ihnen die Geschichte erzählen — man verheimlicht sie — er selbst spricht nie von dergleichen Dingen."

Der liebenswürdige Major machte es dem jüngeren Kameraden bequem, nahm selber Platz und begann:

„Es war am fünfzehnten Juni, eine Hitze, um Speck in der Sonne zu rösten. Der Prinz hatte auf dem Wege von Muskau nach Görlitz Truppen inspizirt und zwölf Stunden zu Pferde gesessen, ohne etwas genossen zu haben, als hin und wieder kalten Sekt. Furchtbar echauffirt kam er ins Hauptquartier — und direkt in das kühle Haus. Beim Umkleiden fiel er plötzlich um — der Kammerdiener, der allein zugegen war, rief laut um Hilfe, und der nebenbei logirende von W. war sogleich zur Hand. Dieser erzählte mir später, daß er den Prinzen mit blauem Gesicht wie tot am Boden gefunden. Unter Frottiren und kalten Umschlägen auf den Kopf, Vorhalten von Riechsalz brachten ihn die beiden, Böckh und von W., halb ins Bewußtsein — da ertönt in der Ferne Trommelschlag, sofort richtet sich der Prinz auf und hebt die Hand: ‚Mein Regiment — die Fahnen — ich muß sie in Empfang nehmen!‘

Widerreden gibt es nicht, wie Sie wissen; sie bringen den kaum auf den Füßen sich Haltenden wieder in die Uniform, er setzt die schwere Pelzmütze auf, und die Vierundsechziger marschiren vor das Haus. Der Prinz, der sich nur schwerfällig bewegen und kaum verständlich machen konnte, rafft sich auf — stramm, wie seine Truppen gewohnt waren, ihn zu sehen, tritt er vor sie, die Hand an der Pelzmütze, steht er einer Bildsäule gleich vor den aufmarschirenden Fahnensektionen. Es hatte gerade in dem Augenblick angefangen zu regnen, und der Prinz seine Stellung so genommen, daß ihm der Regen gerade in das Gesicht schlug; dies und der Befehl an W., in seiner Nähe zu bleiben, war die einzige Vorsicht, welche er an seine Person verschwendete. Er rief in die Sektionen hinein: ‚Dicht 'ran — aufschließen!' und so weiter, laut und energisch wie immer; niemand hat bemerkt, mit welch furchtbarer Anstrengung er den Schwindel bezwang und sich aufrecht hielt. Als er zurückkam, sahen wir, das heißt seine nächste Umgebung, die keine Ahnung von dem Accident hatte, an einem blauen Streifen längs der linken Gesichtsseite, was mit ihm vorgegangen! Ja — unsere Hohenzollern — sie sind ein Kerngeschlecht — und wenn ein Mann, wie Prinz Friedrich Karl, das Unmögliche von einem verlangt, so geschieht es, weil er selber das Unmöglichste leistet!" *)

*) Merkwürdig ist es, daß neunzehn Jahre später, ebenfalls am fünfzehnten Juni, das Leben dieses seltenen, hochbegabten Mannes durch Schlagfluß endete.

Curd gelang es, als Chiron im Stall und David im Salon zu reüssiren. Der Nabob, welcher vor jedem Granatschuß am dritten Juli Kehrt gemacht und damals durch ein anderes Pferd ersetzt werden mußte — stand wie eine Mauer vor jeglicher Ueberraschung, gehorchte nach zwei Tagen dem leisesten Schenkeldruck und leichtester Zügelführung.

Der Prinz war zufrieden und lobte seinen interimistischen Stallmeister, als dieser ihm den kurirten Liebling in allerlei Evolutionen, allein und in Abteilungen mit anderen, vorführte.

Herr von W., eben vom Krankenlager erstanden, fand sich dazu, übernahm auf Wunsch des Prinzen das Kommando und ließ die Abteilung nach der berühmten Reitinstruktion des Xenophon in Schlangenwindungen durcheinander ziehen.

Der Major von Bernuth rief dem Prinzen zu:

„Chiron als Stallmeister und Xenophon als Reitlehrer — ich gratulire — für Ihre hippischen Bedürfnisse, Königliche Hoheit, ist glänzend gesorgt!“

Nabob sollte den Prinzen bei der großen Heerschau auf dem Marchfelde tragen, die für den einunddreißigsten Juli bestimmt war, dem Schauspiel, zu welchem auch der König, aus Nikolsburg kommend, erwartet wurde.

Dies Schauspiel schloß den Feldzug ab. Wenn sich auch der formelle Abschluß der Friedensunterhandlungen noch um Wochen hinausschob, so war der Friede doch so gesichert, daß ein Teil der Truppen nach der Heerschau den Rückmarsch antreten sollte.

Am neunundzwanzigsten, mittags, erschien eine Ordonnanz aus dem königlichen Hauptquartier mit der Anfrage des Hofmarschalls, Grafen Perponcher, ob und wo der Prinz Friedrich Karl den König mit seinem ganzen Stab nach der Heerschau bewirten könne.

Das Marchfeld erstreckt sich, Wien gegenüber, in einem Winkel, welche March und Donau bilden, dreizehn Meilen ostwärts, fünf Meilen nordwärts hin. Es ist eine kahle Ebene, die, zeitweise von der March überschwemmt, spärlich bebaut, von wenig Ortschaften belebt wird. Ottokar von Böhmen schlug hier 1260 den ungarischen König Bela und eroberte mit der Schlacht auf dem Marchfelde die Steiermark. Achtzehn Jahre später fiel auf demselben Schlachtfelde König Ottokar gegen Rudolf von Habsburg, dessen Haus von diesem Tage, dem 26. August 1278, zu Macht und Ansehen aufblühte.

Im Jahre 1809 wurden die blutigen Schlachten von Wagram und Aspern ebenfalls in der Ebene zwischen Donau und March, dicht vor Wien, geschlagen.

Bei Großgenserndorf, drei Meilen von Ebenthal, acht Meilen von Nikolsburg, wollte Prinz Friedrich Karl seine Armee konzentriren. Da eine Heerschau, das heißt eine Parade in größten Dimensionen, ein Vorgang von vielen Stunden ist, zu welchem der König acht Stunden weit her zu kommen hatte, so wurde es notwendig, ihm das Diner nach dem Akt in möglichster Nähe zu bieten.

Ebenthal lag zu entfernt, in Großgenserndorf

gab es kein Lokal für ein solches Banket — es galt, einen Ort, womöglich ein Schloß, aufzufinden, welches gut montirt, nicht weiter als zehn Minuten von dem Platz, an welchem die letzten Truppen besichtigt wurden, entfernt lag, und — was der Prinz zur unerläßlichen Bedingung gemacht — von dem aus man den Stephansturm sehen konnte.

Solch eine Lokalität aufzufinden, wurde der Stab in Bewegung gesetzt; auch Curd begab sich als Ordonnanzoffizier aufs Rekognoszieren und war so glücklich, in Schönkirch, einem Schloß des Erzherzogs Ernst, den geeigneten Platz zu entdecken.

Hier lag der General von Ciesielsky, der mit seinem Adjutanten, von Hann, sich dem Prinzen zur Disposition stellte.

Der Prinz, welcher abends die verschiedenen Vorschläge seines Stabes empfing und prüfte, entschied sich schnell für Schönkirch und gab seinem Hofmarschall den Befehl, ein solennes Banket für den einunddreißigsten Juli vorzubereiten. Personenanzahl etwa hundert — Zeit drei Uhr nachmittags.

Herr von W. hatte etwa zweiundvierzig Stunden Zeit für Disposition und Ausführung. Aber welche Schwierigkeiten waren zu überwinden! Die ganze Gegend bis an die Demarkationslinie, welche mit der Donau abschloß, war wie ausgesogen. Hier krähte kein Hahn, hier legte kein Huhn, hier blöckte keine fromme, hier grunzte auch keine unsaubere Herde mehr — um das Kapitol zu retten, wäre nicht eine Gans mehr vorhanden gewesen — es war alles

aufgegessen — man nährte sich von dem Proviant, der aus der Heimat geliefert wurde, und Schmalhans mußte Küchenmeister sein, wenn es reichen sollte — und nun ein solennes Bankett für hundert Personen, der Wichtigkeit des Tages und der Personen angemessen! Indes, da es befohlen worden, mußte es gemacht werden.

General von Ciesielsky hatte gemeldet, daß der Prinz sein Silber, seine großen Küchengerätschaften und alles Material an Fleisch, Eiern, Gemüsen, Fisch, Wein und so weiter mitbringen müsse; für Herstellung des Lokals und seine Ausschmückung würde man in Schönkirch Sorge tragen.

An das Oberkommando erging nun der Befehl, daß die Mannschaften bis zum einunddreißigsten Juli morgens in Schönkirch abliefern sollten, was sie an Wild, Geflügel und Fischen aufzutreiben vermöchten.

Früh morgens am einunddreißigsten Juli wollte Herr von W. mit seinem Küchenchef das Eingegangene prüfen und den Küchenschlachtplan darnach entwerfen.

Nachdem um sechs Uhr morgens das Frühstück Seiner königlichen Hoheit servirt worden, brach die prinzliche Feldküche, an der Spitze Herr von W., nach Schönkirch auf. Auf Wunsch des noch immer sehr leidenden Hofmarschalls begleitete ihn Oldenfleth, der sich erst von dort auf das Marchfeld begeben und dem Stabe anschließen sollte.

Von den Truppen war das Mögliche herbeigeschafft worden — der Adjutant Ciesielskys, Rittmeister von Hann, hatte die Vorräte bereits etwas

sortiren lassen, als Herr von W. mit seinem Chef um sieben Uhr zur Inspektion eintraf.

Rehe, Rebhühner und Fasanen waren in großer Zahl vorhanden, an Fischen ein buntes Ensemble von geringer Qualität, lauter gemeines, kleines Volk, auch Gemüse in krausem Durcheinander, außerdem ein halber Ochse. Dagegen mangelte es gänzlich an Eiern und Butter.

Den Mangel der letzteren versprach der Chef achselzuckend durch Speck und Nierentalg zu ersetzen, über den Ausfall der Eier geriet er aber in Verzweiflung.

Herr von W. schlug kondensirte Milch als Bindemittel für den beabsichtigten Crême und zum Paniren der Kotelettes vor.

„Verzeihen der Herr Major," erwiderte der verzweifelte Küchengelehrte, „die Herren wissen alle besser, wie ein Diner schmeckt, als wie es bereitet wird! Sehen Sie, dies kleine Grätengesindel kann ich ja nicht serviren in seiner natürlichen, miserablen Verfassung; es sind nicht zwei vernünftige Fische gleicher Sorte darunter; aber das thäte nichts — ich könnte aus dem kleinen Zeug alles Fleisch roh herausschaben — mit Eiern, Kräutern, Speck und dergleichen gäbe es ganz nette Schüsseln Fischkotelettes oder Croquets, etwa mit gebackener Petersilie oder — als Beilage zu einer Macédoine von Gemüse; ich müßte mir aus dem Grünkram da ein Bouquet zusammenlesen, in einzelnen Sorten ist das elende Kraut auch nicht zu verwenden — so ließe es sich aber machen

— indes ohne Eier bringe ich hachirte Masse nicht zusammen, es hält nicht, fällt mir auseinander!“

„Können Sie nicht Mehl dazu nehmen?“ fragte Herr von Hann.

Der Künstler lächelte überlegen.

„Das ist doch kein Bindemittel, Herr Rittmeister!“

„Nicht? Nun dann — nehmen Sie doch Hausenblase in den Brei,“ schlug Curd vor, „damit macht man doch Gelées steif, soviel ich weiß!“

„Allen Respekt vor Ihren Kenntnissen, Herr Rittmeister; Hausenblase ist natürlich vorhanden, aber die Kotelettes müssen doch warm servirt werden, und in warmem Zustande ist die Hausenblase flüssig. Ich bin, wie gesagt, in der größten Verlegenheit und werde, zum erstenmal in meinem Leben . . .“

„Wann brauchen Sie Ihre Eier?“ unterbrach ihn Curd kurz.

„So eilig ist es nicht damit; die Kotelettes können im letzten Moment gebraten werden, das heißt die Crêmes müßte ich allerdings bald machen, denn Eis gibt es nicht, und sie müssen Zeit haben kalt zu werden.“

„Nun gut — in einer Stunde bringe ich Ihnen Eier; wie viel, kann ich nicht im voraus sagen, ich hoffe, eine Rocktasche voll; da müssen Sie sich für Crême und Kotelettes einrichten!“ verhieß Curd und sprang an dem verwunderten Chef und dem erstaunten Hofmarschall vorüber aus der Küche.

Curd hatte sich gestern auf seinem Rekognoszirungsritt in einem Dörfchen einen Trunk geben

lassen. Es waren anfänglich nur Kinder zu sehen, die ihn von weitem scheu musterten und seiner Bitte nicht entsprachen. Auch sein Rufen blieb erfolglos — so stieg er denn ab, band das Pferd an den Zaun, welcher die einzelnen Häuser von einander sonderte, und betrat eins derselben.

In der Stube saß ein alter Mann vor einer Schüssel am Tisch, hinter den dunklen Vorhängen hatte ein Mädchen den Reiter beobachtet und hielt sich nun seitwärts neben der Thür.

Curd bekam den geforderten Trunk von dem Mädchen, welches sich unfreundlich zeigte; der Mann am Tische schien krank zu sein. Teilnehmend und mitleidig erkundigte sich Curd nach seinem Leiden und erfuhr so viel davon, daß er auf ein organisches Leiden, etwa Herz-, Leber- oder Lungenaffektionen, schließen konnte.

Auf die Frage, was das Mädchen dem Alten eben zu essen gegeben, sah ihn die Dirne mißtrauisch an, und der Alte klagte:

„Sie haben uns ja nichts gelassen, sogar die Hühner wollte man uns abfordern!“

„Für Geld doch natürlich?“ fragte Curd das Mädchen, und dies antwortete mürrisch:

„Ja, für Geld — aber der Großvater will nichts essen wie Eier, und die kann man hier für kein Geld haben, wenn ich sie nicht selber hätte.“

Der Alte hatte also Eier gegessen, die Reste der Schüssel bewiesen das, seinem Asthma waren aber die Eier gar nicht einmal dienlich. Das suchte Curd

dem Mädchen zu beweisen und schenkte ihm Geld zur Anschaffung von Wein und Fleisch. Die Kinder, welche Curd vor dem Hause gesehen, waren ihm in die Stube gefolgt und staunten ihn mit offenem Munde an; die junge Dirne schalt sie, putzte ihren Zugehörigen die Nasen und stieß die fremden Barfüßler hinaus. Sie hatte ein strenges, barsches Wesen, war aber schließlich gegen Curd so vertraulich geworden, daß sie ihm bis an die Thüre das Geleit gab und dem Pferde Brot in Wasser getaucht ungefordert reichte.

Dieser Episode aus dem gestrigen Tage erinnerte sich Curd und ritt auf das Dorf hinaus, um dem Mädchen die für den Großvater bestimmten Eier abzuschwatzen.

Er fand das Haus und die junge Dirne davor mit Aufhängen von Wäsche am Zaun beschäftigt.

Ihre finstern Züge erhellten sich bei seinem Anblick und sie fragte ihn, als er am Zaune hielt, ob sie ihm wieder einen Trunk bringen solle.

Curd bejahte die Frage, band sein Pferd an den Zaun und folgte dem Mädchen in das Haus.

Diesmal waren mehr Personen in der niedrigen Stube. Eine Art von Dorfbader hatte dem Kranken zur Ader gelassen; der Mann lag im Bett, und mehrere Weiber besprachen den Fall mit dem Heilkünstler, indem sie am Tische saßen und mit ihm aßen und tranken.

Das Mädchen hatte sie unwillig im Schmausen gestört und für den vornehmen Gast Platz gefordert.

Curd legte eine Handvoll Silbergulden auf den Tisch und fragte:

„Kann ich für das Geld Eier von euch bekommen?"

Die Weiber erschraken und wechselten Blicke unter einander.

„Hier ist wie überall stark requirirt worden," erwiderte der Bader, „es wird sich im ganzen Dorf kein Huhn mehr finden!"

„Gestern hattest Du noch Eier, Mädchen; wenn Du mir die Taschen damit füllst, sollst Du das Geld haben!" sagte Curd.

„Ich brauche sie für den Kranken!" antwortete die Dirne störrisch.

Der Bader redete ihr zu:

„Geh, sei gescheit, für das Geld da kannst Du zwei Ziegen haben!"

„Woher?" murrte das Mädchen, „es gibt ja nichts mehr im ganzen Umkreis, sie haben uns alles abgenommen!"

„Ich wüßte Dir eine schöne Ziege mit einem Lamm, wenn Du mir das Geld gibst!" sagte der Bader.

„Damit Du das Geld vertrinkst!" höhnte das Mädchen. „Nein, Dir traue ich nicht und keinem von euch; wenn mir der Herr aber eine Ziege verspräche, da gäbe ich ihm so viel Eier, als er wollte! Ziegenmilch ist besser für den Großvater als alles andere; die trinkt er auch gern. Nach saurer Ziegenmilch hat er noch nie Erbrechen gehabt, die Kuhmilch verträgt er aber nicht."

„Eine Ziege kann ich Dir nicht versprechen, Kind, wohl aber gebratenes Fleisch und Fisch, auch Wein und andere gute Dinge, die ich Dir heute Abend aus Schönkirch schicken will. Vertraust Du mir?“

„Ja, das thue ich!“ antwortete das Mädchen, schob das dicke dunkle Haar aus der gebräunten Stirn und sah den schönen Herrn groß und fest an.

„So hole Deine Eier!“ forderte Curd.

Sie ging aus der Stube, die Weiber blieben in einer Ecke wie zusammengefegt stehen, und der kranke Mann im Bett ächzte.

Curd näherte sich ihm und befragte den Bader nach dem Zustand des Kranken.

Der Fall schien hoffnungslos, vom Aderlaß konnte keine Hilfe kommen; nach den Symptomen litt der Mann an einem Magengeschwür oder dergleichen. Jedenfalls waren in Speck gebratene Eier kein wohlthätiges Gericht für ihn, und Curd gab ihm verständigen Rat.

Der Bader erzählte dann, daß bei der Resi bisher immer vergeblich requirirt worden sei; der Dorfschulze habe ihr Haus jedesmal als wohlbestelltes den preußischen Unteroffizieren genannt, die Soldaten hätten aber niemals ein Huhn oder Ei auf ihrem Hofe gefunden — es sei schon alles geholt, habe die Resi stets geantwortet und dazu recht unwirsch gethan, so daß die Leute bald wieder gingen.

Resi hielt indes die Hühner in ihrer Kammer zusammengebunden unter ihrem Bett versteckt, behauptete

der Bader weiter, und die Eier thäte sie in das Bett, sowie sich ein Soldat im Dorf sehen ließe.

„Sie ist eine brave Person und thut alles für den alten Mann. Die Mutter ist ein schlechtes Weib gewesen, die den eigenen Mann ins Zuchthaus gebracht und sich aus dem Staube gemacht hat. Das geschah vor fünf Jahren, damals war die Resi erst vierzehn Jahre alt; sie hat die Wirtschaft geführt, so gut sie konnte, die kleinen Geschwister versorgt und für die beiden erwachsenen Brüder genäht und geflickt. Der alte Großvater war damals noch rüstig und stand ihr zur Seite. Seit einem Jahr aber liegt er meist im Bett, die beiden Großsöhne hat der Krieg gefressen, und die Resi ist mit der Zeit immer barscher und herrischer geworden; einen Knecht mag sie nicht nehmen, und allein kann sie es nicht mehr schaffen — für den Alten aber sorgt sie — das muß wahr sein — sich selbst und den Kindern zieht sie es ab, um es dem Kranken zuzuwenden — aber viel ist nicht mehr da, und wenn der Alte es noch lange macht — da müssen sie alle miteinander aus dem Häusle!“

Die Weiber nickten beistimmend zu der Erzählung, und der Kranke ächzte.

Inzwischen kam Resi von oben aus der Kammer, die Schürze voll Eier.

„Nehmen Sie sich in acht, daß sie nicht angebrütet sind — die Resi hat sie aus ihrem eigenen, warmen Nest genommen!“ neckte der Bader.

Das Mädchen fuhr ihn an:

„Hältst Du Dein schlechtes Maul, Seppi! Was geht's Dich an, wo ich die Eier hernehme?"

„Hast Du unter Deinem Bett gekehrt? Dürfen die Hühner wieder gackern?" spottete der Bader.

„Geh doch hinauf und schau zu," gab Resi triumphirend zur Antwort, „wann Du meine Hühner findest, zahl' ich Dir einen Silbergulden — rührst Du aber mein Bett an, zahl' ich Dir zwei Waatschen (Ohrfeigen)!" Dann öffnete sie vor Curd die Schürze, in welcher sich wohl zwanzig Eier befanden.

„Wann ich sie Ihnen in die Tasche stecke, dann bringen Sie keines ganz nach Schönkirch," sagte sie in bestimmter Weise, „ich will Ihnen aber einen Korb mitgeben, den binden Sie auf die Seite an das Pferd, und den Korb schicken Sie mir mit den versprochenen Sachen heute Abend wieder!"

Curd stimmte dem Vorschlag bei.

Ohne sich um die übrigen Anwesenden zu kümmern, steckte Resi das Geld ein, packte die Eier in einen Korb zwischen Werg und Heu und trug diesen hinaus; Curd folgte ihr, bestieg sein Pferd und befestigte mit Resis Hilfe den Korb am vorderen Teil des Sattels. Dann reichte das Mädchen ihm die Hand und sagte ernst:

„Ich hab' nimmer gedacht, daß ich ein ‚Behüt Gott!' für einen preußischen Räuber haben würde; es sind wohl nicht alle Spitzbuben, und Sie mögen einer von den Besten sein. Ich kann nicht anders — behüt Sie Gott, und vergessen Sie Ihr Wort nicht!"

Curd wurde in Schönkirch lachend empfangen.

„Der richtige Küchendragoner!“ spottete der mit einem Auftrag des Prinzen eingetroffene Major von Bernuth, dem sich Curd alsbald anschloß.

Der Küchenchef war glücklich — der Hofmarschall dankbar.

„Serenissimus reitet den Nabob — sieht famos aus — der Gaul tanzt nur so unter ihm — die Laune zeigt allerhöchsten Barometerstand!“

Beide Herren begaben sich sofort nach dem Ort des erwarteten Schauspiels — Großgenserndorf.

Das weite Blachfeld lag im hellen Morgensonnenschein vor ihnen, sie begegneten der Equipage des Königs, der bereits vor Großgenserndorf zu Pferde gestiegen und hinausgeritten war.

Die Armee war in drei Treffen aufgestellt.

Erstes Treffen: Die Infanterie in Bataillonskolonnen, auf dem rechten Flügel der Stab des Oberkommandos.

Zweites Treffen: Die Kavallerie in Regimentskolonnen.

Drittes Treffen: Die Artillerie, der Train in Kolonnen.

Die Mannschaften im Paradeanzug, aber feldmäßig, mit vollem Gepäck.

Der König galoppirte der Infanterie entgegen und setzte sein Pferd vor dem ersten Bataillon, an dessen rechtem Flügel der Kommandeur salutirend hielt, in Schritt, wo ihm Prinz Friedrich Karl den Frontrapport überreichte.

„Guten Morgen, Füsiliere!“ rief der König mit lauter Stimme, und die Mannschaft antwortete wie mit einem Donnerschlag:

„Guten Morgen, Eure Majestät!“

Dann schwenkte der betreffende Kommandeur und begab sich in gemessenem Abstand an des Königs linke Seite; auf der rechten, ebenfalls etwas zurück, befand sich der Oberbefehlshaber der ersten Armee, Prinz Friedrich Karl, in der Uniform der Zieten-husaren. Die glänzende Suite folgte in einiger Entfernung.

Im Schritt wurde die Front entlang geritten, der König beobachtete scharf.

Die Mannschaft sah vorzüglich aus, die Haltung war süperb — wie bei der Parade auf dem Tempelhofer Felde glänzte jeder Knopf, saß jede Schnalle.

Der König erkundigte sich nach den Verlusten, vermißte diesen oder jenen Offizier und ließ sich von dem Kommandeur über das Geschick des bezüglichen rapportiren. Werte Namen wurden da genannt, und Schatten der Wehmut verdüsterten öfter das freundliche, ernste, gütig milde Greisenantlitz. Die Intervalle zwischen den Truppenkörpern legte der König im Galopp zurück.

So ging es von Bataillon zu Bataillon. Jedes Regiment wurde bei seinem Namen von dem König angerufen und begrüßt.

Bei den Siebenundzwanzigern, den Zweiundsechzigern und Siebenundsechzigern, deren Compagnien

und Bataillone im Masloweder Walde wie die dreihundert Spartaner bei Thermopylä gekämpft hatten und wie diese geendet haben würden, wenn des Kronprinzen Ankunft sich länger verzögert hätte, hielt der König lange. Der Kommandeur vom siebenundzwanzigsten Regiment nannte die Namen der Gefallenen.

Der König fragte nach dem Hauptmann von Utwende.

„Er liegt schwer verwundet in Königinhof, Eure Majestät!“ antwortete der Kommandeur.

„Er ist tot,“ berichtigte Prinz Friedrich Karl, „ich hatte ihn Eurer Majestät noch kurz vor seinem Tode zum Pour le mérite vorgeschlagen.“

Der König senkte einen Augenblick das Haupt, dann sagte er:

„Der Vater fiel bei Alsen — — erinnere mich später an Utwende es ist noch ein Sohn vorhanden,“ setzte er zum Prinzen gewendet hinzu.

Nach der Infanterie wurden die Kavallerieregimenter besichtigt.

Hier waren weniger Verluste zu beklagen; die Garderegimenter waren fast vollzählig geblieben, nur die dritten Dragoner hatten bei einer glänzenden Attake einige Offiziere verloren.

Von Regiment zu Regiment flog des Königs schwarze Stute Sadowa, und eine Kopflänge dahinter trug der bildschöne, glänzend schwarze Nabob den Feldherrn im blauen Attila — Interimsuniform mit Mütze — den Prinzen Friedrich Karl. Auch

im Stehen vor der Front gaben Reiter und Roß ein herrliches Bild. Den Kopf hergebend, die feinen Nüstern gebläht, aus klugen großen Augen beobachtend, leicht ins Gebiß schäumend, so stand der Hengst am Zügel, die Beine wie im Boden wurzelnd.

Der Prinz hatte recht gethan, ihn zur Parade zu wählen. Die Suite, bestehend aus dem Stab des Königs und dem des Prinzen, folgte und stellte sich in einiger Entfernung auf.

An den glänzenden Regimentern der Kürassiere vorüber, deren Stahlpanzer und Helme die Sonne widerspiegelten, daß es die Augen blendete, ging es zu den Husaren, die durch ihre leichte Uniform, — Bärenmütze und Dolman, jedes Regiment in der Farbe verschieden — auf ihren kleinen Pferden im Vergleich zu den schweren Panzerreitern, trotz der gleichfalls statuenhaften Ruhe, ein beweglicheres Bild boten. Dann folgten die Dragonerregimenter. In ihren schlichten hellblauen Uniformen, deren verschiedenfarbige Aufschläge die Regimenter kennzeichneten, mit der einfachen Waffe, erinnerten sie an die Infanterie und sahen sehr leicht und flott aus. Die langen fahnenbewehrten Ulanenregimenter machten den Schluß. Sie bildeten, trotz der beweglichen Waffe, ein Spalier von solcher Regelmäßigkeit, daß die Kolonne, im Profil gesehen, wie ein Reiter und eine Lanze aussah.

Das dritte Treffen, die Artillerie, mehr und mehr Hauptwaffe moderner Kriegsführung, machte einen imposanten Eindruck.

Kein Geschütz war verloren worden; ungefähr zwölfhundert blitzende Kanonenläufe verschiedenen Kalibers starrten in das weite Blachfeld hinaus, hinter jedem die entsprechende Bemannung. Krupps eiserne Schar hatte sich herrlich bewährt, wenn sie auch eine gewaltige Konkurrenz in der österreichischen Armee fand, deren Artillerie geradezu staunenerregend, mit einer Genauigkeit schoß, wie man sie bisher nie gekannt. Wenn in der Armee des Kaiser Franz alles so tadellos gewesen wäre wie diese mustergiltige Artillerie und die Bravour der Truppen, dann würden die Resultate andere gewesen sein.

Die herrliche Armee scheiterte aber, wie bereits mehrfach erwähnt, an der Kopflosigkeit und Unfähigkeit ihrer Führer.

Nach dem Abreiten der Fronten nahmen Seine Majestät Position, neben ihm der Prinz Friedrich Karl, dahinter die Suite, und es fand ein Vorbeimarsch der Regimentskolonnen, respektive bataillonsweise, unter klingendem Spiel statt.

Ein Anblick von überwältigender Großartigkeit! Die Erde dröhnte unter dem Rollen der Geschütze; gleich schweren Wettern zogen die Kürassierkolonnen im Trabe vorüber. Schon allein das Anrücken einer solchen Panzerschar wirkt ecrasirend; der Eindruck ist ein so furchtbarer, daß er auch die stärksten Nerven erschüttert.

Von zehn bis gegen zwei Uhr hatte die Besichtigung gedauert, dann hielt Seine Majestät eine Ansprache an die Generalität, sprach seine Anerkennung

und seinen Dank aus und erließ eine Belobigung an die Mannschaft und ihre Führer durch Armeebefehl.

Während sich die Armee zum Abmarsch nach den Quartieren in Bewegung setzte, begab sich der König nach Schönkirch zum Diner, wohin außer dem Stabe auch die ganze Generalität befohlen war.

Der Himmel hatte sich bedeckt, für den Rückmarsch der Truppen eine große Erleichterung.

Das Schloß Schönkirch war geschmückt wie eine Braut. Der General Ciesielsky und seine Untergebenen hatten nicht nur das Portal, sondern auch jede Thür, welche der König zu passiren hatte, mit frischem Laub umkränzt. Vom Dach wehte die schwarz-weiße Standarte an der schwarz-gelben Fahnenstange; man hatte einen ausgestopften Adler über dem Portale angebracht und ihn mit einer Königskrone aus Staniol versehen.

Der große Speisesaal war in einen Garten verwandelt worden, die Ecken mit Sträuchern und Blumen ausgefüllt, eine Riesentafel in Hufeisenform aufgestellt, der Platz des Königs von Herrn von W. so gewählt, daß sich dem Blick des hohen Herrn der Stephansturm durch das geöffnete Fenster als point de vue bot; ein zweiter Adler mit ausgebreiteten Schwingen und goldener Königskrone war hinter dem Stuhl des Königs an der Wand befestigt. Als Tafelaufsatz stand vor dem König eine Statue Friedrich des Großen, welche Herr von W. im Schloß aufgestöbert; schwarz-weiße Fahnen schmückten die Wände.

Der König besichtigte die kleinen Attentionen mit wahrhaft kindlicher Freude an allem; sein gutes Antlitz strahlte in glücklicher Befriedigung, und er dankte wiederholt für die Mühe, welche man seinetwegen aufgewendet.

Das Menu war folgendes:

Klare Bouillon mit Markcroutons.
Rinderfilets mit Champignons.
Maccaroni mit Brechbohnen und Kartoffeln garnirt — Madeira.
Macédoine von Gemüsen mit Kotelettes von Fisch — Rot- und Weißwein.
Diverse Braten, Reh, Rebhühner und Fasan.
Kompott und Salat.
Crême à la Portugaise und dito von Erdbeeren — Ungarwein.
Butter und Käse.
Kaffee.

Der Chef hatte seine Aufgabe glänzend gelöst. Wenn auch der Appetit der Gäste die beste Würze für eine Mahlzeit ist, so konnte das Diner trotz seiner Einfachheit doch auch verwöhnten Zungen genügen. Der König erfuhr erst bei Tisch, daß das prinzliche Hauptquartier drei Meilen von Schönkirch entfernt sich befinde; als ihm die Proposition für Schönkirch gemacht wurde, war er der Meinung gewesen, daß Prinz Friedrich Karl auch dort in Quartier liege, und konnte sich nun nicht genug verwundern, daß man ihm und den zahlreichen Gästen ein solches Mahl à l'impromptu aus der Feldküche habe bieten können.

Während der Mahlzeit erhob sich der greise Monarch und brachte in erhebenden, warmen Worten einen Toast auf seine glorreiche Armee aus.

Der Prinz dankte im Namen dieser Armee und erwiderte den Toast mit einem begeisterten Hoch auf Seine Majestät den König.

Aus den offenen Fenstern des Schlosses klang das Hoch weit hinaus über das Land, fand seinen Widerhall unten und pflanzte sich fort wie ein Echo auf die Landstraße hinaus, wo die treue Schar hinzog, für alle Opfer der Treue und Hingebung belohnt durch die Anerkennung ihres Königs. Thränen füllten die Augen der Tischgenossen in Schönkirch und Jubel ihre Herzen.

Zum Schluß dankte der König in seiner wohlthuenden, herzlichen Weise dem Hofmarschall des Prinzen, Herrn von W., für alle Anstrengungen, denen sich der sehr leidende Mann für ihn unterzogen, und drückte ihm wiederholt die Hand.

„Wir haben seit Berlin nicht mehr so opulent gegessen, lieber W. Wo haben Sie nur all die guten Dinge herbekommen?“

Der Hofmarschall teilte mit, wie man sich zu helfen gewußt, und erwähnte auch des Requirirens von Eiern durch einen königlich preußischen Dragoneroffizier.

Oldenfleth wurde citirt und mußte seine Novelle erzählen, die den König so amüsirte, daß er befahl, man solle zwei der besten Ziegen, die zu beschaffen seien, der klugen Resi als Dank für die Eier zustellen.

Die silbernen Teller aus dem Feldgeschirr des Prinzen, von denen der König an dem einunddreißigsten Juli gegessen, wurden gleich denen, welche der hohe Herr nach der Schlacht bei Königgrätz benützt, mit dem Datum und königlichen Chiffre gezeichnet.

Abends kehrte der König zu Wagen nach Nikolsburg, der Prinz mit seinem Stabe zu Pferde nach Ebenthal zurück.

Curd löste sein Wort und übersandte am Abend des einunddreißigsten Juli durch zwei Ordonnanzen an Resi stattliche Ueberreste der Mahlzeit und die Verheißung, daß demnächst zwei Ziegen eintreffen würden.

Resi ließ danken und sagen, ein Bild von dem schönen Herrn Offizier wäre ihr beinahe noch lieber. Selbstverständlich erhielt sie Ziegen und Bild.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Prinz Friedrich Karl im Fräuleinstift zu Zistersdorf.

Zwei Tage nach der Heerschau brach der Prinz mit seiner Armee nach Prag auf.

Anfänglich ging das Hauptquartier in kleinen Märschen vor oder mit der Truppe. Es stellten sich dabei viele Schwierigkeiten heraus. Die Gegend war durch frühere Einquartierungen völlig ausgesogen, es gab weder zu essen noch zu trinken in den Quartieren, deren vierzehn bis Prag in Aussicht genommen waren. Man lebte nur noch von Konserven; der Prinz war schlecht gelaunt, und der Hofmarschall kam in Mißkredit, weil er trotz aller Anstrengung weder den prinzlichen Stall noch die prinzliche Küche auf den Märschen in normaler Verfassung erhalten konnte.

Der General von Voigts-Rhetz tröstete Herrn von W. mit den Worten:

„So eine mäßige Ungnade ist mir immer das Liebste; volle Gnade ist so unbequem wie voller Sonnenschein!“

In Zistersdorf wurde der Prinz mit seinem Hofmarschall in ein Theresianerstift einquartiert. Die jungen Damen fürchteten sich sehr vor dem grimmigen Feldherrn, an dessen Namen sich schauerliche Anekdoten geknüpft hatten; nur aus der Ferne wagten sie ihn zu beobachten, und wie die scheuen Rehe flüchteten sie, sowie irgend eine Bewegung des Prinzen sie vermuten machte, daß er sich ihnen nähere.

Das von Maria Theresia gestiftete Erziehungshaus nahm nur vornehme junge Damen, und zwar nicht vor dem dreizehnten Lebensjahre, auf. Es waren also meistens Backfischchen, die das Stift bevölkerten.

Bei der jüngsten der Elevinnen, einer kleinen Gräfin Str., siegte die Neugier über die Furcht, und sie schlich sich während der Abwesenheit des Prinzen in dessen Stube, nachdem sie eine etwas ältere, aber weniger mutige Freundin überredet, das Wagnis mitzumachen. Die beiden Mädchen hatten gehört, daß der Prinz mit seinem Begleiter fortgeritten war, und hatten dann auch die prinzliche Dienerschaft das Stift verlassen sehen — der Moment war günstig.

„Ich muß sehen, wie der schreckliche Mensch sich in dem Zimmer der Schwester Klara eingerichtet hat!" sagte die kleine Gräfin Str.

„Ob er wohl Kriegstrophäen mit sich führt?" fragte die andere.

„Vielleicht ein paar Nasen und Ohren oder einige Skalpe," neckte die kleine Gräfin und behauptete kühn, „barbarisch genug sind die Preußen und der rote Prinz ist bekanntlich furchtbar grausam;

kleine Kinder sticht er einfach tot, das weiß ich für gewiß, und von seinen eigenen Soldaten erschießt er immer welche, wenn er gerade schlecht gelaunt ist!“

„Ich gehe nicht mit!“ erklärte hierauf die ältere Gefährtin schaudernd.

„Unsinn,“ erklärte die Kleine tapfer, „er ist ja nicht zu Hause, und wenn auch — heiraten kann er uns nicht, und das wäre doch entschieden das Schlimmste!“

Die Mädchen schlichen an die Thüre, horchten, es war alles still darin. Leise, leise klinkten sie die Thüre auf und zuckten zusammen, als ein Lichtstrahl aus dem hellen Zimmer in den dunklen Korridor fiel.

„Wie ein blitzendes Schwert!“ flüsterte die ältere der beiden, die Hand der abenteuerlustigen Gefährtin pressend.

Sie schlüpften durch die Thürspalte, selber wie Sonnenstrahlen! In dem wenig eleganten Zimmer herrschte eine merkwürdige Ordnung. Die Mädchen hielten sich an einander fest und sahen sich mit großen Augen um. Da lag eine rote Uniform — schrecklich — aber recht hübsch. Und dort stand eine Pelzmütze mit Schuppenkette und Kokarde.

„Bei uns trägt man gerade solche!“ belehrte die kleine Gräfin, deren Heimat Ungarn war, die Freundin.

Keine Waffen — keine Pistolen, keine Dolche, doch — ein Säbel in der Ecke mit ledernem Riemenzeug

— und auf dem Tische ein länglicher Kasten, nicht sehr groß, wahrscheinlich ein Pistolenkasten — daneben lag eine Mappe aufgeschlagen und ein Bogen Papier zur Hälfte mit einer dicken, unschönen Schrift bedeckt.

Es war sehr indiskret, aber sie mußten sehen, was dort für schreckliche Worte standen.

„Liebe Marianne!“ lasen sie und sahen sich erstaunt an.

Liebe Marianne — ganz einfach und freundlich. Wie sonderbar!

„Liebe Marianne! Ich bin hier in einem Fräuleinstift einquartiert, ziemlich kläglich, was die Lokalität, entzückend, was die Aussicht anbelangt. Die Kette der Karpathen liegt vor mir, scharf konturirt; bei der Klarheit der Luft sieht man meilenweit in das Land. — Deinen Brief vom neunundzwanzigsten und die liebe Sendung vom achtundzwanzigsten erhielt ich eben zusammen — eine Ueberraschung, für die ich Dir von Herzen danke. Sage Mariechen, daß ich ihr noch besonders antworten würde, sobald ich Muße fände. Hier wimmelt es von kleinen Mädchen, die aber sehr scheu und älter sind als Marie und Ebetti...“

Dabei war der Schreiber unterbrochen worden.

Die Mädchen sahen sich wiederum an, sie hatten anderes erwartet — ein Todesurteil — eine Kriegsordre oder einen Schlachtplan — es war entschieden eine Enttäuschung, die sie erfuhren, aber doch interessant, daß der rote Prinz von ihnen an jene Marianne geschrieben.

Aber den Kasten wollten sie doch öffnen, obgleich das interessante Grausen über den möglichen Inhalt sich bereits bedeutend gelegt hatte.

„Ach!“ entfuhr den beiden, und sie blieben wie bezaubert stehen.

Vor ihnen lag eine kolorirte Photographie, eine Kindergruppe. Drei reizende Mädchen, deren ältestes ein Bébé auf dem Schoße hielt. Wahre Engelsköpfchen mit blonden Locken und blauen Augen. Rosige, runde Glieder von weißen Röckchen halb bedeckt; ein süßer, lieblich verschämter Ausdruck bei der ältesten, etwa zehnjährigen, ernster bei der zweiten und träumerisch zärtlich bei dem jüngsten, etwa sechsjährigen Mädchen. Das Bébé, kaum jährig, hatte dunklere Haare und Augen und lag ungeduldig und trotzig in den Armen der langlockigen, schönen Schwester.

„Entzückend, reizend!“ flüsterten die beiden jungen Damen und vergaßen ihre Umgebung und ihre gefährliche Lage bei der Vertiefung in das hübsche Bild.

Die Thüre zum Nebenzimmer öffnete sich, ein Herr in Tiroler Joppe trat über die Schwelle und blieb bei dem Anblick der Mädchen überrascht stehen, die sich bei dem Geräusch umsahen.

Die Aeltere der beiden ließ das Bild, welches sie noch in der Hand gehalten, mit einem Schrei fallen und wollte fliehen. Die Jüngere hatte schnell zugefaßt und das Bild vor dem Niederfallen bewahrt.

„Gardez, imprudente! Ne voyez-vous pas que ce n'est que le valet de chambre?“

Dann suchte sie ihr Schuldbewußtsein und ihre

Verlegenheit hinter einer kleinen, hoheitsvollen Miene zu verbergen und sagte zu dem Herrn mit der grauen Joppe und den uneleganten Pantalons:

„Mein Herr, Sie haben uns bei einer kleinen Indiskretion überrascht. Bitte, sagen Sie nichts darüber Ihrem Herrn, der uns Unannehmlichkeiten bereiten könnte. Wir waren sehr neugierig, in das Interieur eines so bedeutenden Mannes zu blicken, wie der Prinz Friedrich Karl ist, und wir haben uns genügend überzeugt und fühlen uns sehr befriedigt dadurch, daß der rote Prinz lange nicht so schlimm ist als sein Ruf. Es wird ihm doch jedenfalls lieb sein, selbst in Feindesland für keinen Blaubart und Kinderfressermannle zu gelten!"

Die kleine Rede klang etwas gewaltsam und pathetisch, schien aber die Sprecherin sehr zu befriedigen und den streng blickenden Mann in der grauen Joppe zu erheitern. Erstere streckte sich würdevoll in ihrem halblangen Röckchen, als sie, der Gefährtin Arm in den ihren legend, mit herablassender Geberde an dem „valet de chambre" vorübergehen wollte.

Dieser hielt sie indes auf, indem er mit liebenswürdigem Lächeln und anmutiger Verneigung erwiderte:

„Die üble Meinung schöner Gegnerinnen korrigirt zu haben, kann dem roten Prinzen nur angenehm sein; gestatten Sie mir, meine Damen, Ihnen in seinem Namen für die Mühe zu danken, deren Sie sich zu seinen Gunsten unterzogen haben!"

Die kleine Gräfin fand, daß der Kammerdiener trotz seiner schlechten Toilette sehr gute Manieren

und ein sehr hübsches Gesicht habe; sie gewann schnell Vertrauen zu den leuchtend blauen Augen und zeigte sich geneigt, die Konversation zu verlängern.

„Sie kennen den Prinzen natürlich genauer?" fragte sie.

„Wie mich selbst!" versicherte der Mann.

„Sind Sie schon lange bei ihm?"

„Seit seiner Geburt!"

„Ach, nicht möglich!" rief die Kleine aus und betrachtete den Mann genauer, der ihr viel zu jung erschien für eine so lange Dienstzeit.

Das stark gebräunte Antlitz war edel geformt, die Stirn breit und hoch, die Nase kurz und fest, der Mund wenig bedeckt durch einen blonden Schnurrbart, und Kinn und Wangen umgab ebenfalls Bart, und dies verlängerte angenehm die Form des Gesichts. Das Haar lockte sich an den Schläfen, war militärisch kurz geschnitten, auf der Mitte des Hauptes aber bereits gelichtet, wie die scharfsehende kleine Gräfin bei der Verneigung des Herrn schnell bemerkte.

Eigentümlich wirkte der Blick, der aus den langen Wimpern blitzartig die vor ihm Stehenden erfaßte und sich während des Sprechens senkte, um von Zeit zu Zeit mit vollem, scharfem Strahl wieder aufzuleuchten.

Die Gestalt war mittelgroß, breit und hielt sich straff; auffallend klein und frauenhaft zart, trotz ihrer Sonnenbräune, war die Hand dieses Mannes, die er beim Sprechen immer hob und senkte.

Gräfin Mechtild von Str. war eine sehr stolze kleine Dame, welche untergeordneten Personen keine

Beachtung zu widmen pflegte; dieser Mann, in der häßlichen grauen, mit Grün ausgeschlagenen Joppe aber erzwang sich gleichwohl ihre Aufmerksamkeit.

„Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir jenes reizende Bild erklärten," sagte sie nach kleiner Pause.

„Es sind die Kinder des roten Prinzen!" antwortete der Mann lächelnd.

„Nicht möglich!" rief Gräfin Mechtild lebhaft aus; „er ist also verheiratet und hat so liebreizende, süße Kinder — es ist kaum zu glauben — können Sie mir nicht auch ein Bild der Prinzessin, seiner Gemahlin, zeigen?"

Der valet de chambre schlug einige Blätter in der Mappe um und entnahm derselben eine große Photographie. Das Bild der Prinzessin Maria Anna bezauberte die beiden Mädchen fast noch mehr, als es das Kinderbild gethan.

„Nun, aber — Ursel — was sagst Du dazu?" rief Gräfin Mechtild. „Mir soll man wieder einmal Märchen aufbinden! Ich hab' sie freilich nicht alle geglaubt! Wer solch ein Ideal zur Frau und solche Engel zu Kindern hat, der kann gar kein Barbar ‚mehr' sein!" Sie sah sich Zustimmung suchend nach dem lächelnden valet de chambre um. „Kleine Kinder sollte er einfach totstechen wie kleine Kröten und seine Diener mitunter erschießen!" referirte die kleine Gräfin ganz entrüstet.

„Er ersticht nicht einmal kleine Kröten," versicherte der Kammerdiener, „und ist bereits so weit gebildet, daß er kleine, hübsche Mädchen bewundern kann!"

Die Gräfin fand den sarkastischen Blick etwas keck für die untergeordnete Stellung des Mannes, aber in Feindesland mochte derselbe sich wohl etwas herausnehmen zu dürfen glauben, und sie war zu erpicht auf fernere Nachrichten, um Notiz von dem Mangel an Respekt zu nehmen.

Dazu kam, daß die Frage, welche ihr auf dem Herzen brannte, eigentlich eine Indiskretion enthielt, aber sie konnte wirklich nicht anders. Errötend und hastig stieß sie die Frage hervor:

„Liebt der Prinz denn seine schöne Gemahlin auch so recht von Herzen?“

Sonderbar, der Kammerdiener errötete auch, was trotz der gebräunten Haut deutlich zu sehen war, und dann antwortete er mit feiner, sarkastischer Beziehung:

„Sie hatten ja vorhin schon die Gnade zu bemerken, daß der rote Prinz kein Barbar ‚mehr‘ sein könne!“

„Ja — ja — freilich,“ stammelte die Kleine befangen, aber nicht befriedigt, „indes ein Barbar kann immerhin ein liebevoller Gatte, und ein sehr gebildeter Mensch mitunter doch ein schlechter Gatte sein — wissen Sie! Heißt die Prinzessin etwa Marianne?“

„Ja — Maria Anna — der Prinz nennt sie Marianne.“

„Nun, dann liebt er sie ganz richtig,“ sagte die Kleine lebhaft, „ich weiß, daß er ihr nicht nur seine Erlebnisse, sondern auch seine Empfindungen mitteilt — er hatte wohl eben Briefe bekommen?“

„Ja, Briefe von der Prinzessin und der ältesten Tochter.“

„Marie?“

„Marie, ganz richtig!“

„Das Bild ist auch eben erst gekommen?“

„Heute morgen!“

„Und er antwortet sofort! — Das finde ich reizend, und ich behaupte, er ist ein sehr guter Ehemann und ein zärtlicher Vater! Hier geben Sie dem Prinzen diese Rose von mir,“ sie nahm eine eben erblühte ‚belle France‘ von ihrer Brust und reichte sie dem Manne, „und sagen Sie ihm, daß ich ihm all die häßlichen Verleumdungen abbäte, die ich geglaubt und weiter erzählt habe; eben jetzt liegt noch ein Brief oben, den ich heute morgen schrieb, worin ich den Prinzen als einen grausamen, finstern Mann schilderte; den reiße ich nun sogleich entzwei und schreibe nach Pest, daß niemand die albernen Märchen glauben solle — man muß auch einem Feinde Gerechtigkeit erweisen!“

Der Kammerdiener empfing die Rose, verneigte sich tief und küßte die kleine gnädige Hand, weniger devot als courtois, wie die kleine Gräfin zu ihrer Verwirrung wahrnahm; dann fragte der gebildete Kammerdiener:

„Sie haben den roten Prinzen nie gesehen, auch nicht im Bilde?“

„Nie — nur gestern abend im dunkeln, und heute morgen von ferne, als er mit seinen Herren ausritt!“

„Er ritt nicht mit aus, weil er zu schreiben hatte.“

„Aber — mein Gott, es waren doch zwei Personen!“

„Sein Hofmarschall und einer seiner Adjutanten, der morgens zum Rapport gekommen war.“

„Aber“ — die Mädchen sahen sich ängstlich um, — „wo ist er denn?“

Draußen wurden weibliche Stimmen laut.

„Ach, Ursel — die Oberin und Schwester Klara — wie wird es uns ergehen!“

Die andere, welche keine Silbe gesprochen, sondern anfänglich nur furchtsam, später mit starrer Aufmerksamkeit den Mann in der grauen Joppe angesehen hatte, rief bebend aus:

„Sie werden uns relegiren!“

„Das wird niemand thun!“ erwiderte ihr der sonderbare Gefährte, bot mit dem feinsten Anstande und unnachahmlicher Grazie der jungen Gräfin den Arm, den sie in sprachloser Ueberraschung und Verwirrung annahm, und öffnete die Thür zum Vestibül.

Hier befanden sich allerdings die Oberin, Gräfin H., und mehrere der Schwestern und Lehrerinnen.

Die Zeit zum Unterricht war gekommen, man hatte die fehlenden Mädchen gesucht und ihre Spur bis zur Thür des Prinzen verfolgt.

„Verzeihen Sie, meine gnädigste Gräfin,“ redete der Mann in der unscheinbaren Toilette voller Hoheit die Oberin an, „daß ich die jungen Damen einen Augenblick ihrer Pflicht entzogen habe. Sie hatten den Wunsch, ein Bild meiner Frau und meiner Kinder zu sehen, und ich ersuchte sie, die eben eingetroffenen, neuesten Photographien in Augenschein

zu nehmen. Die jungen Damen waren so gnädig, sich beifällig zu äußern, wünschten aber noch einige Aufklärungen, welche ich nach bestem Wissen erteilte, sie aber über Gebühr damit aufhielt."

Die Oberin verneigte sich tief und antwortete respektvoll:

„Die jungen Damen werden die Gnade Eurer Königlichen Hoheit zu schätzen wissen — welche sie nicht nur entlastet, sondern ehrt!"

Gräfin Mechtild wagte ihre hübschen Augen nicht höher als bis zu ihrer Rose zu erheben, welche der Prinz in das Knopfloch gesteckt hatte, Ursula aber flüsterte ihrer Freundin zu:

„Mir hat es die ganze Zeit geahnt!"

Bei dem Verlassen des Stiftes, einige Stunden später, übersandte der Prinz der Gräfin Mechtild Str. seine Photographie in großem Format, unter welcher die Worte standen:

„Ehrliche Feindschaft ist eine gute Unterlage für dauernde Freundschaft.

Seiner reizenden, redlichen Feindin ergebenster
Diener
Friedrich Karl, Prinz von Preußen."

Die Gräfin bewahrt dies Bild als werte Erinnerung auf und hat oft Gelegenheit, vor demselben Urteile zu entkräften, mit denen die kleine Welt den großen Mann richtet.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Eisgrub.

Am zweiten August rastete auf dem Marsch nach Prag das Hauptquartier des Prinzen in Schloß Eisgrub, einer wundervoll gelegenen und herrlich montirten Besitzung des Fürsten Lichtenstein.

Der Kronprinz hatte etwa vierzehn Tage mit seinem ganzen Stab hier gelegen und weder Eß- noch Trinkbares übrig gelassen. Man war aber räumlich ausgezeichnet untergebracht, und das war nach den letzten schlechten Quartieren auch ein Genuß.

Den kunstsinnigen Prinzen interessirten die baulichen Schönheiten des Schlosses auf das höchste. Es erinnerte ihn an Babelsberg, die Sommerresidenz des Königs bei Potsdam, war in demselben (gotischen) Stil erbaut, aber ungefähr viermal so groß und bedeutend reicher montirt.

Da keine Photographien des Schlosses zu haben waren, beauftragte der Prinz einen Unteroffizier vom Regiment Kaiser-Alexandergrenadiere mit der Aufnahme verschiedener Skizzen, sowohl der Interieurs als auch äußerer Ansichten.

Ein Korrespondent der „Times“, Mr. Hozier, hielt sich im Hauptquartier des Prinzen auf und hatte sich besonders an Curd angeschlossen, der dem intelligenten Engländer gern gefällig war.

Am vierten August begleitete er denselben bei einer Besichtigung des Schlosses. Die beiden Herren kamen auf die Unterschiede des Heerwesens zu sprechen, wobei Curd den Engländer auf das herrliche Material der preußischen Armee in Bezug auf Intelligenz und Bildung der Mannschaften aufmerksam machte.

Major von Roos aus dem Generalstabe schloß sich den beiden Herren an. Die Unterhaltung wurde französisch weitergeführt, weil dem Major das Englische ebenso unbequem war als Mr. Hozier das Deutsche.

In einem der großen Säle trafen sie den vorhin erwähnten Unteroffizier mit Aufnahme einer Farbenskizze beschäftigt.

„Voilà nos sous-officiers,“ sagte Herr von Roos zu Mr. Hozier, und dieser betrachtete voll Staunen die künstlerisch behandelte Arbeit des Unteroffiziers.

„Mais — c'est exorbitant — cet homme est artiste — tout bonnement!“ rief er Roos zu.

Curd entnahm einer neben dem Arbeiter liegenden Mappe andere, bereits farbige Ansichten des Schlosses, welche der Unteroffizier in bescheidener Weise erklärte und sich dabei stets, wenn er Hozier anredete, der französischen Sprache bediente, in der Voraussetzung, einen Franzosen vor sich zu haben.

Die künstlerisch aufgefaßten und in den Haupteffekten mit großer Sicherheit hingeworfenen Skizzen, die feinen Urteile, die tadellose Behandlung der fremden Sprache, sowie die soldatisch ehrerbietige Manier nach der einen, die gesellschaftlich freie gegen die andere Seite — dies alles in der Kommisuniform des Grenadiers — das erregte ein fast verblüfftes Staunen, welches sich noch steigerte, als der Unteroffizier Mr. Hozier auf Paris und eine berühmte Aquarellsammlung des Louvre ansprach.

„J'ai peu de connaissance à Paris!“ antwortete der Timeskorrespondent in mangelhaftem Französisch und in diesem Augenblick mit frappant englischer Betonung.

Der Unteroffizier bemerkte dies sofort:

„Ah pardon, monsieur est Anglais!“ und er setzte die Unterhaltung in ebenso fließendem Englisch fort, als er sie vorher in Französisch geführt hatte.

Mr. Hozier wußte nicht, was er glauben durfte und sagen sollte.

„Voilà nos sous-officiers!“ wiederholte Herr von Roos, der sich mit Curd an dem verblüfften Gesicht des Engländers geweidet hatte.

Dieser bei aller zugestandenen Intelligenz unserer Mannschaft dennoch auffälligen Thatsache diene folgendes zur Erklärung: Der Unteroffizier war ein junger Bautechniker, späterer Hofbaumeister Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Friedrich Karl, Herr Nabat, der als Landwehrmann eingezogen war. Die Einberufungsordre, welcher er sofort Folge

leistete, hatte ihn zu Constantine in Algier getroffen. Er that seinen Dienst in der Truppe wie jeder andere, in seiner karg bemessenen freien Zeit skizzirte er für sich; irgend ein Offizier hatte Notiz davon genommen und den Unteroffizier Nabat zum Skizziren des Schlosses Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Karl vorgeschlagen, welcher den soldatisch wie künstlerisch gleich gebildeten und tüchtigen Mann nie wieder aus den Augen verlor. Aehnliche Vorkommnisse wiederholten sich mehrfach, in der Arme des Kronprinzen machte zum Beispiel in gleicher Stellung, wie Herr Nabat, der rühmlich bekannte Berliner Maler Herr Lüders den Feldzug mit.

Mr. Hozier sandte einen begeisterten Bericht über die Intelligenz und die wissenschaftliche und künstlerische Bildung der preußischen Unteroffiziere an die Times ab.*)

Uebrigens hatte sich auch in dem schönen Eisgrub die höchste Laune nicht aufgebessert.

Die Friedensverhandlungen gingen ihren Weg, man erfuhr aber wenig davon, und die Hoffnung, in Wien einzurücken, war aufgegeben.

So siegreich die Armeen auch gewesen, ganz war das Ziel nicht erreicht.

Den Bayern hatte Prinz Friedrich Karl einen Denkzettel zugedacht, der reichlich verdient gewesen;

---

*) Seinen Erinnerungen aus dem Feldzug, die der kürzlich verstorbene Prinz Friedrich Karl in der Form eines Tagebuchs hinterlassen, liegen die reizenden Blätter des Herrn Nabat bei.

der Prinz sprach in wenig schmeichelhafter Weise von der bayrischen Armee.

Die Herren des Stabes, von Stülpnagel, Voigts-Rhetz und andere, hatten den Prinzen endlich bestimmt, das langsame Vorrücken mit der Truppe unter obligatem Darben und ganz unnützem Verbrauch von Kraft und Laune aufzustecken und sich von Eisgrub nach Landenburg zu begeben, von wo aus der Weitertransport mit der Bahn stattfinden konnte.

Die Strecke war entsetzlich überfüllt, die Wagen reichten nicht, man mußte andere einrangiren, die in dem gebirgigen Terrain und vielen Kurven mehrfach zum Entgleisen kamen, weil sie anstatt auf zwei — auf drei Achsen liefen und nicht so scharf wenden konnten.

Der dichtauf folgende königliche Train erlitt viele Verluste an Menschen, Pferden und zertrümmerten Equipagen. Der prinzliche Train kam ohne erheblichen Schaden davon, Geduld und Laune des hohen Herrn hatten am meisten gelitten, er kam in bösester Stimmung nachts zwölf Uhr in Prag an.

Oldenfleth war mit den Quartiermachern vorausgereist; er hatte sich auch seinerseits für das Palais des Fürsten Clam-Gallas entschieden, weil hier der meiste Comfort geboten wurde.

Der Haushofmeister erklärte, daß er auf Befehl seines Herrn den Prinzen und sein Gefolge als Gäste aufzunehmen und zu bewirten habe.

Da es der ganzen Geschicklichkeit des Hofmarschalls bedurfte, um bei den enormen Ausgaben das

Budget des Prinzen nicht zu überschreiten, der Ekonomie sehr zu schätzen wußte, so ließ sich Curd aus obengenanntem Grunde gerne zur Wahl des Palais Clam-Gallas bestimmen. Dieses hatte aber keinen Garten, und da der Prinz nichts mehr haßte als neugieriges Angaffen von seiten der Menge, da er bei Ausgängen und Ritten die Stadt passiren mußte und den Aufenthalt im Freien liebte, so war er mit der Wahl der Quartiermacher unzufrieden und tadelte alles.

Man hatte ihn mit einem vorzüglichen Souper empfangen, während welchem die Clam-Gallassche Dienerschaft dem Feldherrn und seinem Stabe in Gala aufwartete; die Speisen waren erlesen, der Wein vorzüglich — es half aber alles nichts. Es hatte schon jeder aus der Umgebung seinen Teil erhalten; ohne Rücksicht auf die fremde Dienerschaft schalt der Prinz die getroffenen Einrichtungen, die „Lodderei“ in seiner Bedienung, die seine Gewohnheiten nicht respektire, und fuhr auch, als die Dienerschaft für einige Augenblicke den Speisesaal verlassen, seinen leidenden Freund, den Hofmarschall, für den er sonst stets voll Rücksicht war, zornig an.

„Sie wußten, daß es mir besonders peinlich sein mußte, die Gastfreundschaft des Grafen Clam-Gallas in Anspruch zu nehmen!“

„Das wußte ich nicht, Königliche Hoheit!“ war des Hofmarschalls Antwort.

„Ich bin dem Grafen speziell befreundet gewesen, das war Ihnen bekannt!“

„In Grafenstein und Reichenberg nahmen Sie keinen Anstand an diesem Umstand, Königliche Hoheit!“

„Da gab es keinen Ausweg, wir hatten keine Wahl — hier ist das etwas anderes!“

Der General Voigts-Rhetz mischte sich in das Gespräch, indem er bemerkte:

„Es mag für Sie etwas Drückendes haben, sich bei dem Grafen Clam nicht wie in anderen Schlössern selber verpflegen zu können. Ihren Hofmarschall und sein Amt entlastet dieser Umstand für kurze Zeit, und das hat doch auch etwas für sich!“

Ein grollender Blick traf den General — einige Sekunden herrschte Schweigen, man hörte nur das Klappern der Messer und Gabeln.

Prinz Friedrich Karl aß schnell einige Bissen, stürzte ein Glas Wein hinunter und wandte sich von neuem an den Hofmarschall:

„Sie hätten mir auch Mitteilung machen sollen, wann Sie sich aus meiner Hofstaatskasse Nachsendungen machen ließen. Es handelt sich hiebei um mein Vermögen, und wenn ich Ihnen auch dankbar bin, daß Sie mich mit Kleinigkeiten verschonen, so hätte ich doch erwarten können, bei solchen Gelegenheiten gefragt zu werden!“

„Das würde unbedingt geschehen sein, wenn ich solche Nachsendungen nötig gehabt hätte!“ erwiderte der Hofmarschall ernst und blickte fest in das zorngerötete Gesicht.

Oldenfleth trat ein, mit ihm der Haushofmeister und mehrere Diener, welche Speisen trugen.

Die böse Laune lenkte sich sogleich auf Curd.

„Ich werde dies Quartier morgen früh verlassen," sagte der Prinz gereizt zu Oldenfleth, „es genügt mir in keiner Weise; wäre meine Umgebung weniger mit sich und mehr mit mir beschäftigt gewesen, so hätte ein solcher Mißgriff gar nicht stattfinden können!"

Und nun fuhr der Prinz zu tadeln fort, ohne sich durch die Anwesenheit der Clam-Gallasschen Dienerschaft in seinen Ausbrüchen schlechter Laune und seinen ungerechten Vorwürfen beschränken zu lassen.

Curd hatte dem Prinzen gegenüber Platz genommen, ihm fest in das rote Antlitz gesehen und die auf sein Teil fallenden Zornesblitze ruhig aufgefangen, ohne ein Wort zu erwidern.

Auch die übrigen Tischgenossen schwiegen, senkten die Blicke, vertieften sich in ihr Mahl und verbissen ihren Aerger, so gut sie es vermochten.

Die erste Pause, welche sich Prinz Friedrich Karl gönnte, benützte der Rittmeister von Oldenfleth, um gelassen zu fragen:

„Sir, is it necessary to clean the shirt in sight of Europe?"

Ein Blick maßloser Wut traf den Verwegenen, einen Augenblick glaubten die Herren, daß der Prinz seinem vis-à-vis das Glas an den Kopf werfen würde, statt dessen neigte Prinz Friedrich Karl sein Haupt über den Teller, schwieg einige Minuten und sagte dann kurz:

„You are right!" Nach einer kleinen Weile setzte er, das Englische beibehaltend, hinzu: „Es

muß mir einiges zu gute gehalten werden — ich bin gereizt, es geht mir viel durch den Kopf. An den großen Lasten ist nicht zu rücken, und da überträgt sich der Unmut leicht auf nichtssagende Kleinigkeiten. Ich habe nach bester Ueberzeugung, richtiger Beurteilung und Dransetzung aller meiner Kräfte, mein Bestes gethan — Sie wissen es nicht, lieber Oldenfleth, aber andere können es Ihnen bestätigen, daß ich in Selbstverleugnung einige Uebung habe — trotzdem kommt es mich schwer an — gerade jetzt neue Prüfungen derart zu erdulden; — doch — lassen wir das — Klagen ist meine Sache nicht; die Zufriedenheit des Königs, die Anerkennung meiner Armee und das eigene Bewußtsein muß mir genügen." In leichterem Tone fuhr er gleich darauf fort: „Sie haben sicher alle eingehend rekognoszirt; ist Ihnen nicht ein Schloß oder Haus erinnerlich, in welchem ich ein wenig Ruhe und Stille im Freien genießen könnte, ohne von einer Schar Neugieriger belästigt zu werden?"

Die Frage war nicht speziell an Curd gerichtet, doch hatte sich dieser besonders mit Rekognosziren der Lokalitäten beschäftigt gehabt; er antwortete daher für die anderen:

„Das Waldsteinsche Palais besitzt einen schönen, großen Garten, Königliche Hoheit; es liegt einsam und gewährt die Aussicht auf den Hradschin; doch macht das Ganze einen melancholischen Eindruck, vielleicht durch den Geist der alten Zeit, in welchem es erhalten ist, scheint auch etwas feucht und kühl zu

sein, außerdem wird darin gebaut. Aus diesen Gründen nahmen wir Abstand davon."

Der Prinz erhob lächelnd die Hand.

„Kühle und Feuchtigkeit jetzt mitten in den Hundstagen, Teuerster — das kann ja nur höchst erquickend sein — die Geister der Vergangenheit sollen mich nicht geniren und das Bauen erst recht nicht — ein paar Zimmer werden ja wohl reservirt bleiben; wer von Ihnen, meine Herren, nicht Platz darin findet, kann sich nach Belieben anderweitig einquartieren. Cher W., wechseln wir morgen hinüber und lassen Sie hier erst gar nicht auspacken; Sie glauben nicht, wie mich schon der Gedanke an die Stille und Einsamkeit soulagirt."

Damit war der böse Zauber gebrochen, der Prinz erschloß später, nach dem Diner, sein Herz gegen den alten Kameraden und Jugendfreund von W. und endete mit den Worten:

„Behalte dies für Dich. Hundert Jahre nach meinem Tode sollen Aufzeichnungen veröffentlicht werden, in denen ich alle meine Gedanken und Pläne niedergelegt habe. Die Nachwelt wird mir gerecht sein!" Dann hängte er sich vertraulich in den Arm des Hofmarschalls und fragte sehr befriedigt: „Du hast also noch keine Anleihe bei meiner Hofstaatskasse gemacht, Teuerster? La belle chance!"

„Das meine ich auch, Königliche Hoheit," antwortete Herr von W. „Ich hoffe, Ihnen am Schluß des Feldzugs einen anständigen Ueberschuß abliefern zu können — vierundsechzig schlossen Sie anders ab,

und ich mußte mich bei der Ausrüstung mit den Gräten begnügen, die M.*) übrig gelassen. Welche Lücken allein in dem Leinenzeug und Geschirr! Was habe ich ergänzen müssen, anstatt alles komplet zu finden, wie es M. beim Ausrücken dreiundsechzig zu teil wurde."

„Wenn ich kein Finanzgenie in meinem teuren W. erkannt hätte, würde ich ihm das Hofmarschallamt unter so schwierigen Verhältnissen nicht anvertraut haben. Vergiß meine Unart von vorhin, Teuerster!"

Sie war bei der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit, welche der Prinz im Umgang mit seinen Freunden zu entwickeln wußte, schnell vergessen.

Der Umzug wurde am nächsten Morgen bewerkstelligt.

Das Waldsteinsche Palais, vom Friedländer erbaut und in der ursprünglichen Verfassung erhalten, bot unendlich viel Interessantes und befriedigte den Prinzen mehr als irgend eines der früheren Quartiere.

Man war gerade im Palais beschäftigt, den großen Mittelsaal zu restauriren, an dessen Plafond sich ein Bild befindet, welches Wallenstein als Mars darstellt. Auch an der Galerie, welche die Gemächer des Feldherrn mit denen Senis, des großen Astrologen und Freundes des Fürsten, verband, wurde gearbeitet.

Da für Prag ein mehrwöchentlicher Aufenthalt

---

*) Der frühere Hofmarschall.

vorausgesehen werden konnte, so richtete Herr von W. den Prinzen ganz in dessen Geschmack, so wohnlich als möglich ein. In Prag war alles zu haben, um den gewohnten Comfort herzustellen.

Für die Herren des Stabes gab es bequemen Dienst und viel freie Zeit. Der Prinz lebte, mit seinen Aufzeichnungen und militärischen Arbeiten beschäftigt, tagsüber in größter Stille, teils in seinem großen, kühlen Arbeitszimmer, teils in dem schattigen, schönen Park; selbst die Mittagstafel wurde auf fünf Couverts beschränkt und nur selten bis auf das Doppelte erhöht.

Nach der Arbeit, wenn die Sonne gesunken war, pflegte der Prinz die Restauration Schwertassec zu besuchen, wohin er stets eine Anzahl Gäste befahl, mit denen er dann oft bis tief in die Nacht zusammensaß und tapfer zechte. Er konnte damals unglaubliche Quantitäten auch des schwersten Weines ohne irgend welche Unbequemlichkeit vertragen und am nächsten Morgen um sechs Uhr stets mit gleicher Frische und Kraft seine Arbeit wieder aufnehmen.

Ein unangenehmer Gast folgte der Armee, hatte sich in Eisgrub und Lundenburg bemerkbar gemacht, in Prag aber vorläufig noch nicht spüren lassen — es war dies die Cholera.

Auf Armeebefehl wurden für die Truppen alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, die Prinz Friedrich Karl jedoch in Bezug auf seine Person und Umgebung nicht gelten ließ; so gestattete er zum Beispiel nur ungern dem Küchenchef eine Beschränkung in der Wahl von Speisen.

Das feuchte, kalte Palais aufzugeben, wozu der Arzt ihn drängte, dazu war er nicht zu bewegen.

Die Herren seiner Umgebung, mit Ausnahme des an Rheumatismus leidenden Hofmarschalls und des treulich zu ihm haltenden Curd, mieden das Palais gerne und lebten viel in der Stadt, wo sie mit der Gardelandwehrdivision — Rosenberg-Gruschinsky — die schon längere Zeit in Prag garnisonirte, lebhaft verkehrten.

Oldenfleth erfuhr dadurch, daß einer seiner ältesten Kadettenkameraden, August von Vietinghoff, als Hauptmann bei jener Division stände, und suchte diesen auf. Gemeinsame Erinnerungen erwärmten die alte Kameradschaft bis zu einer Freundschaft, die früher zwischen den beiden nicht bestanden.

Vietinghoff hatte einst mit Negedan zu den Gegnern Curds gehört, und trotz der Achtung, welche dieser ihnen abgezwungen, war es nie zu einem vertrauten Verkehr zwischen ihnen gekommen. Später war Negedan zur Linieninfanterie, Vietinghoff zur Gardeinfanterie nach Spandau gekommen; ersteren hatte Curd, bis er ihn auf dem Schlachtfelde von Königgrätz getroffen, niemals, Vietinghoff, der bald den Abschied genommen, sehr selten während der kurzen Dienstzeit gesehen. Negedan war tot, auf dem Transport verblutet, wie August von Vietinghoff erzählte.

„Es war das Beste für ihn; er wäre ein Krüppel geblieben und hätte sich mit diesem Geschick nie abfinden können. Man erzählte mir, daß ihm beim

Aufnehmen und Untersuchen seines Zustandes diese Aussicht gestellt worden sei und daß er während des Transportes den Verband vielleicht selber abgerissen habe. In seiner Brieftasche fanden sich ein paar an Mutter und Schwester gerichtete Zeilen, in denen er sagt: ‚Komme ich als Krüppel wieder, so erhalte ich im besten Fall eine erbärmliche, kleine Stelle, und ihr habt meinen elenden Körper und meine verdrossene Seele auf dem Halse; hingegen, wenn ich, euer Versorger, im Feldzug bleibe, so seid ihr berechtigt zu einer Entschädigung, welche die Gnade des Königs nicht zu karg bemessen wird. Ich fürchte den Tod nicht, wohl aber ein Leben, welches zur Last für andere werden muß.‘“

„Wissen Sie die Adresse der Muttter?“ fragte Curd.

Vietinghoff gab sie und fragte:

„Was wollen Sie thun?“

„Eine Erbschaft erheben, wie ich Negedan auf dem Schlachtfelde gelobte!“ antwortete Curd.

Vietinghoff verstand ihn.

„Rechnen Sie auch auf mich, wenn es not thut. Reich bin ich nicht, aber für die Familie dieses braven Kerls habe ich auch etwas übrig.“ Dann kam er auf das harte Geschick zu sprechen, welches die Gardelandwehrdivision weit vom Schusse gehalten. „Auch abgesehen von eigenem Ehrgeiz hätte ich es unserer Mannschaft, die nach Teilnahme am Kampfe lechzte, gegönnt, sich ein paar Lorbeeren zu pflücken! Nun, man hat ja als kleines Außenrad

in dem großen Getriebe dennoch mitwirken können — aber leicht war es nicht bei den ins Weite drängenden Erwartungen, die Kerle im langweiligen kleinen Dienst frisch zu erhalten. Jetzt ist es anders. In der Vereinigung mit den sieggekrönten Kameraden und dem allgemeinen Hochgefühl ist Neid und Mißgunst erstickt, man vergißt ganz, daß man nicht mit dabei war; freilich von der andern Seite läßt man es uns auch nicht fühlen, sondern zieht uns hinein in den großen Triumph — wir verdienen es aber auch, denn wir haben unsere Pflicht gethan so gut wie die anderen. Es sind noch ein paar Bekannte von Ihnen hier in Prag; erinnern Sie sich des roten Goltz und des kleinen Kleist mit den Raffzähnen? Bei unseren abendlichen Zusammenkünften ist oft von Ihnen gesprochen worden, wir haben uns Ihres endlichen Auftauchens in so glänzender Stelle aufrichtig gefreut."

„Wo trifft man euch denn beisammen?" fragte Curd angeregt.

„Heute in einem ganz besondern Lokal, ich weiß nicht, ob ich es Ihnen proponiren darf, denn mir scheint, daß Ihre vornehmen Gewohnheiten im Lauf der Zeit und ihres Wechsels wenig Aenderung erlitten — wir wollen nämlich in der ‚gülldenen Latern'', einem Café chantant dritter Güte, ‚soupiren', um mich einer Ihrer feinen Redensarten zu bedienen, mit denen Sie uns im Berliner Corps ärgerten. Die güldene Latern' liegt sehr weit ab, in der K.schen Vorstadt, außer Bier und Wurst wird es

nicht viel geben, auch darf man das Lokal nur in Zivil besuchen."

„Es muß doch etwas sehr Anziehendes sein, welches sich hinter den abschreckenden Mängeln verbirgt? Ich gestehe, daß mir rauchgefüllte Kneipen mit ihren Belustigungen durch liederliche Dirnen, gleichviel ob sie tanzen oder singen, nur Ekel erregen."

Vietinghoff schmunzelte vor sich hin.

„Sie scheinen sich wirklich wunderbar konservirt zu haben, sonst — ich versichere Sie, wird man den norddeutschen Dünkel und die ältesten Vorurteile hier zu Lande merkwürdig schnell los. Ich gehöre schon aus Gesundheitsrücksichten zu den Soliden, und Kleist und Goltz sind ehrbare Familienväter, die gar keine Anlagen für das süddeutsche Kneipenleben mitbrachten, aber das Kriegsleben — auch fern vom Schuß — lockert die Sitten. Erst geht man aus Langeweile hin, dann um nicht allein zurückzubleiben, und schließlich treibt man es wie alle anderen und findet seine Unterhaltung mit der Pepi und Toni, oder wie die Frauenzimmer sonst heißen. In diesem Fall ist es aber wirklich etwas Besonderes, das uns in die güldene Laterne zieht. Cafés chantants gibt es in der Stadt genug, und man braucht dieserhalb nicht bis in die abgelegene Vorstadt zu laufen. Im Café Hradschin hatte sich nämlich bis zum Einrücken der preußischen Truppen eine Französin hören lassen, die hier in Prag Furore gemacht haben soll. Der Preußenhaß hat sie verscheucht, und nun sagt man uns, daß sie in der güldenen Latern'

in der K.schen Vorstadt, wohin unsere Besatzung bisher nicht gekommen, wieder aufgetaucht sein soll. Schönheit ersten Ranges, die pikantesten Pariser Couplets und Chansons und eine interessante Vergangenheit lobt man ihr nach — beschuldigt sie aber der Caprice, vor keinem maudit prussien singen zu wollen und des Raffinements, einen soi-disant-Gemahl zu besitzen, welcher die Vögel rupft, nachdem Madame sie gefangen. So die Fama! Wir wollen inkognito hingehen, möglichst ruppig, und kein Silber und Gold sehen lassen. Geben Sie 'mal Ihrer Natur einen Stoß, Oldenfleth, lassen Sie den Kavalier und Ihre Uhr zu Hause und sehen Sie sich die Geschichte mit an. Wir sind zu Vieren und können das Abenteuer riskiren."

Curd hatte den Kameraden ruhig ausreden lassen und war zum Schluß aufmerksamer geworden. Jetzt sagte er:

„Die Fabel stimmt nicht, Vietinghoff; denn einen Gauner, der es aus Nationalitätshaß verschmäht, dem Feind goldene Federn auszurupfen, und sich zu dem Ende aus dem eleganten Café in eine schmutzige Vorstadtkneipe verkriecht, den gibt es nicht. Auch ist mir die Unterscheidung zwischen Oesterreich und Preußen für eine Französin zu fein. Ich glaube nicht daran. Der Franzose haßt Deutschland, nicht Preußen. Vielleicht hat das Paar aber Gründe, die Preußen zu meiden. Ich würde an eine Spionage glauben, wenn die Leute nicht in unserer gefahrbringenden Nähe verblieben wären. Wie ist denn ihr Name?"

„Ferrier, wenn ich nicht irre — doch soll der Mann ein fließendes Deutsch, Madame hingegen nur französisch sprechen oder singen.“

„Ferrier,“ wiederholte Curd sinnend, „ich kannte einen des Namens in Berlin, wüßte aber nicht, wie der Mann dazu kommen sollte, den Preußenfeind zu spielen; er war ein geborener Berliner. Vielleicht liegt der Geschichte doch etwas Besonderes zu Grunde — und dies könnte mich fast veranlassen, bei dem Rendezvous zu erscheinen, so sehr mich auch die Fassung dieses Abenteuers anwidert — ich werde nur zu spät erscheinen können — wir haben heute ein feierliches Diner und werden voraussichtlich nicht mit der sonst üblichen Eile — vier Gänge in fünfzehn Minuten — diniren. Vogel von Falckenstein, Rosenberg-Gruschinsky, der Oberbürgermeister von Prag und andere namhafte Personen werden bei uns essen. Der Oberbürgermeister hat manche Gefälligkeit für den Prinzen gehabt und die höfliche Einladung desselben zum Diner angenommen. Dem Prinzen wäre es, glaube ich, lieber gewesen, wenn der Herr Oberbürgermeister ‚krankheitshalber‘ auf das Glück verzichtet hätte. Merkwürdigerweise regen solche gesellschaftlichen Verpflichtungen den Prinzen auf; wer ihn genau kennt, wird sogar eine gewisse Befangenheit bei ihm wahrnehmen. Den Plan für eine Schlacht entwirft er mit der Genialität und Sicherheit eines Alexanders, aber an den Plan eines Diners geht er zaghaft wie ein Schüler. In diesem Fall ist die Aufregung etwas motivirt durch den

Umstand, daß unser kundiger Hofchef, Herr von W., krank liegt — entre nous soit dit — an cholera-verdächtigen Symptomen — und daß der verborgene Mechanismus in meiner unerfahrenen Hand ruht. Läuft alles gut ab, wie ich sicher erwarte, so fühlt sich der Prinz nach dem Diner ungeheuer erleichtert und hält seine Gäste beim Kaffee und der Cigarre in anregender Unterhaltung länger zurück — ich werde mich also — und dies ist der langen Rede kurzer Sinn — sehr spät, erst in — wie hieß doch die unterirdische Kneipe — güldene Laterne? — ‚unglaublich‘ würde mein alter Brackenburg sagen — also in der güldenen Laterne, einfinden; vor neun Uhr wohl keinesfalls!“

„Da kommen Sie immer noch zur Zeit; Madame tritt stets erst zum Schluß auf, wenn die Stimmung bereits animirt und das Lokal mit dem Qualm der Lampen und Cigarren gefüllt ist!“

„Ekelhaft!“ warf Curd ein.

„Erst sehen, dann urteilen; aus dieser ekelhaften Wolke soll Madame wie ein Götterbild heraustreten, blond, weiß, groß und üppig.“

„Die Beschreibung paßt ebenfalls auf eine Französin nicht. Nous verrons! Also auf Wiedersehen heute abend, Vietinghoff!“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Höhe und Tiefe.

Das Diner war zur Befriedigung des Prinzen verlaufen. Durch die Genüsse der Tafel und die Liebenswürdigkeit des Wirts fühlten sich die Gäste animirt, und die anfänglich etwas gezwungene Unterhaltung nahm nach dem Diner, als sich die Gäste nach eigener Wahl in kleinen Gruppen zusammenfanden, eine freiere Entwicklung.

Der General Vogel von Falckenstein, Kommandeur der Mainarmee, war, nachdem er zuletzt die Bundesreichsstadt Frankfurt genommen, durch den General von Manteuffel dort abgelöst und zum Oberkommandirenden von Böhmen ernannt worden. Als solcher residirte er auf dem alten Königssitz in Prag, dem Hradschin. Der General, eine mittelgroße, kraftvolle Erscheinung mit stark ergrautem, vollem Haupt- und Barthaar, gehörte zu den bedeutungsvollsten Männern dieser bedeutungsreichen Zeit. Sein kluges Auge, die entschlossene Miene und die straffe Haltung, verbunden mit den feinsten Umgangsformen und einer gewandten und gewählten Sprache,

machten ihn auch im Salon zu einer hervorragenden Persönlichkeit. Der Oberbürgermeister von Prag hatte einigen Grund, gerade diesem preußischen Feldherrn abhold zu sein; hatte Vogel von Falckenstein doch mit der ersten Maßnahme einen sehr umfassenden Beweis von seiner Machtvollkommenheit gegeben. Er dekretirte nämlich für jeden das böhmische Reich passirenden oder dort beschäftigten preußischen Soldaten eine mit der Charge steigende Zulage in Form von Diäten, welche von den böhmischen Gemeinden zu zahlen waren und eine nicht unbedeutende Steuer für das Königreich involvirten. Später wurde die Summe bei der Kontribution von zwanzig Millionen Thaler, welche Oesterreich zu zahlen hatte, in Abrechnung gebracht.

Der gemeine preußische Soldat erhielt achtzig Pfennig täglich, der Lieutenant drei Thaler, der Hauptmann fünf, der Stabsoffizier sieben Thaler, ein Diätensatz, welcher den jedesmaligen Gehalt bei weitem überstieg. Diese unvermuteten Zuschüsse erregten große Freude, und das war der Zweck des Dekrets. Die Truppen sollten sich „gute Tage“ machen können nach Kampf und Entbehrung.

Für die jedesmalige böhmische Behörde blieb es aber eine harte Zumutung, und der Oberbürgermeister Bielski war nicht erfreut, als er an der Tafel des Prinzen Friedrich Karl mit dem General Vogel von Falckenstein zusammentraf. Die persönliche Liebenswürdigkeit und Gewandtheit des Generals überwanden aber bald die kühle Zurückhaltung des

Oberbürgermeisters, und beim Kaffee hatte letzterer seine Abneigung bereits so weit vergessen, daß er dem General gestand, die betreffende Steuer ärgere ihn nicht halb so sehr als die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit welcher die österreichische Behörde enorme Lagerungen kostbarsten Nußbaumholzes dem Feinde habe in die Hände fallen lassen.

„Seit der Regierung der Kaiserin Maria Theresia lagerten die Hölzer dort! Ich telegraphirte dieserhalb mehrfach nach Wien, aber man hat scheint's dort den Kopf verloren gehabt, und die Preußen sind auch so blitzschnell dagewesen und darüber hergefallen."

Das war zu Rosenberg gesagt.

Der General lachte.

„Ja, es war eine sehr willkommene Beute —"

„Zu Schäften für Ihre berüch . . . ich wollte sagen berühmten Zündnadelgewehre, Herr General," vervollständigte der Bürgermeister mit vorwurfsvoller Miene.

Die schwarzen Augen des Generals von Rosenberg waren stets sehr ausdrucksvoll, sie frappirten durch ihre Lebendigkeit unter den dichten schwarzen Brauen in dem stark geröteten, von vollem, schneeweißem Haar umgebenen Gesicht; eben funkelten sie aber in wahrem Jünglingsübermut, als er lachend sagte:

„Alle Achtung vor Ihrem Scharfsinn! Wir wußten aber wirklich selber keine bessere Verwendung für Ihre kostbaren Hölzer, Herr Oberbürgermeister!"

„Ja, ja,“ seufzte Herr Bielski, dem die guten Weine das Herz erschlossen, „an der Intelligenz hat's wohl mitunter bei uns gefehlt, aber recht ist's doch nicht, uns hier die Werft und die Arsenale so bis auf den letzten Splitter auszurauben. Das Herz hat mir geblutet, wie ich das mit ansehen mußte und mir gesagt habe, es wäre doch ein Leichtes gewesen, die kostbare Ladung die Moldau stromauf zu flößen und beizeiten in Sicherheit, eventuell bis nach Wien zu bringen. Ging das verloren, nun, da war halt alles miteinander verloren. Jetzt hätten wir's aber gerettet. Uebrigens soll's auch an anderen Stellen schlimm hergegangen sein; der Graf Holnstein zum Beispiel hat ziemlich alles eingebüßt.“

„Durch die eigenen Leute!“ warf Prinz Friedrich Karl von der andern Seite des Zimmers scharf ein.

Der Oberbürgermeister blickte betroffen hinüber. Trotz eines lebhaften Gesprächs mit dem General Vogel von Falckenstein hatte der Prinz die Unterhaltung Rosenbergs mit dem Oberbürgermeister verfolgt und setzte nun in kurzer, abgebrochener Weise hinzu, während seine klaren Augen hin und wieder blitzartig den Böhmer Herrn trafen:

„Bayern waren es, die im eigenen Lande so hausten — an anderen Orten haben sie es ähnlich gemacht — mit der blanken Waffe — mit Degen und Pistole hat Graf Holnstein sich der verruchten Bande entledigt, die auf heimatlichem Grund und Boden bei dem eigenen Herrn marodirten.“

Der Oberbürgermeister schwieg.

„Ich will nicht verhehlen," fuhr der Prinz fort, „daß auch bei uns — ich kann wohl sagen, bei den disziplinirtesten Truppen der Welt — Momente wüster Plünderungs- und Zerstörungswut vorgekommen sind, — obgleich es denn doch noch eine gewisse Entschuldigung zuläßt, wenn sich diese Roheit gegen den Feind richtet — ich sage: eine gewisse Entschuldigung — militärisch keine, das haben die Exzesse bei Sichrow klargestellt, wo ich jeden, der bei der That betroffen wurde, auf der Stelle füsiliren ließ. Und diese Leute gehörten einer Division an, die an Disziplin bei Königgrätz das Höchste geleistet hat, deren Treue und Gehorsam uns den Sieg rettete und nur noch von ihrem Heldenmut übertroffen wurde."

„Es ist ganz wunderbar," gab der Major von Bernuth zu, „wie die sanftmütigsten, ruhigsten Leute, Kerlchen, die in gewöhnlichem Zustand keiner Fliege weh zu thun vermöchten, von der Furie des Kriegs erfaßt werden können. Ich habe das in Sichrow selbst erlebt; es überkommt die Leute wie ein Rausch und wirkt ansteckend. Als ich mir die Erschossenen nachher betrachtete, diese kleinen blonden Bürschchen mit den sanften, gutmütigen Physiognomien, da hätte ich alter Kerl über die armen Sünder weinen können."

„Diese schnell vollstreckten Todesurteile haben aber gewirkt," beteuerte ein anderer; „keine Hand hat sich später nach fremdem Eigentum wieder ausgestreckt."

„Das Machtbewußtsein ist es, welches die Leute berauscht," fiel Prinz Friedrich Karl nachdenklich ein. „Es liegt eine furchtbare Gefahr für den Ungebildeten in der Wahrnehmung, daß die Gewalt herrscht und daß er teil hat an dieser Gewalt. Er möchte sie dann selbständig ausüben und verwechselt die Macht des Könnens mit der Willkür verbrecherischen Wollens."

Das Gespräch führte auf andere nahe liegende Gebiete, die verschiedenen Volkscharaktere und ihre Aeußerungen bei Lust und Leid.

„Der Norddeutsche soll ja im allgemeinen ernsterer Art und stiller und häuslicher sein, gemütlicher ist es aber bei uns," meinte der Oberbürgermeister. „Sie brauchen nur in unsere Kaffeehäuser zu schauen und die Bierphilister in Ihren Restaurationen damit zu vergleichen, wie ich das öfter gethan habe. Hier tönt Gesang und Gelächter, bei Ihnen herrscht der langweiligste Ernst, wenn's nicht gerade Zank gibt."

„Apropos — Gesang," unterbrach Curd den Oberbürgermeister, „ich versprach heute einem Kameraden, in die ‚güldene Laterne' zu kommen, ein Café chantant dritter Qualität in der K.schen Vorstadt. Dorthin soll nämlich eine Berühmtheit der feineren Cafés von uns verscheucht worden sein, eine Französin, die aus Sympathie für Oesterreich und aus Haß gegen Preußen ihren Gesang der Einquartierung vorenthält. Wir wollen inkognito dort erscheinen."

„Wer könnte das sein?" überlegte der Oberbürgermeister. „Wissen Sie vielleicht den Namen?"

„Ferrier, meinte der mich Auffordernde —“

„Ach, das wird die Frau des Kunstreiters sein, die wir als Schulreiterin alljährlich hier bewundert haben. Mit dem Zirkus ging es nicht bei den Unruhen des Krieges, und ich hörte davon, daß dieser sakrische Ferrier seine Frau jetzt singen anstatt reiten ließe. Die Person könnte mir leid thun, sie hatte etwas Apartes, ich möchte beinahe sagen Vornehmes zu Pferde, gar nicht wie das andere Volk, und soll von ihrem Mann viel zu erdulden gehabt haben.“

„Erinnern Sie sich noch der schönen Masseigneux, oder reichte deren Herrschaft nicht mehr in Ihre Zeit?“ So fragte plötzlich, nachlässig durch die Zähne sprechend, welche die Cigarre hielten, ein älterer Offizier. Er hatte bisher in müder Beschaulichkeit den Gesprächen in seiner Nähe zugehört, ohne sich daran zu beteiligen.

„Gewiß, Herr Oberst,“ war die erstaunte und präzise Antwort Curds, an den die Frage sich richtete.

Ohne die bequeme Stellung aufzugeben, blies der kleine Oberst den Rauch gegen den Plafond, nahm dann die Cigarre mit zwei Fingern aus dem Mund, betrachtete sie liebevoll, klopfte mit dem dritten Finger die Asche vorsichtig ab und sagte langsam und ruhig, ohne den gespannten Ausdruck des Wartenden zu beachten:

„Wenn Sie — Desillusionen nicht scheuen, könnten Sie jene alte Bekanntschaft in Madame Ferrier erneuern!“

„Herr Oberst!“ fuhr Curd auf.

Der andere that gelassen noch ein paar Züge, winkte den jüngeren Kameraden an seine Seite und suchte mit halbgeschlossenen Augen ein Weilchen in seiner Erinnerung; dann erzählte er ohne Interesse, schläfrigen Tones, halblaut:

„Es war vor sieben Jahren etwa, da traf ich im Théâtre Gymnase in Paris mit der schönen Sibylle zusammen. Sie erschien in der gegenüberliegenden Loge mit einem Attaché der belgischen Gesandtschaft, beide recht animirt, nach einem petit diner à deux wahrscheinlich. In ihr wenigstens prickelte noch stark der Champagner; sie verschwendete Esprit und Bonmots an den Fat, der die ganze Situation sehr kleidsam für sich fand und mit seiner Acquisition vor dem Publikum sich brüstete. Plötzlich richtete sie ihr Glas auf mich, ließ es gleich wieder sinken und versteckte sich von da ab hinter Fächer und Zettel. Mein Anblick hatte ihre Laune gestört; sie sprach nur noch wenig und kurz mit ihrem Begleiter und verließ das Theater vor dem Schluß. Später hörte ich, daß sie mit einem Stallmeister Dejeans seit Jahren verheiratet und ihm durchgegangen sei. Als wir nun hier einrückten und ich am ersten Abend mit einigen anderen das Café Hradschin besuchte, wurde uns eine Gesangsvorstellung dieser Madame Ferrier in Aussicht gestellt, von welcher der Herr Oberbürgermeister soeben sprach. Nach der Beschreibung ist die Dame keine andere als unsere schöne Konvertitin aus Berlin — Mademoiselle de Masseigneur.“

„Haben Sie sich persönlich von der Identität überzeugt, Herr Oberst?“ fragte Curd.

„Nein, die Gelegenheit wurde mir nicht zu teil. Wochenlang hatte Madame Ferrier die Prager durch französische Couplets und Chansonetten entzückt, da weigerte sie sich plötzlich — aus Preußenhaß, wie man uns versicherte. Wir sahen sie nicht. Es soll einen Kampf zwischen Monsieur und Madame gegeben haben; sie scheint Siegerin geblieben zu sein, denn sie ist in der That nicht mehr im Hradschin aufgetreten, und ich glaubte, sie habe Prag verlassen.“

Diese kühl und gleichgiltig gegebenen Mitteilungen machten einen tiefen Eindruck auf Curd, und er war fest entschlossen, nicht nur das Winkellokal aufzusuchen, sondern sich vor dem Auftreten Gewißheit über die Person der Sängerin zu verschaffen und, falls er wirklich Sibylle in derselben entdecken sollte, die Unglückliche vor der bevorstehenden Demütigung zu bewahren. Sobald der Prinz ihn entlassen, vertauschte Curd die Uniform gegen einen Zivilanzug und fuhr in einem Fiaker nach der güldenen Latern'.

„Sie kommen g'rad' noch zur Zeit,“ sagte ihm der gutmütige Kutscher, „um die zwa Menscher tanzen z'sehen, eben greifen's aus — dös hört man am Gelächter.“

Aus der Thür des langen, niedrigen Raumes drang widriger Qualm und wüster Lärm, ein Sopran mit singendem Parlando schrillte hindurch. Der Wirt bemerkte mit Falkenblick den vornehmen Gast, kam ihm entgegen und wollte ihm Platz machen.

„Ich möchte vorher ein paar Worte mit Madame Ferrier sprechen," forderte Curd; „ist dieselbe schon hier?"

Der Wirt erklärte, daß das Künstlerpaar in der dritten Etage wohne und daß Madames Vorstellung erst in einer Stunde beginne; dann wies er auf einen Herrn, welcher, in der offenen Thür des Saales stehend, sich lebhaft mit zwei Zivilisten unterhielt, in welchen Curd den roten Goltz und Vietinghoff erkannte. Um nicht gesehen zu werden, trat Curd hinter den Wirt und hielt sich im Schatten der Thür.

„Das ist der Mann unserer Sängerin, seinem Metier nach Kunstreiter; er erklärt da seinem Nachbar eben die Voltige," sagte der Wirt.

Es war der ehemalige königliche Bereiter Herr Ferrier. In der königlichen Manége hatte sich der Mann durch seine Erscheinung und Manieren sehr vorteilhaft von den Standesgenossen unterschieden; man war unwillkürlich geneigt, ihm ein „Mehr" zuzugestehen; unter dem Personal des Herrn Dejean nahm er sich nach der Behauptung mancher jungen Zirkusenthusiasten wie ein verkleideter Prinz aus. Jetzt machte Herr Ferrier indes ganz und gar den Eindruck eines Abenteurers; bei dem vagabundirenden Leben hatte sich die plattirte Vornehmheit abgerieben, und die Gemeinheit kam zwischen den blind gewordenen Resten frühern Glanzes zu Tage.

„Soll ich Herrn Ferrier rufen?" fragte der Wirt.

„Nein; führen Sie mich zu seiner Frau und halten Sie den Mann unten möglichst lange fest."

Curd drückte dem Wirt ein Goldstück in die Hand. Dieser nickte verständnisvoll und flüsterte beruhigend:

„Sie haben durchaus nichts zu fürchten; Herr Ferrier gönnt seiner Frau jede Freiheit in der Beziehung.“

„Ich wünsche nur während einer wichtigen Unterredung ungestört zu bleiben, später werde ich vielleicht mit Herrn Ferrier zu thun haben,“ sagte Curd, worauf der Wirt devot versicherte, daß er Herrn Ferrier zu beschäftigen wissen würde „bis zur Vorstellung, denn die hält er pünktlich inne.“

Curd, dem daran lag, von den Kameraden vorläufig noch nicht gesehen zu werden, drängte den Wirt, ihm den Weg zu zeigen. Es war ein baufälliges, schmutziges, winkelig gebautes Haus mit gebrechlichen Treppen, durch welches der Wirt seinen vornehmen Gast unter fortwährendem Schwatzen geleitete.

„Das Haus ist mein Eigentum; ich habe Einmieter, meistens Künstler, bis auf die Ferriers lauter ledige Leute. Die Ferriers bewohnen oben ein Zimmer mit Kabinet; es ist natürlich nicht das beste im Haus, aber ich gab es billig; man weiß mit solchen Künstlern nie, ob sie einem nicht plötzlich durchbrennen, und dann hat der Wirt das Nachsehen. Ich habe das alles schon lange ausprobirt; natürlich, wenn so ein nobler Herr mir Garantie leistete, würde ich es mir zur Ehre rechnen, die sehr elegante Etage im ersten Stock frei zu machen. Es wohnen Schauspieler aus dem Vorstadttheater dort, die mir

schon ein Jahr lang die Miete schulden; ich müßte natürlich einen Ersatz beanspruchen."

Sie hielten auf der obersten Treppenstufe; Curd ließ sich das betreffende Zimmer zeigen, und der Wirt zog sich mit unterthänigen Bücklingen zurück.

Mehrere Sekunden zögerte Curd vor der Thür; ihm graute vor den nächsten Augenblicken. Endlich klopfte er.

„Ich bin noch nicht fertig!" schrie aus dem fernsten Teil des Zimmers eine ungeduldige, laute Stimme, in der Curd die erwartete wohllautende nicht zu erkennen vermochte. Er klopfte nach einer Weile zum zweitenmale.

Jetzt näherten sich Schritte, Curd hörte das Klappern spitzer Absätze auf der nackten Diele.

„Wer ist da?" fragte darauf dieselbe Stimme, diesmal dicht vor der Thür. Der Ton war weicher, der Klang vertraut. Curd antwortete schnell und warm:

„Ein alter Freund!"

Der Riegel wurde zurückgezogen, die Thür vorsichtig geöffnet; ein scharf spähender Blick fiel hindurch, ein Blick aus geschminktem Antlitz, der das Gesicht des „alten Freundes" erstaunt und mißtrauisch prüfte. Curd zog den Hut, die Dame ließ den Griff der Thüre fahren und wich betroffen zurück, als der Besucher ohne Aufforderung die Schwelle übertrat und die Thür hinter sich schloß. Er hatte auf dem Weg zur güldenen Latern' mehrfach versucht, sich die Scene auszumalen, welche ihm bevorstand; seine Phantasie hatte nicht dazu ausgereicht, sie konnte von der liliengeschmückten Sibylle, die

ihm den ersten, der ernsten Samariterin, die ihm den letzten Eindruck gegeben, nicht loskommen.

Was er jetzt vor sich sah, verdeutlichte ihm schnell den Abgrund zwischen dem Einst und Jetzt.

In schwarzem Sammetkleid, welches nur bis zu den Knöcheln reichte und rote Schnürstiefel sehen ließ, stand sie regungslos vor ihm. Das Kleid war tief dekolletirt, Büste und Arme blendend, die Stirn lilienweiß, darunter die Brauen in schwungvollem Bogen, Wangen und Lippen blühend: alles bekannt, genau bekannt, aber ein Porträt von einem Dorfkünstler als Wirtshausschild gemalt, entsetzlich in seiner Aehnlichkeit, ein grausiges Gegenstück zu dem Bild, welches Alberto „aus Wolken" taufte.

Ja wohl, aus Wolken! Dieses Bild war ja ebenfalls für Wolken berechnet, für die Tabakswolken und den Oeldunst der Kneipe; da mußte wohl etwas dicker aufgetragen, mußten die Farben greller gemischt werden. „Frech hingeplatzt" war eins der Schlagwörter Alberts beim Malen gewesen, keck wollte es heißen; die Keckheit hier wirkte aber nur noch als — — Curd mochte es nicht ausdenken. Sein Blick beklemmte die Frau in dem grellen Putz. Wer war das, der wie das Gespenst einer toten Liebe, die begraben und vergessen bleiben sollte, vor sie hintrat? Diesen Mann mit dem vollen goldbraunen Bart, der feingebogenen Nase hatte sie nie gesehen, und der Blick klagte sie an, mahnte — woran?

Sie konnte nicht fragen, sie harrte atemlos auf das rätsellösende Wort.

„Sibylle!“ klang es sanft und traurig.

„Wer sind Sie — was wollen Sie? Woher —“ stammelte sie, bis an den Tisch zurückweichend.

„Woher?“ wiederholte er wehmütig. „Erinnern Sie sich des Schwanhotels und des Kranken, den Sie dort pflegten? Es ist ein weiter Weg vom Schwanhotel bis zur güldenen Latern'; dreizehn Jahre brauchten wir, ihn zurückzulegen; unsere Wege gingen auseinander — nach Ihrem Willen; hier kreuzen sie sich nach höherer Fügung, Sibylle. Ihr ältester, treuester, bester Freund bittet Sie, sich ihm anzuvertrauen.“

Bei dem Wort Schwanhotel hatte sie aufgeschrieen und die Hände vor das Gesicht geschlagen. Während er weiter sprach, lauschte sie; die Bedeutung der Worte ging ihr verloren, die Laute nur hörte sie und sah sie hervorgehen aus einem ganz andern Gesicht, welches der Name Schwanhotel heraufbeschworen, vor dessen Anblick ihre Hände sie schützen sollten! Dieses andere, jüngere Antlitz hatte sanftgeschwungene Lippen, „faites pour l'amour“, reizend und schelmisch, ein Liebesbogen mit einem leichten Schatten darüber und einem schmalen, ein wenig vorstehenden Kinn, und die Augen, in welche sie eben geblickt, gehörten dazu und die Stimme auch! Dies war die einzige reine Liebe ihres schuldbeladenen Lebens gewesen und sollte, mußte tot bleiben!

Er schwieg; sie ließ die Hände sinken und schaute wirr um sich. Auf dem Boden lag ein Gegenstand, sie raffte ihn auf und schlang ihn um die nackten

Schultern. Er stammte aus besserer Zeit — es war ein gestickter Pudermantel — riß beim Zusammenzerren und klaffte über dem Nacken. Sie hatte Curd halb den Rücken gewandt, stampfte zornig mit dem Hackenstiefel die kahle Diele und stieß nur ein Wort aus, es in leidenschaftlicher Steigerung wiederholend:

„Fort, fort, fort!“

„Fort, ja fort, aber nur fort mit der falschen Scham und dem falschen Stolz, Sibylle, fort mit den langen Jahren des Irrtums! Der alte Kamerad jedoch geht nicht eher fort, als bis er gehört worden ist! Ich komme, um — Sie zu retten, Sibylle!“

„Gehen Sie — verlassen Sie mich augenblicklich — ich will Sie nicht hören — ich bedarf Ihrer nicht!“ rief sie außer sich.

Auf der Kommode über dem Spiegel brannten zwei Lichter; sie hatte davor Toilette gemacht; Schmucksachen, Kämme, Puderquaste, Blumen, Schminktöpfchen und dergleichen lagen durcheinander. Die Stühle daneben waren mit Garderobestücken bedeckt, auf dem Tisch brannte eine Storchlampe. Das Messing war schmutzig; eine Herrenchemisette und Krawatte und ein Paar feuchter, offenbar eben erst gewaschener Damenhandschuhe lagen daneben.

„Sibylle!“ mahnte Curd sanft und ernst.

Sie machte eine Bewegung, als wollte sie fliehen, die Thür zu einer Kammer stand offen, aus dem Dunkel schimmerten zwei weißbelegte Betten. Sibylle schauderte; dann plötzlich faßte sie sich, schloß die

Kammerthür, setzte die Lampe zu den Lichtern auf die Kommode, nahm die Toilettegegenstände vom Tisch und rückte einen Stuhl in die Nähe des Sofas.

Die Anmut ihrer Bewegungen in dieser Umgebung und Toilette wirkte furchtbar auf Curd; er mußte ihr ordnendes Thun mit dem in seiner Krankenstube vergleichen, wo sie mit Feenhänden geschaltet hatte. Die Hände waren schön und zart geblieben, harte Arbeit hatte sie nicht verunstaltet; früher trug sie den vierten Finger der linken Hand bis zum zweiten Gelenk mit Ringen besetzt, jetzt sah er nur einen Ring an der rechten Hand, den Trauring.

Endlich nahm sie in der entferntesten Ecke des Sofas Platz und wies mit einer Handbewegung Curd den Stuhl an, den sie vorher bereitgestellt. Er saß im Schein ihrer Lampe, sie im Schatten.

„Sie müssen verzeihen," begann sie in leichtem Konversationston, „daß ich Sie im Augenblick nicht besser placiren kann; die Kriegszeiten haben alle Verhältnisse so derangirt. Wenn Sie sich hätten melden lassen, so würde ich Sie eine Treppe tiefer in meinem Salon empfangen haben."

Da er schwieg, fuhr sie in dem angeschlagenen Ton fort:

„Sie gehören nicht mehr der Armee an; ich hörte schon vor Jahren davon. Wir haben eben beide die glänzende Schaubühne verlassen."

„Nicht so, Sibylle!" unterbrach Curd ihre erkünstelte Lebhaftigkeit und Unbefangenheit; „meine

Zeit ist bemessen, und ich möchte sie nicht mit leeren Worten ausfüllen. Kann ich nichts für Sie thun, Sie dieser entwürdigenden Lage nicht entziehen?“

Sie versuchte zu lachen, brachte aber nur unter einer Grimasse hervor:

„Also wirklich noch immer der alte, unverbesserliche Schwärmer?“

In Paris hatte sie von jenem Herrn, mit dem der kleine preußische Oberst sie im Théâtre Gymnase getroffen, erfahren, daß Curd von Oldenfleth mit manchen anderen glänzenden Existenzen „über Bord“ gegangen. Der Attaché hatte ihr das mit hämischer Freude mitgeteilt, denn der junge belgische Herr war seinerzeit von den Offizieren der vornehmen Garderegimenter nicht wohlgelitten gewesen. Sibylle empfing die Nachricht mit Schmerz; als sie bald darauf zu ihrem Mann zurückkehrte, fragte sie diesen nach Curd von Oldenfleth.

„Dejean bot ihm die durch meinen Austritt leer gewordene Stallmeisterstelle im Zirkus an,“ antwortete Ferrier, „so viel ich hörte, forderte der verabschiedete Lieutenant aber das Dreifache meiner Gage, und daran zerschlug sich das Engagement. Mit der Zeit dürften Herrn von Oldenfleths Ansprüche sich etwas herabgestimmt haben; er wird jetzt irgendwo billiger spielen, wenn er nicht ganz untergegangen ist, wie es Leuten meist ergeht, die mit ihren Kenntnissen nur zu glänzen und nicht zu arbeiten gewohnt sind.“

Allmälich hatte Sibylle den Freund vergessen,

dessen Sturz sie tiefer erschüttert hatte als die eigene, innerlich lange vorbereitete und von Stufe zu Stufe sich entwickelnde Decadenz. Dieser Sturz war's, an den sie sich plötzlich erinnerte, als seine Stimme und seine Blicke ihr zu unerträglichen Mahnungen wurden. Es erleichterte sie, bis zu ihrem Niveau ihn gesunken zu wissen, und sie fand ihre Haltung wieder. Freilich sah er gar nicht herabgekommen aus, wie sie heimlich prüfend bemerkte. Er blickte nieder auf sie, als stünde er noch an dem alten, bevorzugten Platz, und dabei dieser Ausdruck von Milde und Trauer, den sie nicht deuten konnte; es reizte und verwirrte sie zugleich.

„Ich erfuhr, daß Sie heute abend eine Vorstellung geben würden," begann er ohne Umschweife, „und daß Ihr Mann Sie zu diesem Erwerb zwänge, daß Sie sich in diesen elenden Winkel zurückgezogen haben, um Begegnungen mit früheren Bekannten zu vermeiden."

„Und wenn dem so wäre?" fragte sie kalt.

„So wollte ich Sie vorerst warnen; unten befinden sich mehrere Offiziere in Zivil. Sie sind nicht mehr verborgen, man wird Sie erkennen."

„Und da wollen Sie den ehemaligen Kameraden den Spaß verderben?" sagte sie höhnisch.

„Ich wollte Ihnen eine Demütigung ersparen."

„Glauben Sie doch ja nicht, daß es stolze Scham ist, die mich in diesen ‚elenden Winkel' verscheucht hat. Ich habe mit der Vergangenheit gebrochen und kann die Konsequenzen tragen, will aber nicht daran erinnert werden. Sie haben vielleicht gehört, daß

ich jahrelang in dem Zirkus meines Mannes die Schule ritt; mit dem Stolz hatte ich damals schon abgerechnet. Ich zeigte mich jedermann, konnte aber persönliche Begegnungen vermeiden, wenn ich wollte, wogegen mir hier jeder sogenannte alte Freund mit langweiligen Reminiszenzen dicht unter die Augen treten kann. Das liebe ich nicht, und dem wollte ich mich entziehen, das ist alles."

Curd ließ sich durch ihre Worte nicht beirren, sondern fragte ruhig:

„Kann ich nichts thun, um Sie aus diesen Verhältnissen zu befreien?"

„Wer sagt Ihnen denn, daß ich befreit sein will?" fragte sie heftig.

Curd antwortete warm und schnell:

„Mein Herz, welches auf Stimmen aus der Vergangenheit hört, die eine andere Sprache reden als Ihre Lippen."

„Von dort ertönt keine Stimme mehr, die Vergangenheit ist tot!" sagte sie finster.

„Es ist nicht alles tot; noch lebt ein Rest und zu diesem gehöre ich. Sie fühlen unter Schmerz und Groll, daß mein Anblick in Ihnen neu belebt, was dort tot sein soll; Sie möchten mich darum hassen und können es ebensowenig, als Sie die Stimmen der Vergangenheit zum Schweigen zu bringen vermögen. Wenden Sie sich nicht von mir, wie Sie es vor dreizehn Jahren mir zum Schmerz, sich zum Verderben thaten. Damals ließ ich Sie gehen — heute halte ich Sie fest. Mein Herz ist ein eigenes,

hartnäckiges Ding, es gibt nichts zurück und hat nie eine Regung zu bereuen gehabt. Ist es ein glücklicher Instinkt, der mich leitet, oder eine Gnade Gottes, mir geht nichts verloren —"

„An Siegesbewußtsein fehlte es Ihnen nie!" warf Sibylle ein.

„Die Zeit rechtfertigt dieses Bewußtsein, sie korrigirt meine Wünsche, läßt mich aber nie umsonst geliebt haben. Ich erwarte meinen Lohn auch von Ihnen, Sibylle; vertrauen Sie meinem Bewußtsein, ich besiege damit Ihr Geschick, entreiße ihm den Preis, wenn auch zu später Stunde!"

Ein Lachen antwortete ihm, welches Curd von früher kannte; die Welt hatte es an der jungen, vornehmen, reizenden Sibylle pikant gefunden. Ihm hatte dieses kleine, frivole Lachen auch damals weh gethan; jetzt würde es auch der Welt nicht mehr pikant, nur noch frivol geklungen haben.

„Ein erneuter Antrag — nach dreizehn Jahren! Welch ein Triumph! Schade, daß mein Mann nicht zugegen ist; er würde gleich den Preis genannt haben!" Ihr Gelächter brach kurz ab und sie sah Curd drohend und finster an. „Vor dreizehn Jahren schützte Sie mein Edelmut vor einer unbewußten Erniedrigung, heute bewahrt Sie meine Verachtung vor einer Bassesse. Sie durften mir das nicht anthun; lebte ein Rest jener Vergangenheit noch in mir, so haben Sie ihn getötet! Gehen Sie!"

Ihre etwas theatralische Handbewegung beachtete Curd nicht; sein Herz blutete und er sagte nur:

„Armes Weib! Was müssen Sie gelitten haben, daß Sie an Curd Oldenfleths Ehre zweifeln konnten!“

Sie sah ihn groß, starr an.

„Ich war ein heißblütiger Knabe, als ich vor Jahren in Ihr Geschick greifen wollte, doch brauche ich mich jenes Aufwallens nicht zu schämen. Lassen Sie mich zu dieser Stunde Ihnen etwas gestehen. Sie waren mir lieb und teuer vom ersten Anblick und sind es noch heute. Geliebt habe ich Sie nicht, Sibylle; mein Herz öffnete sich später auch anderen, ohne die Liebe kennen zu lernen, die mir das höchste Glück verheißt. Schöne Frauen und Mädchen haben mich geliebt und begehrt, ich habe nichts zu bereuen, nichts verloren und das höchste, heiligste Empfinden ist ungeweckt geblieben. Als Lehnsherr eines reichen Besitzes, als letzter eines alten Geschlechts werde ich heiraten, vielleicht ohne jenes Ideal von Glück je zu erreichen; aber für die Frau, welche die Mutter meiner Kinder sein wird, habe ich mein Leben stets rein gehalten.“

Sibylle verhüllte ihr Gesicht; liebevoller konnte sie nicht bestraft, härter nicht belehrt werden. Curd blickte auf seine Uhr.

„Wir haben die Hälfte der Zeit zu unnützen Präliminarien verbraucht, Sibylle. Lassen Sie die Maske fallen und öffnen Sie dem Freund Ihr Herz! Ich wiederhole Ihnen, daß ich kein Mittel unversucht lassen werde, Sie dieser unwürdigen Lage zu entziehen. Fehlt es Ihnen im Augenblick an Geld — verzeihen Sie, daß ich unumwunden spreche

— so denken Sie daran, wie tief verschuldet ich Ihnen bin, und gönnen Sie mir das Glück, meine Dankbarkeit anders als nur in Wort und Gefühl ausdrücken zu dürfen. Ich besitze viel, viel mehr, als ich bedarf, und habe für niemand zu sorgen."

„Sie sind nicht ruinirt, wie man mir sagte?" fragte sie schüchtern.

„Nein," antwortete er lächelnd, „in keiner Weise; im Gegenteil, ich habe mit meinen Pfunden Wucher getrieben, meine Kenntnisse ausgenützt und mir ein Privatvermögen erworben."

„Welche Stellung nehmen Sie ein?"

„Im Augenblick eine sehr beneidenswerte. Ich bin Ordonnanzoffizier des Prinzen Friedrich Karl, Rittmeister im dritten Dragonerregiment; zum Feldzug wieder eingetreten."

„Bleiben Sie dienen?"

Das Interesse für den Freund ließ sie ihre eigene Lage vergessen.

„Vorläufig wohl, vielleicht auch dauernd; das hängt von den Verhältnissen ab."

„Das heißt von Ihrer Heirat, ich begreife," sagte sie eifrig.

„Mehr von der Gestaltung meiner Beziehungen zur Heimat."

„Ist Ihnen der Lehnsbesitz nicht sicher?"

„Doch, ich bin Lehns-, Erb- und Gerichtsherr auf Carntzin seit zehn Jahren bereits."

„Und verließen Sie Ihren schönen Besitz, um an diesem abscheulichen Krieg teilzunehmen? O, ich

wußte es wohl, schon dem Pagen sah ich an, daß Mars allein ihn beherrsche."

„Mir wurde kein Opfer abverlangt; das Lehn, dessen Träger ich nominell bin, ist im Besitz der Lehnsjungfer, einer Tochter des letzten Lehnsinhabers geblieben, die bis an ihren Tod die Nutznießung hat und sich dieses Rechtes nicht begibt. Gelingt es mir nicht, ihr dieses Recht abzukaufen, so tritt erst ein Sohn von mir den wirklichen Besitz des Lehns an."

„Diese Lehnsjungfer ist also reich; ist sie noch jung?"

„Jünger als ich."

„Und hübsch?"

„Als Kind versprach sie, es zu werden."

„Aber dann heiraten Sie sie doch, das ist doch das Einfachste."

„Sie hat mir einen Korb gegeben."

„Unmöglich! Zu jeder Zeit, unter allen Umständen unmöglich, behaupte ich!" rief Sibylle überzeugungsvoll. „Wann war das?"

„Vor langer, langer Zeit."

„Sehen Sie wohl, solcher Narrheit kann nur ein Kind fähig sein; wiederholen Sie Ihren Antrag jetzt und Sie werden sehen —"

Es war merkwürdig, wie sie sich in das Geschick des Freundes vertiefte. Es ging eine Veränderung mit ihr vor; sie wischte ungeduldig mit dem Tuch Puder und Schminke ab; sie sprach natürlich und blickte ihm offen und warm in das Gesicht.

„Sie hat vor zehn Jahren, als sie kein Kind

mehr war, jede Wiederholung unmöglich gemacht," antwortete Curd, der die Veränderung Sibyllens mit heimlicher Freude beobachtete.

„Seien Sie nicht eigensinnig, cher ami; das steht dem besonnenen Mann nicht an; geben Sie sich nicht mit Illusionen ab; auf solider Basis allein gedeiht das Glück. Wer den Penaten opfert, den suchen alle anderen Götter von selbst auf."

Curd sah sie an und sie stockte.

„Es hat noch Zeit mit mir, Sibylle," sagte er. „Lassen Sie mich erst eine solide Basis für Ihr Geschick suchen. Ich werde eine solche finden und bitte Sie, mir vorläufig einige Fragen zu gestatten, die Sie einfach mit Ja oder Nein beantworten wollen. Haben Sie Kinder?"

„Nein."

„Bietet Ihr Beruf Ihnen irgendwelche Befriedigung?"

„Nein — nein — o nein!"

„Sie leiden darunter?"

„Ja!"

„Lieben Sie Ihren Mann?"

Sie loderte zornig auf.

„Nein, ich hasse ihn; seit er mich vor acht Jahren zu seiner rechtmäßigen Gattin machte, um meine Talente und meine Schönheit an sich zu fesseln und zu Geld zu machen. Der Ekel vor der Gemeinheit dieser Ehe trieb mich nach einem halben Jahr schon fort nach Paris; ich wollte es noch einmal mit dem Wahn versuchen, doch hielt dieser stets nur einen

Champagnerrausch lang vor. Als Ferrier mir nachkam, mich zurückholte, folgte ich ihm willenlos; die Sklaverei war dieselbe gewesen. Ich war als Schulreiterin schon vor meiner Ehe in Ferriers Zirkus aufgetreten und hatte mich geweigert, es ferner zu thun, als ich begriff, warum er mich geheiratet hatte. Nach meiner Rückkehr ritt ich jeden Abend die Schule; ich ließ mich durch Triumphe über mein Elend täuschen. Die Not um das tägliche Brot hatte ich noch nicht kennen gelernt, Geld stets genug besessen, und Anbeter im Ueberfluß, die mir Ferrier selber eifrig zuführte. Da drohte der Krieg; die Gesellschaft löste sich auf; es wurde alles verkauft. Ich lebte, wie ich bis dahin gelebt, bis meine Garderobe, mein Schmuck aufgezehrt und die Not plötzlich da war. Sie ist entsetzlich; ich glaubte alles eher ertragen zu können als dieses mir bisher unbekannt gebliebene grauenhafte Elend, und als Ferrier eine neue Quelle des Erwerbs in meinem Gesang entdeckte, willigte ich sofort ein. Es glückte über Erwarten; aber wir hatten zu lange gezögert, die Preußen überfielen Prag . . . Noch sehe ich ihn, wie er mir die Nachricht brachte, von gemeiner, habgieriger Freude strahlend: ‚Deine alten Verehrer kommen, die Gardelandwehr rückt ein! Nun sind wir oben auf! Um die schöne Sibylle im Café chantant wiederzusehen, werden Deine vornehmen Freunde ihre Börsen leeren und die Goldfüchse springen lassen!‘ Ich weigerte mich; es gab doch noch etwas, welches ich mehr fürchtete als das Gespenst der Not. Als Ferrier

begriff, daß selbst seine Mißhandlungen nichts über mich vermochten, gab er nach. Wir schlossen einen Kompromiß; ich gelobte, in der abgelegensten Vorstadt, wohin die Einquartierung nicht reichte, weiter zu singen, wenn er mich den ‚alten Freunden‘ nicht verraten würde. Und so kam ich in die güldene Latern', wo wir unser ‚Auskommen‘ finden. Ich singe, Ferrier reizt die Gäste zum Trinken und Spielen, und der Wirt gestattet uns dafür Wohnung und Unterhalt. Mitunter gibt es Streit, Schlägereien; Ferrier kommt nie vor dem Morgen herauf — genug, lassen Sie mich schweigen! Vielleicht wird es später wieder besser; ich werde dann vielleicht das Singen aufgeben und wieder reiten — bis —"

„Bis —?" wiederholte Curd.

„Ich meine, so lange ich noch hübsch genug zu solchen Künsten bin."

„Und dann?" fragte er.

„Dann — —? Ich habe mich nie darum gekümmert, wie solche Geschöpfe enden," sagte sie müde und gleichgiltig; „vielleicht im Spital oder sonstwo — es ist gleichgiltig, wie. Sie sehen, mir ist nicht zu helfen; es gibt keinen Rest mehr zu retten. Nachdem ich so mein Elend und meine Schande vor Ihnen aufgedeckt, mögen die anderen kommen, was liegt daran! Ja, ich singe für Geld, wie ich für Geld ritt und für Geld tanzen werde, wenn es verlangt wird! Welche Demütigung können Sie mir denn jetzt noch ersparen?"

„Alle ferneren, wenn Sie sich von Ihrem Mann trennen."

Sie lächelte bitter.

„In eine gesetzliche Trennung wird er nie willigen, dazu bin ich ihm zu wertvoll, hat er mir oft mit cynischem Hohn versichert; aber feil bin ich diesem Mann, und wenn Sie reich, sehr reich sind, können Sie mich vielleicht loskaufen. Ich weiß, Sie sind großmütig; sehen Sie sich aber vor, er wird den Preis nach der Person des Liebhabers bestimmen wie beim Pferdehandel, und" — sie lachte bitter — „ich möchte Sie denn doch nicht allzu sehr beschwindeln lassen. Auch würde Ihr Opfer ein nutzloses sein. Was sollte ich wohl mit meiner Freiheit anfangen? Arbeiten kann ich nicht, und wenn Sie mir in maßlosem Edelmut selbst die Mittel geben wollten, anständig zu existiren — ich kann nicht leben, nur um zu essen und zu trinken, die Ruhe würde mich wahnsinnig machen, ich bedarf steter Aufregung, um — um — zu vergessen. Gesellschafterin werden, meinen Sie vielleicht; wer wird die Kunstreiterin in sein Haus nehmen? Soll ich das neue Leben mit einer Lüge beginnen? Und thäte ich es oder glückte es mir, eine Familie zu finden, die barmherzig und edeldenkend genug wäre, es mit der Kunstreiterin zu versuchen — es liegt eine diabolische Anziehungskraft noch in den letzten Reizen eines solchen verlorenen Geschöpfes, wie ich bin; Mann, Sohn, Bruder oder sonst ein Angehöriger der Familie würde sich in mich verlieben und die

thörichte Großmut rächen. Ebenso, wollten Sie mir einen Platz unter den Krankenpflegerinnen verschaffen, vielleicht im Andenken an einige gute Eigenschaften, die mich dafür qualifiziren, in kürzester Frist —"

Er hatte ihr aufmerksam zugehört; Ekel am Dasein und Verzweiflung an sich selbst sprach aus jedem Wort; als sich ihre Phantasie in Selbstqual zu gefallen begann, gebot er ihr Einhalt, indem er sagte:

„Auf solche Art ginge es freilich nicht, ich komme aber auf die Arbeit zurück. Sie sagten, arbeiten kann ich nicht; vielleicht haben Sie noch nie versucht. Besitzen Sie nicht irgend ein Talent, welches Sie früher zum Zeitvertreib kultivirten und an welches sich jetzt eine würdigere Zukunft anknüpfen ließe? In solcher Beschäftigung würden Sie vor der Erinnerung Ruhe finden. Die Arbeit ist eines der natürlichsten Heilmittel für die kranke Seele. Lust und Liebe für die Arbeit wächst mit dem Erfolg, und solche nutzbringende Beschäftigung würde Ihnen den Ekel am Dasein nehmen und Sie allmälich gesunden lassen."

Sie hatte den Kopf gewandt und sah träumerisch in das Licht. Mit diesem Ausdruck erinnerte sie an die Erscheinung im Schwanhotel, wie sie dort zuerst in Curds dämmerndes Bewußtsein trat. Der sinnende Ernst, die stille Entsagung war es, die ihm damals so unbegreiflich in dem Gesicht erschienen und die er mit seinen früheren Erinnerungen nicht vereinen konnte.

„Es ist nichts damit,“ sagte sie leise, ohne ihr Sinnen zu unterbrechen; „ich habe es versucht, der Fluch der Sünde hängt sich auch an meine Arbeit.“

„Erklären Sie mir das, Sibylle!“ forderte Curd in dem Glauben, daß man ihr die Arbeit nicht genügend bezahlt oder ihr mißtraut habe. Solche Hindernisse dachte er leicht beseitigen zu können.

Der Gedankenfaden riß, sie seufzte tief und lehnte sich wieder in den Schatten zurück.

„Sie sollen auch das Letzte erfahren,“ sagte sie müde, resignirt und erzählte dann: „Ich hatte im Kloster eine gewisse Fertigkeit im Sticken erreicht; in den endlos langen Tagen der letzten Wochen versuchte ich es damit aus Langeweile und legte die Probe einer Modistin vor. Sie fand Beifall, und man vertraute mir die Stickerei eines weißen Konfirmandenkleides an für einen Bettellohn! Aber es galt mir gleich; ich fand Interesse an der Arbeit. Sie zog meine Gedanken ab, wie Sie vorhin sagten, und endlich fesselte mich die Arbeit ganz und gar. Nicht zufrieden mit der Stickerei, setzte ich das Kleidchen auch zusammen; ich hatte dergleichen nie gemacht und fragte meine Wirtin um Rat. Es gelang — es gefiel mir sehr, so sehr, daß ich mich nicht davon trennen konnte.“

Curd sah sie erwartungsvoll an.

„Man forderte mir das Kleid ab, als die Ablieferungsfrist verstrichen war, aber ich gab es nicht her, bat, es behalten, es nach und nach abzahlen zu dürfen. Es war nicht sehr kostbar, die Stickerei

das Wertvollste daran, aber man forderte mir einen sehr hohen Preis ab, weil man glaubte, ich habe das Kleid verkauft. Da ich das nötige Geld nicht beisammen hatte, versteckte ich das Kleid; man drohte mir anfänglich, indes, es mochten wohl wichtigere Ereignisse die Leute beschäftigen, daß sie darüber die arme Gaunerin vergaßen oder sie laufen ließen."

Sie schwieg; zarte Fäden umwoben von neuem ihre Seele.

„Können Sie mir erklären, warum Sie die Arbeit nicht ablieferten?" fragte Curd gespannt.

Leise und sanft, als ob sie die spinnenden Gedanken nicht stören wollte, wie im Traum fuhr sie zu sprechen fort:

„Während ich an dem Kleidchen nähte, ging etwas sehr Seltsames in mir vor. Es gibt ein Kind, dessen Vater ich verabscheute, ein Kind, das ich kaum gesehen, nie geliebt und fast vergessen hatte. Während meiner Arbeit mußte ich plötzlich jenes Kindes gedenken, von dem ich lange, lange Jahre nichts gehört hatte und nicht einmal wußte, ob es noch lebte. Mir war aber, als arbeitete ich das Kleid für jenes arme Kind, dem seine Mutter nie etwas zu liebe gethan. Für ein fünfzehnjähriges Mädchen, hatte die Modistin gesagt, das Kleid konnte ihm wohl passen. Ein unbekanntes Gefühl erwachte in mir bei der Arbeit, wuchs mit jedem Stich, trieb mich nachts aus dem Bett und ließ mir tags kaum Zeit zum Essen und Trinken, bis ich die Arbeit lange vor der mir bestimmten Zeit beendet hatte.

Ich glaubte nun die seltsame Unruhe beschwichtigt zu haben und wollte das Kleid abgeben. Die Freude an meinem Werk, meinte ich nun, sei es, die mich immer wieder zögern, den Augenblick hinausschieben ließ. Ich hatte früher im Gesandtschaftshotel meine Jungfer ähnliche Sachen bügeln sehen; zaghaft versuchte ich es zum erstenmal, legte das Kleid dann vor mich hin, rein, weiß und duftig, und träumte mir das arme Kind hinein, dem seine Mutter nie etwas zu liebe gethan. War die kleine Verlassene hell- oder dunkelhaarig, blau- oder schwarzäugig, gedachte sie wohl am Konfirmationstag der unseligen Mutter, als die Gefährtinnen von Mutterhänden geschmückt wurden, fragte sie nach ihrem Vater, als andere von ihren Vätern gesegnet wurden? Grollte sie der unnatürlichen Mutter oder betete sie für die verlorene? Vielleicht war sie lange tot, ehe sie lieben und zürnen und verachten gelernt, vielleicht lag sie eben jetzt auf der Bahre, und die Mutter, die ihr im Leben nie etwas zu liebe gethan, hatte ein Totenkleid gearbeitet. Ich weinte, weinte heiße, bittere Thränen, wie sie fruchtlose Reue und selbstverschuldeter Schmerz auspressen, und küßte das Kleid, wie Mütter die Kleider ihrer verstorbenen Lieblinge küssen."

„Könnten Sie denn das Kind nicht aufsuchen oder es zu sich nehmen?" fragte Curd erschüttert.

Sibylle schüttelte den Kopf.

„Ferrier weiß nichts von seiner Existenz und darf nichts davon erfahren. Es ist nicht die

Rücksicht auf mich, die mich jetzt verschweigen läßt, was ich anfänglich nicht für nötig hielt zu gestehen. Dreizehn Jahre lang — seit ich mich von der alten Nell Bacon im Schwanhotel trennte, erfuhr ich nichts mehr von meinem Kind. Es ward gleich nach der Geburt in einem rheinischen Dorf untergebracht. Als ich Sie im Schwanhotel aufsuchte, war es schon im zweiten Lebensjahr. Nell hoffte meine Gleichgiltigkeit, ja Abneigung gegen das unschuldige Würmchen zu besiegen; sie besuchte es oft, so lange sie mich auf meinen Irrfahrten begleitete; ich habe es nie wiedersehen wollen. Endlich war die treue Seele es müde, sie trennte sich im Zorn von der unnatürlichen Mutter, um sich nur dem verlassenen Kind zu widmen. Ich versprach, hin und wieder zu schreiben, und that es zum erstenmal vor vierzehn Tagen! Nell besitzt ein kleines Eigentum in Corkhill. Auf meine Bitte verließ sie vor fünfzehn Jahren ihre Heimat, um sich meiner Not anzunehmen. Ihren wenigen Bekannten wollte sie nach zweijähriger Abwesenheit sagen, daß sie eine Tochter, die in Amerika gestorben sein sollte, wiedergefunden und deren Kind mitgenommen habe. Mir war es gleichgiltig; nie wieder von dem Kind zu hören, war alles, was ich damals wünschte. Jetzt, nachdem ich vor vierzehn Tagen an Nell geschrieben, zitterte ich vor der Nachricht: ‚Dein Kind, das ungeliebte, ungekannte, ist tot, du bist der Sorge für immer los.‘ Gott sei Dank, die Nachricht lautete anders, wenn sie auch kurz und unfreundlich war:

„‚Sibylle Bacon ist ein gesundes, kräftiges, hübsches Mädchen und das einzige Glück ihrer Großmutter!‘ Wissen Sie nun, warum ich das Kind nicht zu mir nehme? Es ist ein hübsches Mädchen — Ferrier würde es bereitwillig adoptiren oder für sein Kind ausgeben, um es auszunützen, wie er mich ausgenützt hat; er würde es lehren wollen, in die Fußstapfen seiner Mutter zu treten, und er würde meine Schande als Zwangsmittel gebrauchen, um seine Pläne durchzusetzen, außerdem aber — soll ich es der armen, treuen Nell nun grausam entreißen, nachdem ihre Barmherzigkeit Lohn gefunden in der Liebe des Kindes?“

„So geben Sie hier alles auf und folgen Sie der Stimme Ihres Herzens,“ entschied Curd schnell. „An der Seite Ihres Kindes ist Ihr Platz, dort finden Sie alles — Arbeit und Pflichten, Sühne, Vergebung und Frieden!“

Sie blickte verstört auf ihn.

„Vergebung, Frieden — wie dürfte ich das erhoffen! Auf den Knieen möchte ich mir Vergebung erflehen, wie eine Taglöhnerin um den geringsten Lohn von Liebe dienen — aber in welcher Gestalt soll ich vor sie treten? Wird das reine Herz meines Kindes nicht schaudernd vor der Verworfenen zurückschrecken, muß meine Nähe nicht ihr unschuldiges Dasein vergiften? Die beiden brauchen mich nicht, ich finde in dem einfachen Leben von Großmutter und Enkelin keine Beschäftigung, soll sich die Schuldbeladene als Bettlerin, Almosenempfängerin in das

ärmliche, zufriedene Leben drängen? Dies Bewußtsein würde jeden Frieden und jedes Glück für mich ausschließen."

Curd sagte energisch:

„Mein Plan ist ein anderer! Lassen Sie sich von der alten Nell als die Tochter ihrer früheren Herrin einführen, teilen Sie von Ihrem Leben der Wahrheit gemäß so viel mit, als zweckmäßig ist. Eine unglückliche Ehe, herabgekommene Verhältnisse motiviren die erbetene Zuflucht bei der alten Dienerin Ihrer verstorbenen Mutter. Es wird natürlich immer noch vieles zu umkleiden sein, wobei Sie mit Vorsicht und Klugheit zu verfahren haben werden. Und was Ihre Thätigkeit anbetrifft — lehren Sie Ihre Tochter, die in dem Dorfe keine Gelegenheit gehabt haben wird, sich höhere Schulbildung anzueignen — Deutsch, Französisch, Italienisch und Griechisch! Welch ein herrliches Lehrfeld bietet Ihnen die Literatur der verschiedenen Länder — lehren Sie Ihr Kind singen, sticken, es wird sich noch anderes finden. Schmücken Sie Ihr Kind mit Dingen, die Sie ihm arbeiten, Ihre Hände haben ja eine Liebesarbeit von fünfzehn Jahren nachzuholen, wie könnte es ihnen da an Beschäftigung fehlen! Und um welchen Lohn werden Sie arbeiten! Schulden abtragen, um einen Schatz zu gewinnen! Gibt es eine süßere Buße, eine gnädigere Strafe? Ich gehöre nicht zu der frommen Schar, deren Mund von Bibelsprüchen überfließt, und möchte auch jetzt nicht in den Verdacht geraten, mich mit Predigen abgeben zu wollen, aber an die

frommen Pharisäer und den barmherzigen Richter und an das Wort, welches einer Schuldigen Erlösung von der Vergangenheit, Trost für die Gegenwart und Hoffnung für die Zukunft gab, möchte ich Sie eben doch erinnern: ‚Gehe hin und sündige nicht mehr!‘ Die ewige Bedeutung solcher Worte muß jeder an sich selber erfahren, um sie verstehen zu können.“

Sibylle saß regungslos, Thräne auf Thräne rann auf die im Schoß ruhenden, gefalteten Hände.

Curd war ein Feind aller Weichheit geblieben, wenn er „Weiberthränen“ auch nicht mehr „haßte“, sondern sie verstehen gelernt hatte. Die Rührung wurde ihm unbequem, und er begann in leichtem, frischem Ton:

„Habe ich nun Recht behalten, Sibylle, wenn ich behauptete, mein Herz gäbe nichts wieder her, es habe nie umsonst geliebt und erhielt stets seinen Lohn. Ich habe einen solch reichen nicht erwartet, als ich mit dem festen Entschluß herkam, meine teuren Erinnerungen zu retten, und bin so glücklich über dies Resultat, daß ich auch fremden Menschen etwas Gutes zukommen lassen möchte. Nennen Sie mir die Firma, für welche Sie das Kleidchen arbeiteten, ich muß die Leute ein wenig belohnen, wenn sie auch unbewußte Werkzeuge in einer höhern Hand waren; und wissen Sie was, Sibylle? Sie könnten auch mir etwas zu liebe thun und einem fühlbaren Mangel abhelfen! Stellen Sie sich vor, ich habe die Mitte der Dreißiger erreicht und ich

besitze nicht ein einziges Patchen! Ist das nicht unerhört? Mangelndes Zutrauen, mangelnde Gelegenheit und das Vagabundenleben der letzten Jahre mögen wohl schuld daran sein — wenn Sie mich stolz machen wollen, so ernennen Sie mich nachträglich zum Paten der jungen Sibylle. Ich werde mir Mühe geben, der Würde zu entsprechen!"

„Curd — Curd!" schluchzte Sibylle.

Er war aufgestanden und hatte nach der Uhr gesehen.

„Es bleiben uns nur noch wenige Minuten, die ich zur Entwicklung meines Planes benützen muß. Sie treten heute abend auf wie gewöhnlich, um keinen Verdacht zu erwecken; die Kameraden werden sich vorher mit mir entfernen. Dann schreiben Sie noch heute abend an Nell und melden ihr" — sie wollte einen Einwand erheben — „nein, keine Anfragen, respektive Bitten, die sind nicht mehr am Platz — Sie stellen Ihr Kommen in Aussicht, verlangen als Tochter der früheren Herrin in das Häuschen zu Corkhill eingeführt zu werden. Tag der Ankunft wird telegraphisch gemeldet. Mit Ferrier verhandle ich, nachdem ich Sie glücklich in England angekommen weiß, das Nötigste trage ich zufällig bei mir" — er zog ein Päckchen Banknoten hervor — „für die Reise und was dazu gehört; betrachten Sie es als einen Teil der Patengeschenke, die ich der kleinen Sibylle seit fünfzehn Jahren schuldig geblieben bin."

Sie nahm das Päckchen und küßte seine Hand.

Erschrocken zog er sie zurück.

„Es wird am besten sein, wenn ich Sie hier nicht wieder aufsuche, schreiben Sie mir Tag und Stunde Ihrer Abreise, ich treffe Sie dann auf der nächsten Station und begleite Sie eine Strecke.“

Abgerissene Worte kamen über Sibyllens zitternde Lippen.

„Erlösung, Frieden — Gott, mein Gott — ich danke Dir! Um seinetwillen — für sie — nicht für mich — gib Segen — Gelingen — zum Dankgebet — werde jeder Tag, den Du mir schenkst! — Curd — Curd — mein einziger Freund — mein Retter — Erlösung — Frieden . . .“

Der Schall von Schritten auf der Treppe unterbrach sie.

„Stecken Sie das Geld fort!“ befahl Curd. „Handeln Sie besonnen und vorsichtig, genau nach den gegebenen Instruktionen, nichts anderes darf Sie kümmern, der Rest ist meine Sache.“

Curd hatte zur Vorsicht den Thürriegel vorgeschoben; ehe er ihn zurückziehen konnte, klinkte jemand an dem Schloß.

Curd öffnete und Herr Ferrier stand vor der Schwelle.

„Pardon, wenn ich störe,“ sagte der Kunstreiter äußerst höflich, „aber es ist die höchste Zeit — Madame hat vielleicht noch etwas an der Toilette zu bessern — bitte, bitte — mein Herr — es ist mir ein besonderes Vergnügen gewesen — willst Du mich nicht vorstellen, Sibylle?“

Er erkannte Curd nicht, der abwehrend für Sibylle antwortete:

„Ich bin ein alter Bekannter Ihrer Frau und habe vielleicht später Gelegenheit, mich auch in Ihr Gedächtnis zurückzurufen!“ Dann schritt er an Ferrier vorüber zu Sibylle, die blaß, stumm und hoch aufgerichtet am Tische stand, sah ihr bedeutungsvoll in die Augen und sagte mit einer Verbeugung: „Die besten Erfolge und zugleich Lebewohl, ich werde nicht mehr Gelegenheit haben, Sie hier wiederzusehen.“

Ohne Ferrier zu beachten, ging er hinaus. Noch auf der Treppe hörte er des Kunstreiters höhnisches Lachen und die Worte:

„Was bedeutete denn diese Komödie?“

Sibylle antwortete nicht gleich; ihres Mannes Blick wanderte mit widerlichem Verständnis von seiner Frau auf die Thür, dann fragte er:

„Abgefallen schien er doch nicht zu sein, warum fordertest Du den alten Bekannten denn nicht auf, wiederzukommen? Wie ist denn sein Name?“

Sibylle erschrak — sie durfte sich keine Unsicherheit merken lassen, um Ferriers Verdacht nicht zu wecken.

„Brecken!“ sagte sie aufs Geratewohl.

„Brecken — Brecken? — Den Namen hörte ich doch schon — war das nicht der Maler Deines schönen Porträts, welches Herr von Caradji der Münchener Ausstellung überließ?“

„Er ist es,“ antwortete Sibylle so ruhig, als sie vermochte, während sie sich mit ihrer Toilette beschäftigte.

„Den Menschen habe ich aber nie gekannt — was faselte er denn von ‚Zurückrufen' in mein Gedächtnis? Sieht übrigens famos aus, gar nicht wie ein Künstler, sehr anständig, noble Toilette, hat sich wohl ein Vermögen zusammengeschmiert, was?" fuhr er lauernd fort.

„Ich weiß es nicht!"

„Albernheit! Mußt Du wissen, ehe Du mit ihm anbindest. Für verliebte Streiche bist Du zu alt. Wo lebt der Mensch?"

„Ich weiß es nicht!"

„Weißt Du das auch nicht, wirklich?" höhnte er.

Sie erinnerte sich Curds Warnung und sagte:

„Er hält sich vorübergehend hier auf und hat erst heute erfahren, daß ich hier — Vorstellungen gebe."

„Warum wartete er die Vorstellung nicht ab?"

„Er hatte keine Zeit und machte mir deshalb vorher seinen Besuch."

Ferrier beobachtete seine Frau lauernd und mißtrauisch, äußerte aber nur noch:

„Schminke Dich besser — Du siehst erbärmlich aus — mit dem Gesicht verscheuchst Du die Anbeter, die ‚besten Erfolge' bleiben aus."

Unterdes war Curd in den bier-, tabak- und menschendunstigen Saal getreten.

„Bei die Cigaritzen,
Bei die Gagaritzen
In der güldnen Latern',
Tanzt die Locken-Resi
Und die Warzen-Lori,
Daß man närrisch konnt' wer'n!"

tönte ihm im Chor entgegen. Ueber die dichtgedrängte Zuschauerschar hinfort erblickte er zwei Tänzerinnen, die malerisch verschlungen auf dem Tisch standen und deshalb nur in ihrer oberen Hälfte Curd sichtbar wurden. Ihre lustglühenden Augen wandten sich ihm sofort zu, und die eine derselben, eine bildhübsche, frech dreinschauende Dirne lenkte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf den neuen Ankömmling, indem sie laut ausrief:

„Dös da wär' mir der Liebste!"

Curd sah sich nach seinen Bekannten um.

„Den Cancan probiren,
Feschen Schritt riskiren,
Tanzen Schiebrich himmelhoch die zwa!"

brüllte der Chor.

Das Mädchen schnellte sich gewandt über die Menge fort und beabsichtigte wahrscheinlich, in Curds Arme zu fallen. Da diese sich ihr indes nicht öffneten, umschlang ihn die Tänzerin im Fallen.

Er befreite sich von dem bunten, hübschen Schmetterling, als ob es ein widerliches Insekt sei, und die Menge lachte dazu.

„Das ist Oldenfleth!" rief jemand von hinten.

Im Augenblick hatte Curd den Rufenden erreicht und seinen Arm gefaßt.

„Keine Namen!" rief er dem roten Goltz zu.

Vietinghoff und ein dritter, dunkelhaarig, mit auffallend vorstehendem Schnurrbart hatten sich mit Goltz zugleich genähert.

„Endlich," sagte Vietinghoff, „ich dachte schon,

Sie würden uns im Stich lassen. Wir haben dort hinten einen famosen Platz für die eigentliche Vorstellung."

„Kommen Sie einen Augenblick mit mir aus dieser Schwüle," antwortete Curd laut, indem er sich die Stirn mit dem Tuch trocknete.

„Die Herren thäten besser, ihre Plätze zu behalten!" mahnte der Wirt, welcher hinter Curd eingetreten war.

„Folgen Sie mir, ich erkläre Ihnen das ‚Warum' draußen," hatte Curd dem nächsten — es war Kleist — zugeflüstert, zugleich Vietinghoffs Arm gefaßt und ihn aus dem Saal gezogen.

Die anderen beiden folgten.

Die hübsche Dirne mit den schwarzen, kecken Augen und dem kleinen dunklen Fleck auf der Wange, der ihr den Spitznamen „Warzen-Lori" eingetragen, hielt den Wirt fest.

„Dös soll'n Sie mir erklären, wo Sie den z'widern Menschen aufgepackt haben, da möcht' i doch Kraut und Kommisbrod darauf schwören, daß dös a Preuß is."

Curd führte die Kameraden bis vor die Straße.

„Lieber gleich nach unserem Quartier," sagte Kleist aufatmend; „die Kneipe ist denn doch das Tollste, was ich in der Art hier gesehen — das halte der Henker noch länger aus, nach dem Bisherigen, hätte ich Lust, mir die Bänkelsängerin zu schenken!"

„Das wollte ich soeben von Ihnen allen fordern," erwiderte Curd. „Die Sängerin, welche durch Schuld

und Unglück aus besseren Verhältnissen so tief herabgekommen ist, bittet Sie, ihr die Demütigung einer Begegnung zu ersparen, einer oder der andere dürfte sich der Unglücklichen vielleicht aus früherer Zeit erinnern."

„Darum der angebliche Preußenhaß. Wer ist sie denn?" fragte Vietinghoff.

„Ich habe sie sehr genau gekannt und soeben gesprochen," antwortete Curd, „ihren Namen möchte ich nicht nennen, weiß auch nicht, ob gerade einer von ihnen persönlich mit ihr bekannt gewesen ist — jedenfalls werden Sie das Schamgefühl der Armen respektiren."

„Natürlich — selbstverständlich," rief der rote Goltz aus; „mir ist die Person sicherlich nicht bekannt, denn ich habe die Salons niemals unsicher gemacht — darum werde ich zurückgehen, unsere Hüte holen und die Zeche bezahlen. Mir kann sie unbeschadet begegnen."

Er ging und Kleist sagte:

„Ihr Mann, dieser Monsieur Ferrier, früherer Kunstreiter, stellte uns sofort beim Eintritt und hielt mich eine Weile fest. Der Kerl hat eine feine Nase, er umschnupperte mich in meiner ruppigen Toilette gleichwie eine Katze die Maus im Tischkasten. Halb und halb habe ich das Geheimnis übrigens erraten, denn er suchte mich damit zu kirren, um Kapital daraus zu schlagen — das ist ganz klar — ich glaube, daß ich auf der rechten Spur bin."

„Möglich, mein alter Kamerad," antwortete ihm

Curd, „verwischen Sie nur die Spuren vor anderen, damit dem armen Geschöpf kein neuer Ueberfall droht.“

„Auf Ehre, das soll geschehen!“ versicherte Kleist, und der mehr gutmütig als zart empfindende Vietinghoff erklärte:

„Wir müssen der armen Person jedenfalls eine Entschädigung zukommen lassen, die hat das einträglichere Geschäft im Café Hradschin unsertwegen aufgegeben und wird in dieser Schmierbude keine Seide spinnen!“

Während Curd sich noch bemühte, von der Ausführung dieses Planes abzuraten, kam der vierte der Kameraden zurück.

Der rote Goltz war als zerstreut bekannt, es fiel darum nicht auf, daß er von den vier Gegenständen, welche er in den Händen trug — zwei Hüte, einen Stock und eine lange grünseidene Geldbörse, Vietinghoff den Stock und Kleist die Börse bot, und nachdem die beiden ihm statt dessen ihre Hüte stillschweigend abgenommen, den eigenen Hut seufzend vom Kopfe zog und ihn gedankenvoll Curd hinhielt. Als dieser ihm antwortete:

„Sehr gütig, lieber Goltz, aber ich bin schon bedeckt!“ versenkte er sich tiefsinnig in die Betrachtung oder die Wahl der ihm übrig gebliebenen Gegenstände.

Kleist neckte ihn mit den Worten:

„Na, Goltz, wollen Sie etwa den Stock in die Tasche stecken und sich mit der Börse um die Ohren schlagen — leer scheint sie geworden zu sein?“

Goltz betrachtete seine Börse beim Schein der Laterne und sagte kleinlaut:

„Ja, der Dingsda — der Mann wollte mich nicht loslassen!"

„Der Wirt?"

„Nein, der Mann von ihr — ich — ich mußte ihm versprechen, daß wir nächstens wieder kommen würden!"

„Das war nicht nötig, alter Freund!"

„Sie gaben wohl Handgeld darauf?" riefen Kleist und Vietinghoff.

Goltz stöhnte:

„Ich schämte mich wahrhaftig — lumpiges Geld" — mit einem energischen Schlußseufzer setzte er hinzu: „Kinder, es ist bei Gott doch scheußlich, wie es im Leben hergeht!" und stülpte den Hut entschlossen auf den kurzgeschorenen, rötlich schimmernden Kopf.

Nach einigen Schritten, während die drei anderen miteinander redeten, stand Goltz plötzlich still und sagte langsam, jede Silbe betonend und dazu mit dem Kopf nickend:

„Auf den Knieen und Ellenbogen würde ich die Linden herauf und hinunter gerutscht sein für einen freundlichen Blick von der, und nun kauft sich jeder Lump für sein Bettelgeld den Genuß!"

Vietinghoff rief: „Haben Sie sie denn gesehen und gesprochen?" und Curd packte unwillkürlich den Arm des roten Goltz.

„Gesehen!" rief dieser plötzlich zornig, schüttelte Curds Hand ab und setzte, lebhafter als bisher in seinen Bewegungen, hinzu: „Nein, ich hab' sie nicht

gesehen, heute nicht, keinen Schimmer, und gesprochen habe ich sie auch nicht — nie — in meinem Leben nicht — aber ihr Schuft von Mann flüsterte mir einen Namen zu — unaufgefordert — wollte mich damit zum Bleiben nötigen, und — unter diesem Namen habe ich vor achtzehn Jahren — eine Fee — einen Engel — was sage ich — eine Göttin — angebetet; stumm, schüchtern, aus respektvoller Ferne — ohne mich in das Sonnenlicht ihrer Augen zu wagen, als der ‚ärmste, häßlichste und ungeschickteste‘ . . ."

„Nur die Lumpen sind bescheiden, lieber Goltz, das habe ich Ihnen immer gesagt!" schaltete Kleist hier ein.

„Schon recht," sagte Goltz wehmütig, „aber die hätte auch Sie zum Lumpen werden lassen, mitsamt Ihrem Gelde und Ihren ‚Raffzähnen‘ und Ihrer Unverschämtheit!" Gerührt fuhr er fort: „Nein, wahrhaftig, Kinder, sie war zu schön für unsereinen. Als Backzahn*) hatte man ja von vornherein keine Chance. Der da aber, Oldenfleth, der hätte sie kriegen können — ich kann es nicht verstehen, aber schade ist es — ewig schade, daß ich damals nicht an seiner Stelle war — ich — das schwöre ich euch — hätte sie mir nicht entgehen lassen, und dann brauchte sich das arme Geschöpf heute nicht in der güldenen Latern' vor mir zu verstecken!"

„Wer weiß!" lachte Kleist.

---

*) Backzahn, Spitzname für den Infanteristen.

„Ist es denn auch wirklich Ihre Fee oder Göttin von dazumal?“ fragte Vietinghoff. „Der Kerl kann ja Ihre Einfalt benützt und Sie angelogen haben!“

Curd mischte sich zum erstenmale in das Gespräch.

„Sie ist es — lassen wir die Angelegenheit jetzt ruhen — vielleicht bin ich im stande, Ihnen später Beruhigendes darüber mitzuteilen. Vorläufig erleichtern Sie mir eine Freundespflicht, wenn Sie über alles, was wir hier erfahren haben, schweigen.“

„Was machen wir dann aber nun mit dem angebrochenen Abend?“ fragte Vietinghoff.

„Mir ist die Laune verdorben, ich gehe schlafen,“ erklärte Goltz trübe.

„Gott bewahre, da erscheint Ihnen unfehlbar im Traum Ihre Frau und zieht Sie zur Rechenschaft über die ihr vorenthaltene alte Flamme!“ warnte Kleist, und Vietinghoff riet, gefährliche Erinnerungen vor dem Schlafengehen sauber abzuspülen.

„Gehen wir in das Café Hradschin und feiern wir dort das Wiedersehen mit Oldenfleth in Sekt — da können Sie zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, Goltz!“

„Sekt — ja — Hradschin, nein — da würde mir heute die beste Marke nicht schmecken!“ antwortete Goltz.

Kleist schüttelte den Kopf.

„Man lernt doch selbst seine besten Freunde nicht aus — wer hätte eine sentimentale Schwärmerei in unserem roten Goltz gesucht!“

Sie schlugen den Weg in die Stadt ein.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Alte Beziehungen.

Die nächsten Tage verlebte Curd in großer Aufregung. Er hatte mit Sibylle verabredet, daß sie ihn schriftlich benachrichtigen solle, wenn alles zur Flucht vorbereitet sein würde. Die Nachricht blieb aus. Eines Morgens, etwa acht Tage nach dem Besuch in der güldenen Latern', den Curd Sibyllens Sicherheit halber nicht zu wiederholen wagte, meldete ihm der polnische Diener des Hofmarschalls eine Dame:

„Serr schön, serr groß, hat Namen ihriges nicht genannt, scheint's Ueberraschung für Herrn Rittmeister!"

Curds erster Gedanke war, Sibylle! Die Eintretende schlug den Schleier zurück.

„Klem!" rief Curd freudig überrascht.

Sie war zur Pflege des Bruders, obgleich ganz gegen dessen Willen, schon vor einigen Tagen in Prag angekommen und hatte Albert bereits in der Besserung gefunden, aber erst am Tage zuvor von

ihm erfahren, daß Curd sich wieder in der Armee, beim Prinzen Friedrich Karl und in der Stadt befände.

„Solch wichtige Nachrichten mir tagelang vorzuenthalten, das bekommt nur Albert fertig!“ rief sie, noch ganz erregt von dem Fall, aus. „‚Ich dachte, Du hättest alle Siegesposten durch Deinen Mann erfahren!‘ antwortete er auf meine Vorwürfe. Brackenburg aber hat keine Ahnung von Deiner gloriosen Rückkehr; in seinem letzten Brief schreibt er mir noch: ‚Daß Oldenfleth uns jetzt fehlen muß!‘“

„Warum gab Albert mir denn kein Lebenszeichen? Er wußte doch, daß ich in Prag war!“ erkundigte sich Curd.

„So fragte ich ihn auch.“ sagte Klementine eifrig, „und er antwortete: ‚Warum ein Lebenszeichen geben, so lange ich des Lebens keinen Augenblick sicher war? Ich hätte auch Dich einer so unnützen Mühe und Aufregung nicht ausgesetzt!‘“

Klementine konnte sich nicht sattsehen an Curd, der ihr äußerlich ganz fremd geworden war, und nicht genug fragen und hören.

Die Zeit war viel zu kurz für die Fülle von Stoff!

„Wie schön Du geblieben bist!“ sagte ihr Curd, sie strahlenden Auges betrachtend. „Die Heimat mit allen ihren unvergessenen Reizen grüßt mich aus Deinem lieben Gesicht.“

Und da war es ihr, als ob die Zeit versänke — sie hörte wieder den achtzehnjährigen Jüngling

sprechen, wie er unter den Kastanien Carntzins im Mondschein Abschied von ihr nahm. Bewegt äußerte sie dies, worauf Curd daran erinnerte, daß sie sich noch später einmal wiedergesehen — im Schwanhotel.

Ein Schatten trübte die klare Stirn der jungen Frau, und sie schüttelte den Kopf.

„Daran erinnere ich mich nicht gerne!“ sagte sie.

Curd aber sah ihr offen und zärtlich in die Augen und versicherte warm:

„Und ich bin kaum auf etwas so stolz als auf den Korb von Dir! Kein Jota der Vergangenheit laß ich mir streichen. Der große himmlische Diplomat hatte gerade die kleinen Irrtümer zu unser aller Glück nötig, ohne sie hätte sich Dir Brackenburgs schüchternes Herz nie erschlossen. Und ich habe nichts zu verschmerzen, denn — daß Du es nur weißt, Klem, ich liebe Dich heute noch genau so wie damals und bin mir nur etwas klarer über die Art geworden.“

Klementine blickte gerührt in das schöne, ehrliche, warme Gesicht und gedachte ihres treufesten Gatten, der unentwegt im Glauben und Vertrauen an den Freund geblieben war und ihr oft gesagt hatte:

„Eines Tages wird Oldenfleth wieder erscheinen und mit einem Lächeln seines redlichen Gesichtes alle eure Besorgnisse zerstreuen! Ich hatte nie etwas an ihm auszusetzen, nicht die geringste seiner Eigenheiten hätte ich missen können, sie gehörten zu ihm wie die Ecken und Kanten zum Diamanten, und wenn er wieder kommt, wird er nichts verloren

haben, nicht einmal die Zeit, denn er war der einzige von uns, der selbst in der Ueppigkeit des Lebens ihrer achtete."

Wie gerechtfertigt zeigte sich des Gatten Zuversicht! Sie reichte dem Vetter die Hand und hielt die seine mit herzlichem Druck fest.

„Ich schäme mich, Curd, daß ich eines Kommentars brauchte, Dich zu verstehen, denn so sehr Du auch in Deinem Aeußern verändert bist, der Blick ist derselbe geblieben, welcher stets frei ins Herz sehen ließ!"

Nun mußte sie erzählen: von ihrer Ehe, von ihren Kindern, und sie that es mit stolzer Freude, während Curds Augen bewundernd an ihr hingen. Sie entsprach trotz ihrer frauenhaften Fülle noch immer dem Bilde einer Germania, und als sie die kräftige Entwicklung und stattliche Größe der Kinder, besonders ihrer Zwillingssöhne rühmte, und Curd sich die hohe, stolze Gestalt Brackenburgs dazu dachte, da fielen ihm Tante Dinas Klagen über Klementinens kolossale Formen ein und er fragte lachend:

„Und wie befindet sich denn Tante Dina inmitten dieses Hünengeschlechts?"

„O, sie macht sich einen Ruhm daraus, die Mutter desselben zu sein!" versicherte Klementine. Curd und Klaus, unsere siebenjährigen Riesen, haben neulich, bei meiner Abreise, im tollen Uebermut die Großmutter samt ihrem Korbstuhl emporgehoben und fortgetragen, weil sie eine der kleinen Rodomontaden der Knaben bezweifeln wollte. Es

sind tüchtige Turner und kecke Reiter, sie schwimmen wie die Enten, kennen keine Gefahr und ihre Unternehmungslust ist unerschöpflich. Die Großmama ist gänzlich unterjocht, dem Papa gehorchen sie zwar, Respekt haben sie aber nur vor mir. An ihrem siebenten Geburtstage hielt ich beiden eine Ansprache und übergab ihnen feierlich die Gerte, mit der ich sie bis dahin gestraft hatte. Das Instrument wurde hierauf verbrannt, und die Jungen gaben mir ihr Wort, daß sie mein Vertrauen in ihre Ehre rechtfertigen würden. Das Gefühl hiefür ist damit geweckt und wird sorgfältig gepflegt, nur eine ehrlose Handlung verdient später körperliche Züchtigung."

„Und die anderen? Bleibt den Nachgeborenen die Gerte erspart?"

„Es sind zwei Mädchen — die Hand der Mutter muß wohl auch hin und wieder strafen, aber nur in den ersten Lebensjahren, und eine Gerte kommt bei ihnen nicht zur Anwendung."

„Eure Grundsätze scheinen mir vorzüglich — wenn die Schulzeit euch nur keine Schwierigkeiten bereitet!"

„Mit zehn Jahren kommen die Zwillinge in das Kadettencorps und bis dahin verlangt Brackenburg einen festen Grund für den spätern Beruf. Ehrgefühl, Mut und Wahrhaftigkeit müssen starke Wurzeln gefaßt haben. Für eine schlechte Zensur, an denen es leider nicht fehlt, gibt es vom siebenten Jahr ab Strafe, aber keine Schläge mehr!"

„Klem, ich habe ordentlich Sehnsucht nach Deinen ‚jungen Hünen'!" versicherte Curd.

„Sie werden Dir gefallen, kennen und lieben Dich bereits; wir erzählten ihnen so viel von Onkel Curd, daß dieser ein Ideal für sie geworden ist, dem sie bereits eifrig nachstreben.“

Die Worte enthielten ein beglückendes Liebeszeugnis für Curd, und es quoll ihm darunter heiß aus dem Herzen, wenn er auch nur spottend warnte:

„Dann rate ich aber dringend zu einer vorsichtigen Auswahl meiner Heldenstreiche!“

Der Familienstolz war stark und lebhaft in den Oldenfleths, und aus ihm erwuchs erst die Familienliebe. Kein schwaches Glied wurde gehegt und gepflegt, wo der Familienstolz keine Nahrung fand oder der persönliche verletzt wurde, verlöschte die Zuneigung und wandelte sich nicht selten in Haß. So kam es, daß die Liebe sich meist nur mit den Toten, der stolzen Ahnenreihe, beschäftigte und die Lebenden nur schwach verband.

Die Natur hatte Curd auch in dieser Beziehung reicher bedacht, sein Herz war empfänglicher für weiche Regungen; neben dem Stolz, der so stark entwickelt war als nur in irgend einem der alten, trutzigen Junker, besaß Curd einen warmen Familiensinn, der nur einiger Pflege bedurft hätte, um den richtigen Ausgleich zwischen Stolz und Liebe zu finden. Leider wurde der warme Quell unterbunden und vielleicht hätte der trotzig wuchernde Stolz ihn erstickt wie bei allen anderen seines Geschlechts, wenn Curd in den alten Verhältnissen oder heimischen Boden geblieben wäre.

Auch Trudlieschens und ihres herben Geschicks wurde gedacht.

„Es war ein schmerzliches Glück für mich, ihr in den schwersten Stunden ihres Lebens zur Seite stehen und meinem braven, edlen Heinz die letzten Erdensorgen abnehmen zu können!“ sagte Curd. „Ich hatte beiden die zärtlichste Liebe bewahrt und von Heinz stets hoch gedacht, auf dem Sterbebette aber lernte ich erst die ganze schlichte Größe seiner Seele kennen und in dem kleinen, zarten Weibe eine Heldin verehren!“

Klementine schwieg tief bewegt — nach den letzten, begeisterten Worten Curds konnte sie den Namen Herthas, der sich ihr während der Unterhaltung öfter auf die Lippen gedrängt, nicht mehr nennen.

Carntzin und seine Lehnsjungfer blieben unerwähnt in dem lebhaften Gespräch der beiden, obwohl alle ihre Beziehungen dorthin wiesen.

Curd verhieß Albert seinen baldigen Besuch.

Im Waldsteinschen Palais wurde es von Tag zu Tag unheimlicher.

Der Hofmarschall genas langsam, sollte aber auf ärztlichen Befehl den gefährlichen Einflüssen entzogen und nach Berlin transportirt werden. Seine Funktionen hatte Curd übernommen.

Unter der prinzlichen Dienerschaft und dem fürstlichen Beamtenpersonal mehrten sich die Erkrankungen, und als die Tochter des Gärtners und ein Gehilfe des Kochs plötzlich starben, entschloß sich Prinz Friedrich Karl endlich, das Waldsteinsche Palais

aufzugeben. Wohin aber? Die Frage war heimlich schon lange von der Umgebung des Prinzen ventilirt worden, guter Rat blieb aber teuer, denn Prags Schlösser waren sämtlich besetzt. Eine unmöblirte Villa des Grafen Kinsky, weit in einer der Vorstädte gelegen, bot die einzige Chance.

Curd fand alle Hände voll zu thun, um dieselbe so schnell als möglich in stand zu setzen, denn sobald der Prinz sich zum Umzug entschlossen, war er der eifrigste von allen, die hinausdrängten.

Es vergingen darum einige Tage, ehe Curd die Geschwister Brecken aufsuchen konnte.

Bei dem flüchtigen Wiedersehen in Gitschin hatten die Vettern kaum Augen für einander gehabt. Jetzt begrüßten sie sich mit Aufmerksamkeit und mit einer Wärme von Curds Seite, die nicht allein der alten Freundschaft, sondern einer erhöhten Achtung entsprang. Einem oberflächlichen Betrachter konnte Albert unverändert erscheinen. Das hochstehende helle Haar, die fahle Blässe und der müde Ausdruck gaben das alte Bild.

Das Haar war aber nicht mehr aschblond, sondern grau, Blässe und Mattigkeit keine Folge weltschmerzlicher Blasirtheit, sondern des eben überstandenen Wundfiebers, und die im Lauf der Unterhaltung sich noch oft wiederholenden „Warums“ enthielten keine verächtliche Ablehnung mehr, sondern nur eine Gewohnheit, wie das Durchfahren des Haares mit den gespreizten Fingern.

„Wie kamst Du denn zu den Johannitern?“ war eine der ersten Fragen Curds.

„Willst Du die Geschichte von Anfang hören?“

„Bitte, ja!“

„Nun denn — ich habe jedes Jahr eine größere Reise gemacht und stand im Begriff, diesmal einen der Kunst abholden Weltteil, Amerika, aufzusuchen.“

„Eigentlich nur, um nach Dir zu forschen!“ schob Klementine ein.

„Es wäre mir damit ergangen wie mit dem Briefschreiben. Ich überlege zu lange, und wenn ich dann endlich einen Brief losgelassen habe, ist's meistens zu spät, die Antwort bereits unterwegs, und meine Mühe also gewissermaßen . . .“

„Verpifft!“ ergänzte Curd.

Ein weiches Lächeln erschien auf Alberts Gesicht.

„Das liebe Kinderwelsch,“ sagte er, „wie lange habe ich das Wort nicht gehört? Ob sie es wohl noch gebraucht?“

Kein Name wurde genannt.

Albert fuhr mit der Hand mehrmals durch das Haar, das Lächeln schwand und er sprach im Geschäftston weiter:

„Ich gab meinen Plan der Mobilmachung wegen auf und meldete mich zur Dienstleistung. Man wies mich ab, bis in das vierte Aufgebot griff man nicht zurück, und da ich kein müßiger Zuschauer bleiben wollte, schloß ich mich den Johannitern an.“

„Und trugst Sandkörner ab von dem Berge des Elends?“ citirte Curd, gutmütig spottend.

Albert sah ihn an. Das war nicht mehr der klagende Kinderblick, der früher so überraschend von

der innern Hilflosigkeit des rauhen Künstlers Zeugnis gegeben, sondern ein fester, klarer Mannesblick, der die Harmonie in seinem Gesicht herstellte.

„Mir sagte einst eine kluge Frau," begann er lächelnd, „‚Sie sind wie ein Wanderer, der eine endlos scheinende Entfernung verzagt mißt und darüber versäumt, die Beine zu rühren, oder wie ein Arbeiter, der den gewaltigen Plan des großen Baumeisters begreifen will, ehe er den ihm zufallenden Teil der Arbeit aufnimmt. Wenn jeder Handlanger so handeln wollte, müßte der Baumeister verzweifeln. Das Verständnis für das Ganze wird dem intelligenten Arbeiter während seiner untergeordneten Thätigkeit allmälich kommen, und kommt es ihm nicht, so muß er zu seinem Wohl und zum Nutzen des Ganzen gezwungen werden, seine Pflicht zu thun, ohne zu begreifen.' Das leuchtete mir bereits im Jahre achtundvierzig ein. ‚Der kleine Mensch greift nach großen Mitteln und der große Schöpfer bedient sich kleiner,' lehrte mich die kluge Beraterin weiter, ‚thun Sie es ihm nach und achten Sie die Sandkörner nicht gering, ein einziges hemmt das Getriebe einer großen Maschine, Ameisen können einen Berg abtragen.' So fing ich denn mit der Ameisenarbeit an und trage geduldig mein Teil von dem Berge ab, anstatt mich im All zu verlieren und über die eigenen Füße zu stolpern, wie Frau Bertha mir immer nachsagte."

„Und die Kunst?"

„Das ging alles Hand in Hand, die guten

Lehren ließen sich auch auf die Arbeit in der Kunst übertragen. Freilich muß darin jeder zum Baumeister reifen, erst die göttliche Taufe und endlich den Meisterkuß erhalten. Beides ist aber Gnade, man kann die Gunst seiner Muse auch durch die treueste Pflichterfüllung nicht verdienen."

„Aber die Gnadenküsse solch geweihter Lippen müssen wohl öfter erneuert werden?" scherzte Curd etwas gewaltsam, von einem unbehaglichen Gefühl beschlichen.

„Nein," erwiderte Albert kurz, „Lippen haben damit nichts zu thun!"

Die Vettern tauschten ihre Lebensereignisse aus und kamen schließlich auf Alberts Verwundung zurück.

Er sprach mit Gleichmut davon, daß er wahrscheinlich ein steifes Bein behalten würde.

„Für die Kunst kein Hindernis!" sagte er wegwerfend.

„Aber für Deine Verheiratung!" behauptete Klementine. „Das steife Bein wird von Dir zu einem neuen, willkommenen Vorwand benützt werden, um Junggeselle bleiben zu können! Als ob nicht alle Frauen eine besondere Vorliebe für verwundete Krieger hätten!"

Das Thema schien bereits öfter besprochen worden zu sein.

„Ich war kein Krieger!" berichtigte Albert lächelnd.

„Um so mehr aber ein Tapferer, für den sich Mädchenherzen enthusiasmiren!" beharrte Klementine.

„Dabei fällt mir ein," rief Albert plötzlich sehr lebhaft aus, „daß mir ein Abenteuer zugemutet worden ist! Gestern morgen ließ sich ein Herr bei mir melden, der mir seine Frau abverlangte. Der Krankenwärter versuchte den Menschen über den obwaltenden Irrtum aufzuklären und versicherte ihm, daß ich infolge einer schweren Verwundung seit Wochen krank läge. Darauf hat der Mann spöttisch erwidert, er habe das Vergnügen gehabt, sich vor einigen Tagen von meinem Wohlbefinden zu überzeugen. Dann hat er sich nach der Dame erkundigt, die kürzlich angekommen, und als ihm gesagt wurde, die Dame sei meine Schwester, boshaft lächelnd gefragt, ob diese quasi-Schwester nicht zufällig eine große, stattliche, schöne Blondine sei. Ich ließ den Verrückten, den ich übrigens nicht selber sprach, weil ich eben bandagirt wurde, hinauswerfen. Heute morgen erhalte ich nun dieses Schreiben!"

Albert nahm einen Brief vom Tisch und reichte ihn Curd hin.

Dieser las:

„Mein Herr!

„Sie glauben es mit einem Gimpel zu thun zu haben, verrechnen sich aber in mir. Ich weiß, daß meine Frau sich bei Ihnen befindet, daß Sie deren Bekanntschaft im Sommer 1846 in Dresden machten und dieselbe achtundvierzig in Berlin weiter kultivirten, wo Sie dieselbe malten. Schon damals genoß ich die Ehre, von dieser schönen Dame, trotz meiner bescheidenen Stellung, beachtet zu werden, und hatte

später das Glück, die Mängel ihrer vornehmen Vergangenheit mit meinem einfachen, ehrlichen Namen zu decken. Bei unserer neulichen Begegnung vergaßen Sie es, sich mir vorstellen zu lassen — sollten Sie nicht gewillt sein, diesen Formfehler persönlich zu verbessern, so werde ich einen öffentlichen Skandal nicht scheuen, um zu meinem Recht zu gelangen.

„Andererseits ist bereit, sich mit Ihnen zu verständigen, und wird zu dem Zweck morgen bei Ihnen erscheinen

Ferrier,
vormals Zirkusbesitzer.“

Curd gab den Brief zurück.

Der Kunstreiter hatte ihn also nicht erkannt und Sibylle ihre Flucht ausgeführt. Wie Ferrier auf Albert als Entführer der Frau gekommen, erhellte aus dem Schreiben nicht, vielleicht hatte die ungefähre Aehnlichkeit Klementinens mit Sibylle, die schon mehrmals zu Irrtümern veranlaßt, und der Umstand, daß Klementine etwa zur selben Zeit bei Albert auftrat, als Sibylle aus der güldenen Latern' verschwand, den Nachspürenden darauf hingeleitet.

Curd überlegte einige Augenblicke und zog dann die Geschwister in das Vertrauen.

Sein Plan war, dem angedrohten Besuch Ferriers vorzubeugen und ihn aufzusuchen.

Albert warnte den Vetter, schon jetzt mit seiner Person hervorzutreten.

„Laß den Kunstreiter nur kommen, ich will ihn persönlich empfangen. Der auf mir ruhende Verdacht

entkräftigt sich damit von selbst, und Du kannst später durch einen Bevollmächtigten Sibyllens die Scheidung vermitteln und, wenn es nötig ist, dem Schuft die Einwilligung abkaufen. Jedenfalls keine unnötige largesse, um einen Deiner Ausdrücke zu gebrauchen, das wäre in diesem Fall ganz und gar am falschen Fleck!"

Curd mußte dem Vetter recht geben und erhielt von diesem das Versprechen, ihn das Resultat der Entrevue sogleich wissen zu lassen.

Am nächsten Morgen erschien Herr Ferrier bei Brecken, wurde angenommen und gebeten, einige Augenblicke im Vorzimmer zu warten.

Es dauerte mehrere Minuten, Albert hatte Besuch, Ferrier unterschied mehrere Stimmen, die ihm sämtlich unbekannt waren.

Die sanfte Altstimme nebenbei hatte keine Aehnlichkeit mit dem hellen Sopran seiner Frau und von den drei Herrenstimmen erinnerte keine an den klingenden Tenor, den er wohl in Erinnerung behalten, weil er ihm eigentümlich vertraut gewesen war.

Das kleine Zimmer, in welchem Ferrier warten mußte, bildete eine Entrée für die einfache Behausung; als die Besucher aufbrachen, begleitete sie Brecken, der an zwei Krücken ging, und Klementine folgte den Herren bis in die Thür.

„Bleiben Sie, Brecken, ich bitte Sie!" rief einer der Herren und setzte, zu Klementine gewandt, hinzu: „Gnädige Frau, früher kannte Ihr Bruder so unnütze Höflichkeiten nicht; der Feldzug, welcher uns

verwildert, hat auf diesen wilden Maler entschieden kultivirend gewirkt!"

Die Offiziere gingen, ohne einen Blick auf das verdutzte Gesicht des Herrn in der schäbig eleganten Toilette zu werfen, der am Fenster lehnte.

Als sich die Thür hinter den Offizieren geschlossen, deren vornehmster eine in ganz Prag bekannte Persönlichkeit war, wandte sich Albert an Ferrier mit der Frage:

„Was bedeutet dieser insolente Brief? Begreifen Sie, daß mir, wenn ich Herr meiner Glieder wäre, nur übrig bliebe, Sie eigenhändig auf die Straße zu befördern?"

„Sind Sie Herr von der Brecken, derselbe, der Fräulein Sibylle von Masseigneux in Berlin malte?" stotterte Ferrier hervor.

„Und die benannte Dame dort vor zehn Jahren zum letztenmale in seinem Leben sah! Ja, der bin ich und nun machen Sie die Thüre gefälligst von außen zu und lassen Sie mich mit Ihren Familienangelegenheiten ungeschoren!"

Ferriers Blicke ruhten auf Klementine, er hatte genug von der Unterhaltung der Offiziere verstanden, um seinen ganzen Irrtum zu begreifen.

„Dann hat sie mich belogen und auf eine falsche Fährte gelockt!" brach er los. „Ich bitte die Herrschaften unterthänigst um Verzeihung, es ist nicht meine Schuld, wahrhaftig nicht — vielleicht aber" — er zog einen gedruckten Zettel aus der Tasche — „gestatten Sie mir nichtsdestoweniger, Sie zur

Teilnahme an einer Vorstellung aufzufordern, die ich in dem Café Hradschin zu geben beabsichtige, sobald der definitive Friedensabschluß stattgefunden hat. Es ist mir gelungen, eine der berühmtesten Groteskänzerinnen und ein Künstlerpaar mit den neuesten Couplets, frisch aus Berlin, für diesen Zweck zu gewinnen. Eintrittspreis nach Belieben."

Albert drehte dem Abenteurer den Rücken, die gute Klementine fühlte sich von Mitleid erfaßt, das Elend sah dem Unternehmer aus jeder Naht des sorgfältig gebürsteten Rockes, und sie reichte ihm einen Thaler mit den Worten:

„Wir besuchen keine Vorstellungen, wünschen Ihnen aber guten Erfolg."

Albert, dem die gesellschaftlichen Maße fehlten, war von dem Schicksal Sibyllens viel weniger betroffen als Curd. Der einfache Maler hatte sie nach dem allgemein menschlichen Maß beurteilt und in ihr nichts als ein schönes, oberflächliches Geschöpf gesehen.

Klementine teilte umgehend das Resultat der Begegnung dem Vetter mit.

Curd hatte noch immer keine Nachricht von Sibylle.

Am Abend desselben Tages fuhr er mit einem der prinzlichen Adjutanten der Kinskyschen Villa zu, nachdem er für dieselbe allerlei Einkäufe in der Stadt gemacht. Der Wagen mußte die Moldau passiren und vor der Brücke halten, weil eine Abteilung Soldaten dieselbe überschritt.

Die beiden Herren, welche sich in Zivil befanden, unterhielten sich lebhaft und bemerkten nicht, daß sie von einem Menschen scharf fixirt wurden, der sich jenseits der vorbeimarschirenden Truppe befand.

Sowie der Zug sich dem Schluß näherte, umging der Mann denselben und erschien auf der andern Seite neben dem Wagen, zog seinen Hut und wandte sich an Curd mit der höflichen Frage:

„Habe ich das Vergnügen, Herrn von der Brecken zu sprechen?"

Curd wandte sich überrascht und erkannte Herrn Ferrier.

„Der bin ich nicht!" antwortete er ruhig.

Ferriers Gesicht verzog sich unter einem impertinenten Lächeln.

„Dann darf ich wohl um Ihren wahren Namen bitten!" sagte er höhnisch, indem er die Hand auf den Wagenschlag legte.

Curd rief ihm halblaut zu:

„Sie sind ein Unverschämter!" und befahl dem Kutscher, zuzufahren.

Ferrier schwang sich aber auf das Hinterrad, hielt sich am Kutscherbock fest und schrie laut:

„Ich werde den Wagen aufhalten, bis ich den Namen desjenigen erfahren habe, der mir meine Frau entführt hat!"

„Der Kerl ist toll!" sagte der Adjutant zu Oldenfleth.

„Fragen Sie doch Ihren Nachbarn, ob ich toll bin!" forderte Ferrier.

„Toll nicht, aber ein Schuft sind Sie!“ antwortete Curd, packte den Kunstreiter an der Schulter und warf ihn vom Wagen auf die Straße. „Dies möge Ihnen den Namen Oldenfleth in Erinnerung bringen!“

Ferrier blieb, betäubt durch den harten Sturz und überrascht durch den unerwarteten Namen, mitten im Wege liegen und sah dem davonrollenden Wagen wie blödsinnig nach.

Oldenfleth in so veränderter Gestalt! Er hätte ihn nie erkannt, aber er war's — mußte es sein — dieser Name paßte ja auch viel besser in die ganze Sachlage und war viel wertvoller als der des armen Malers.

Herr Ferrier war kein Feigling, aber ein Lump geworden, er strich die schmerzenden Glieder, lächelte befriedigt, in Gedanken erhöhte er die Abtretungssumme für die Gattin und berechnete sich auch ein anständiges Schmerzensgeld.

Curd hielt es nicht für nötig, dem Gefährten eine Erklärung des Vorfalls zu geben, dieser glaubte an eine Verwechslung und ließ die Sache auf sich beruhen.

Der andere Morgen brachte Curd endlich die sehnlichst erwartete Beruhigung über Sibyllens Flucht. Der Brief kam aus Dover und meldete ihm ihre glücklich zurückgelegte Ueberfahrt. Sie hatte ihre Flucht absichtlich ohne seine Beihilfe ins Werk gesetzt, um Ferriers Verdacht keine neue Nahrung zu geben. Außer ihrem Danke enthielt der Brief nur Aeußerungen der Sehnsucht nach ihrem Kinde und

der Furcht und Hoffnung vor dem bevorstehenden Begegnen. Sie schrieb:

„Mein Herz hat nie in so seliger und zugleich so ängstlicher Erwartung geschlagen als jetzt. Wie ein physischer Schmerz nagt die Sehnsucht nach meinem Kinde an mir, und ich weiß jetzt, was mich seit fünfzehn Jahren so leer und verlangend machte — und mich nirgends Befriedigung finden ließ, es war das Brennen der Mutterschuld, und nicht der Genuß war's, nach dem ich mich verzehrte, sondern die Sehnsucht nach Buße und Sühne. Ich suche einem unerträglichen Lose an der Seite eines verworfenen Mannes, mehr aber noch dem eigenen, verachteten Ich und dem Ekel vor mir selber zu entfliehen. Jetzt erst verstehe ich, welch ein Segen in der Beichte und der Absolution liegt! Die Kirche, der ich treulos wurde, rächt sich an mir! Sie sind nun mein einziger Beichtiger, Absolution aber suche ich in den reinen Augen meines Kindes. Beten Sie für mich, daß Gott mich dort Gnade und Frieden finden läßt!“

Nun konnte Curd in Ruhe der Unterredung mit Ferrier entgegensehen. Der Wechsel des Hauptquartiers von dem Waldsteinschen Palais nach der Kinskyschen Villa verzögerte durch Irrgehen des suchenden Ferrier die Begegnung noch um einen Tag, den Curd benützte, um sich durch einen Rechtsgelehrten über alle Eventualitäten aufklären zu lassen. Am zweiten Abend, während Curd sich nach dem Diner noch beim Prinzen befand, ließ sich Herr Ferrier

melden und wurde auf den im voraus gegebenen Befehl in Curds Wohnzimmer geführt.

Der Besucher mußte wiederum fast eine halbe Stunde warten, er revidirte in der Zeit jeden Winkel des Wohnzimmers und öffnete, nach vorsichtigem Lauschen, auch die Thür zum Nebenzimmer. Dies war ein Schlafkabinet, mit separatem Ausgang. Die vermuteten weiblichen Spuren konnte Herr Ferrier aber nirgends entdecken.

Endlich erscholl Säbelgerassel, tönten laute Stimmen und Befehle und die Thür vom Vorplatz in das Schlafzimmer wurde schnell geöffnet.

Ferrier hörte deutlich, daß jemand sich's dort bequem machte, den Säbel und dergleichen ablegte und leise vor sich hinpfiff. Dann öffnete sich die Thür und Curd trat herein, den Rock geöffnet, gelassen und sicher.

Ferrier war sich der Ungunst seiner Situation in dieser Umgebung natürlich bewußt und hatte sein Auftreten darnach wohl erwogen. Durch das lange Warten, die ganz vergebliche Inspektion der Räume und die militärisch vornehme Atmosphäre, welche die ganze Villa erfüllte, war seine Zuversicht stark erschüttert worden. Er hielt sich in bescheidener Entfernung und begrüßte den Eintretenden formvoll.

Curd fühlte zum erstenmal eine Art Mitleid mit dem Mann, den Sibylle wohl anfänglich zum Spielball einer koketten Laune ersehen. Er hatte sie damals gewarnt, ohne zu ahnen, in welcher Gefahr die Leichtsinnige bereits stand.

Der Mann dort war heute vielleicht nicht schlechter als vor zehn Jahren, als Curd und seine Standesgenossen mit ihm leutselig verkehrten.

„Geldverlegenheiten stumpfen die Empfindung für Ehre ab!" hatte Brackenburg oft gesagt und diese Gefahr selbst für den Kavalier zugestanden.

Von Empfindungen derart beeinflußt, sah Curd seinem Gegner milder, als dieser erwartet hatte, entgegen.

Ferrier faßte Mut und begann breit:

„Herr von Oldenfleth, es thut mir leid, alte Beziehungen in dieser Weise aufnehmen zu müssen — meine Forderung . . ."

Curd unterbrach ihn:

„Sie haben keine, ich gestatte Ihnen nur Fragen!"

Ferrier kam aus dem wohlüberlegten Text, und da er von Natur heftig und erst durch Zeit und Umstände zur kühlen Berechnung gekommen war, ging sein Temperament momentan mit ihm durch.

„Ich werde mir doch wohl meine Frau zurückfordern dürfen!" brauste er auf.

„Von mir nicht!" war die ruhige Antwort.

„Nicht?" wiederholte Ferrier heftig. „Sie kennen aber deren Aufenthaltsort?"

„Ja!"

„Und werden mir denselben, wie ich voraussetze, vorenthalten wollen?" fragte Ferrier, sein Verhör höhnisch fortsetzend.

„Sie werden ihn von mir nicht erfahren!"

Ferriers Sicherheit stieg, seine Heftigkeit legte sich und die Gemeinheit wagte sich kecker hervor.

„Sehr wohl, so weit war ich meiner Sache gewiß, ehe ich herkam!“ sagte er in überlegenem Ton. „Daß ich mein Recht gesetzlich verfolgen kann, bedarf keiner Worte. Ich bin aber überzeugt, daß in unserem Fall die Angelegenheit schneller und einfacher zu schlichten wäre. Darf ich Sie bitten, mich ungestört anzuhören und etwaige Einwände für den Schluß aufzusparen?“

„Es wird mir interessant sein, Ihre Auffassung kennen zu lernen!“

Ferrier warf einen Blick in das Kabinet, dessen Thür halb geöffnet geblieben.

„Wir sind ungestört?“

„Wie Sie sehen!“

Curd, der dem Gast keinen Sitz angeboten hatte, war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und zwang somit Herrn Ferrier, ein Gleiches zu thun.

Der Kunstreiter steckte seine rechte Hand in den halb geschlossenen Rock, drückte die Brust heraus und begann seine Rede in der Weise, wie etwa ein Schauspieler niedrigen Ranges die Rolle des beleidigten Gatten geben würde:

„Sie haben mir meine Frau geraubt und mir damit einen doppelten, nämlich einen moralischen und einen pekuniären Schaden zugefügt, sich außerdem thätlich an mir vergriffen.“

Er machte eine Kunstpause, in Curds Gesicht veränderte sich keine Miene, ein leichtes Neigen des Hauptes nahm Ferrier für ein Zugeständnis und fuhr in seiner Rolle fort:

„Der Entführer meiner Frau und der Schädiger meiner Interessen hat sich mit den Strafgesetzen in Konflikt gebracht, das dürfte Ihnen bekannt sein?“

Wieder neigte Curd das Haupt.

Die Falten sichtlicher Empörung, welche das Antlitz des gekränkten Gatten anfänglich gezeigt, begannen sich zu glätten.

„Es freut mich, daß Sie sich solcher Einsicht nicht verschließen, Herr von Oldenfleth, dies wird mir den Abschluß der leidigen Angelegenheit erleichtern.“ Einen Augenblick zögerte er, dann setzte er vorsichtig hinzu: „Die Beseitigung unangenehmer Konsequenzen für alle Teile wäre nämlich durch einen Vergleich zu erreichen.“

„Ich bin bereit, Sie anzuhören!“ gab Curd noch immer gehaltenen Tones zur Antwort.

Die Ruhe des Gegners wurde dem Kunstreiter unbehaglich, und er holte etwas weiter aus:

„Ich bin Geschäftsmann, wie Sie wissen; meine Frau und ich lebten in Gütergemeinschaft, wir erwarben gemeinschaftlich. Der Krieg ruinirte uns, legte meine Thätigkeit brach, so daß wir seit Monaten allein auf den Erwerb meiner Frau angewiesen waren.“

„Ich weiß das!“

Die Sicherheit Ferriers wuchs wieder.

„Seit meine Frau mir entführt worden, hat jeder Erwerb für mich aufgehört, ich bin sogar zum Holzhacken oder Steineklopfen unfähig geworden durch die Behandlung, welche Sie mir zu teil werden ließen.“

Curd hatte die Geschichte satt.

„Machen Sie es kurz," forderte er, von Ekel übermannt, „Sie wollen mir Ihre Frau verkaufen und beanspruchen außerdem ein Schmerzensgeld von mir?"

„Diese Bezeichnung ist etwas zu drastisch, Herr Baron. Die Berechtigung zu leben, werden Sie mir nicht absprechen; um leben, bescheiden leben zu können, muß ich erwerben, da ich nicht in der glücklichen Lage bin, wie Sie des Genusses wegen leben zu können. Sie haben mich der Mittel beraubt, den gesetzlich berechtigten Erwerb fortzusetzen, sind mir also ein Aequivalent schuldig, außerdem haben Sie mich auch körperlich geschädigt und, wie ich durch ein ärztliches Attest nachweisen kann, arbeitsunfähig gemacht!"

„Welchen Ersatz verlangen Sie also?" fragte Curd scharf.

„Ich würde es Ihnen überlassen, die Summe zu bestimmen und vielleicht besser dabei fahren, denn von der Bescheidenheit meiner Existenz hat ein Kavalier wie Sie wohl keinen Begriff. Mit einigen hundert Gulden wären zum Beispiel die Kurkosten zu bestreiten."

„Und wie hoch veranschlagen Sie dann die Abtretung Ihrer Frau?"

„Sie werden keine Jahresrente, sondern den Kapitalwert berechnet wünschen — meine Frau repräsentirte mir im Durchschnitt ein Kapital von" — er zögerte — „von zwanzigtausend Thalern wenigstens,

diese Summe würde den reellen Verlust ungefähr decken; der ideelle Wert eines Objekts richtet sich nach dem Liebhaber!“ Er verbeugte sich mit cynischem Lächeln, neigte den Kopf und schloß verbindlich: „Sie sehen, ich bin offen — ich habe es mit einem Kavalier zu thun!“

Es erfüllte sich Sibyllens Voraussage fast dem Wortlaute nach.

„So — nun habe ich Sie aussprechen lassen,“ sagte Curd. „Spielhagen!“ rief er darauf laut — in der Thür des Kabinets erschien der Sekretär des Prinzen Friedrich Karl — „Sie haben die Vorschläge des Herrn nach dem Wortlaut notirt?“

„Ganz genau!“ war die Antwort des Sekretärs.

„Ich danke Ihnen, bleiben Sie im Nebenzimmer Zeuge des weiteren Verlaufs und Abschlusses unserer Verhandlung.“

Der Sekretär verschwand.

Herr Ferrier war überrascht.

„Es hätte eines Zeugen für diesen Akt nicht bedurft, Herr Baron,“ sagte er höflich, „ich würde Sie nie wieder mit Ansprüchen belästigt haben!“

„Nachdem ich Sie angehört, verlange ich unter gleichen Bedingungen Aufmerksamkeit für das, was ich Ihnen zu erwidern habe. Ihre Frau ist Ihnen entflohen, die Mittel dazu erhielt sie von mir; das ist meine ganze Beteiligung an dem Vorgang. Ich habe Ihre Frau seit jenem Abend in der güldenen Latern', wo ich ihr seit neun Jahren zum erstenmale wieder begegnete, nicht mehr gesehen, ihren

Aufenthalt kenne ich allerdings, und Sie sollen ihn erfahren, sobald Sie in eine gerichtliche Scheidung eingewilligt haben. Die Behandlung, welche Ihre Frau in der mehrjährigen Ehe von Ihnen erfahren, selbst die körperlichen Mißhandlungen sind, wie ich wohl weiß, kein Scheidungsgrund, gegenseitiger Widerwille würde vielleicht genügen; es war jedoch anzunehmen, daß dieser Widerwille nur einseitig ausgesprochen werden würde; somit bliebe nur eine Anklage Ihrerseits auf böswilliges Verlassen als Scheidungsgrund übrig. Ihnen diesen abzugewinnen bin ich durch eine Summe bereit."

„Das käme mithin auf dasselbe heraus, Herr Baron," sagte Ferrier, lächelnd die Hände reibend.

„Doch nicht so ganz, denn mir liegt jetzt ein anderer Weg offen: Sie haben mir Ihre Frau verkaufen wollen, wie man in unzivilisirten Ländern Sklaven oder wie Sie das Inventar Ihres Zirkus verkauft haben. Ein solches Verfahren unterliegt dem Strafgesetz und ist ein vollberechtigter Scheidungsgrund für Ihre Frau. Da ich mich jedoch einer reellen Schädigung Ihres Gewerbes schuldig fühle und niemand etwas schuldig bleibe, so überlasse ich es Ihnen, den Kläger zu machen, und verpflichte mich, nach erfolgtem Urteilsspruch Ihnen die Summe von tausend Thalern zu zahlen. Für die körperliche Züchtigung, die Sie verdient haben, sollen Sie sogleich nach Ihrer Einwilligung in meinen Vorschlag ein Schmerzensgeld von ebenfalls tausend Thalern erhalten. Sind Sie damit einverstanden,

so unterschreiben Sie diese Eingabe, welche sofort einem mit der Angelegenheit schon betrauten Rechtsanwalt übergeben werden wird."

Curd legte dem in seiner eigenen Schlinge gefangenen Schurken eine Klage auf Scheidung infolge böswilligen Verlassens seiner Ehefrau vor, und Ferrier unterschrieb nach kurzem Widerstreben das Schriftstück in Gegenwart des Sekretärs. Sodann empfing er tausend Thaler bar ausgezahlt, quittirte darüber und verließ das Zimmer, ohne auch nur eine Silbe mehr zu äußern.

Der Sekretär machte Curd Vorwürfe, daß er viel zu glimpflich mit dem Schuft verfahren sei.

Curd schloß die Angelegenheit mit einem energischen „Pfui!" ab und setzte hinzu: „Solche Arbeit ist nicht nach meinem Geschmack! Ich hätte gerne das Zehnfache gegeben, wenn ich statt der Advokatenschliche mit ehrlichen Hieben dem Kerl hätte zu Leibe gehen können!"

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Frieden.

Am fünfzehnten August hatte der Umzug nach der Kinskyschen Villa stattgefunden, und der Hofmarschall war, ohne die Genesung abzuwarten, abgereist. Das Waldsteinsche Palais wurde aber sogleich wieder mit Einquartierung belegt.

Der General Lengsfeld, Major von Misischeck, ehemaliger Adjutant des Prinzen Karl, bezahlten den Vorwitz, das schön gelegene Quartier der Cholera zum Trotz beziehen zu wollen, gleich in den nächsten Tagen des August mit ihrem Leben. Mehrere Stabsordonnanzen, und Personen aus der fürstlichen Verwaltung erlagen ebenfalls der Seuche, die in dem Waldsteinschen Palais in der bösartigsten Form auftrat und bald ganz Prag beherrschte.

Den Truppen wurde unheimlich unter diesen Verhältnissen, auch die kriegslustigsten Gemüter begrüßten den Friedensschluß als Erlösung.

Herr von Werther war mit den Verhandlungen

betraut worden und brachte die ersten definitiven Nachrichten in das Hauptquartier des Prinzen.

Es hatten sich allerlei Schwierigkeiten dem Friedensabschluß entgegengestellt. Frankreich und Italien machten unverschämte Ansprüche.

Napoleon wollte seine Vermittlerrolle bezahlt haben; Venetien, welches ihm der Kaiser Franz Joseph aus freier Entschließung abgetreten hatte, um durch Frankreichs Hilfe Viktor Emanuel zum Frieden zu vermögen, hatte Napoleon für den gleichen Zweck an Italien geschenkt und wünschte nun durch Preußen am Rhein entschädigt zu werden. Er versuchte auch, dem König der Niederlande Luxemburg abzukaufen, welches, seit der deutsche Bund für gebrochen erklärt worden, als freier Besitz den Niederlanden zugefallen war.

Preußen stellte sich diesen Anforderungen entgegen, und Napoleon gab nach, aber in dem kordialen Händedruck Frankreichs beim Friedensschluß zu Prag fühlte der Mann, welcher die Geschicke Europas zu leiten begonnen, bereits das Zucken der Faust, welche sich vier Jahre später keck erhob und kräftig zu Boden geschlagen wurde.

Unverschämter noch als die Ansprüche Frankreichs waren die Forderungen Italiens. Oesterreich hatte in Italien gesiegt, während es in Böhmen unterlag. Die gefürchteten roten Blusenmänner Garibaldis waren durch den Feldmarschall Urban gründlich geschlagen worden, trotzdem benützte Italien die Verlegenheit Oesterreichs, um eine ganz unmotivirte Ländergier zu entwickeln.

Am zehnten August mußte Oesterreich die italienische Grenze von neuem besetzen, und die lächerliche Forderung einer Abtretung von Welschtirol an Italien spielte in den Friedensverhandlungen eine Rolle, um welche Viktor Emanuel nicht beneidet wurde.

Diese Intriguen gehörten in die langweiligen Präliminarien, machten aber dem Friedenskongreß, der sich aus Oesterreich, Preußen und den deutschen Bundesstaaten zusammensetzte, nichts mehr zu schaffen.

Am zweiundzwanzigsten August wurde der Friede unterzeichnet und gleich darauf Prag geräumt.

Curd hatte nur noch einmal Zeit, Albert zu besuchen. Klementine war schon wieder abgereist.

Trotz der Cholera wollte Albert seine Genesung in Böhmen abwarten.

„Ich habe eine Scene aus dem Kampf beim Masloweder Walde entworfen und will an Ort und Stelle eine Farbenskizze machen. Das Bild ist Hertha bestimmt,“ sagte Albert.

Der Name fiel zum erstenmal zwischen den Vettern. Jeder hatte sich gescheut, ihn vor dem andern zu nennen.

Eine Weile schien es, als würde Curd den Namen nicht aufgreifen — er sah stumm vor sich nieder — Albert wartete — dann hob sich Curds Blick und er sagte wehmütig ernst:

„Als Du ihre zarten Händchen einst dem Strickstrumpf entrissest und sie vor der mechanischen Ausübung einer unkünstlerischen Fertigkeit bewahrt wissen wolltest, da ahntest Du wohl nicht, daß sich diese

zarten Händchen nach schwererer und härterer Arbeit ausstrecken würden und daß der Genius, dessen erstes Flügelregen Du leitetest, sie nicht über den heimatlichen Acker erheben würde. Vielleicht haben sich ihre feinen Glieder so gehärtet wie ihr Charakter, aus Schneewittchen wird eine Großmagd geworden sein, mit knochiger Gestalt, gebräuntem Antlitz und schlaggeübter Hand.“

Curd mußte also erfahren haben, daß Hertha mit eigener Hand auf Carntzin regierte.

„Was äußerlich mit ihr vorgegangen, weiß ich nicht, vielleicht hat sich ihre Gestalt verändert, wie Du annimmst,“ antwortete Albert ruhig, „ich habe Hertha seit sieben Jahren nicht wieder gesehen, ihr Genius aber ist noch immer jeder Erhebung fähig. Freilich läßt sie zu meinem Schmerz den Pegasus im Pflug arbeiten, sie steigt aber unmittelbar darnach mit dem Flügelroß in erhabene Sphären und stärkt und erfrischt die Seele im Reich der Kunst und Wissenschaft!“

„So malt sie noch?“

„Nein, sie ist farbenblind, dies wurde erst in Italien vollständig erkannt, aber sie beschäftigt sich mit Zeichnen und leistet in Tusch und Federzeichnungen Staunenswertes. Leider konnte ich sie nie dazu vermögen, ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Sie hält sich durch die Literatur au courant mit den Bewegungen der Zeit und ihren Produktionen. Dies genügt freilich zur völligen Entwicklung eines so regen Geistes, wie Hertha ihn besitzt, nicht; aber

ich kann sie nicht vermögen, sich hin und wieder von ihrer Scholle zu trennen und ihre Pflichten für eine Zeit lang anderen Schultern zu überlassen. Sie schrieb mir während des Feldzugs: ‚Leider kann ich mich nur mit Gebeten und — Geldbeiträgen bei dem großen Werk beteiligen, dem Du Kraft und Leben weihst; ich schäme mich fast, diese besseren Güter nicht auch einsetzen zu können. Ich bin gesund und stark — aber nur ein Weib. Wäre ich Lehnsherr anstatt Lehnsjungfer, so sollte mich nichts abhalten, Schulter an Schulter mit Dir zu stehen oder besser noch in den Reihen der Tapfern unter dem Kommando eines Feldherrn, wie die beiden herrlichen preußischen Prinzen. Gott mit Dir und Preußens Helden, er führe sie weiter von Sieg zu Sieg, bis zu dem glorreichen Ende!‘"

„Das schrieb Hertha von Oldenfleth?"

„So that sie und so denkt und fühlt sie. Und aus sich selbst hat sich dies Mädchen entwickelt, aus der engherzigen und beschränkten Umgebung heraus, die Du ja genügend kennst. Unsere Erfolge haben die Partikularisten Mecklenburg-Strelitz' zum Schweigen gebracht, auch gab es immer schon erleuchtetere Köpfe unter unseren alten Edelleuten, wie zum Beispiel Retzow, Beer, Warburg und Hahn!"

„Ob sich denn keiner dieser Herren um die Lehnsjungfer von Carntzin beworben hat?" fragte Curd sinnend, und Albert antwortete obenhin:

„Klem behauptet, daß sie gleich nach dem Tode ihres Vaters brillante Partien abgewiesen habe, später

mag sich wohl niemand der Einsiedlerin genähert haben."

„Wunderlich und schroff muß sie jedenfalls geworden sein. Hast Du nichts von dem Gestüt erfahren?"

„Das macht ihr viel Sorge und Mühe und scheint nicht zu prosperiren. Der alte Schröder ist gestorben, und mit ihm verlor Hertha ihre beste Stütze im Gestüt. Sie schrieb mir im vergangenen Jahr, daß die meisten Jährlingsfohlen eingegangen seien und daß die Aussichten für die nächste Aufzucht sehr schlecht ständen!"

„Das schöne, herrliche Gestüt! Die Perle unseres ganzes Besitzes!" rief Curd schmerzlich erregt. „Ich dachte mir wohl, daß es so kommen würde. Schon in den letzten Lebensjahren Onkel Eberhards ging es stark zurück, die Resultate wurden von Jahr zu Jahr schlechter. Es hätte nach seinem Tode einer großen, tiefgreifenden Veränderung und energischer Anstrengungen meinerseits bedurft, um das Gestüt wieder auf die alte Höhe zu bringen. In den Händen eines unkundigen Mädchens mußte es zu Grunde gehen! Wohl mir, daß ich ferne war! Es hätte mich rasend gemacht, mit gebundenen Händen alle Stadien des Verfalls beobachten zu müssen. In den zehn Jahren meiner Abwesenheit hörte ich nichts von der Wirtschaft der Lehnsjungfer auf Carntzin, obgleich es mir leicht gewesen wäre, Erkundigungen einzuziehen. Lieber den ganzen Umfang des Verderbens mit einemmal als stückweise erfahren, wenn man

ihm doch nicht steuern kann. Verstehe mich nicht falsch! Es ist nicht pekuniärer Verlust und persönliche Kränkung, die ich so tief empfinde, sondern die geschädigte Ehre unseres alten Lehns, die Vernichtung lang gepflegten Ruhmes und vererbter stolzer Hoffnungen. Eine Zeit lang hoffte ich auf eine Verheiratung Herthas. Damit mußte die Thorheit ihr Ende finden, denn welcher Mann würde mit der sinnlosen Ausübung eines Rechtes, welches sich selber verzehrt, einverstanden gewesen sein! Ich hoffte, daß die Liebe zur Kunst zu einem festern Bündnis zwischen Dir und Hertha werden und Tante Dinas praktischer Sinn eine Ablösung des Lehnsjungferrechtes zu stande bringen würde."

„Das hofftest Du?" sagte Albert mit Betonung. „Dann hast Du Dich mehr verändert als..."

Curd blickte den Vetter fragend an.

„Als ich erwartete!" schloß Albert gleichgiltig. Aber er hatte noch etwas auf dem Herzen und setzte nach kurzem Zögern hinzu: „Hertha hat — nach meiner Ueberzeugung — in dem, was sie hoffte, nie gewechselt — ob ich recht habe, wird sich zeigen, sobald Du nach Carntzin kommst!"

„Carntzin!" wiederholte Curd mit tiefem Herzenston. „Was sollte ich dort? Mich der Lächerlichkeit preisgeben? Ein Lehnsherr, der im eigenen Besitz nichts zu sagen hat! Vor meinen Hörigen müßte ich mich schämen!"

„Vielleicht ruft Dich Hertha, wenn sie Deine Rückkehr erfahren hat, und zieht Dich zu Rat."

Zornesrot flammte die Stirn und stolz das Auge Curds.

„Soll der Lehnsherr den Inspektor der Lehnsjungfer machen? Das wäre nicht mehr lächerlich, sondern verächtlich! Carntzin kann ich nur als machtübender Lehnsbesitzer wieder betreten!"

„So wird euch nach wie vor der Oldenflethsche Starrsinn trennen!"

„Der Fluch unseres Geschlechts! Wir hätten ihn besiegen können — früher — wir beide — in harmloser Einfalt! Die Kinder der feindlichen Brüder würden die endliche Lösung des Verhängnisses gefunden haben — noch nie ist in der Chronik unseres Hauses die Vereinigung zweier Oldenfleths verzeichnet worden — jetzt ist es zu spät! Der Spalt klafft auch zwischen uns beiden. Berechnung kann ihn nicht schließen. Vater und Tochter haben mich der niedrigsten Spekulation beschuldigt, Hertha hat mir ihre Hand trotzig, der Vater höhnisch vorenthalten — böte sie mir jetzt selber diese Hand, ich müßte sie zurückweisen, weil sie mich auf falschem Wege in mein gutes Recht einsetzen würde, und ich mich selber verachten müßte, wenn ich den Schleichweg benützte. Nein, lieber Albert, die Erbcousine hat ausgespielt. Außerdem — ich habe zehn Jahre lang nun gearbeitet" — ein Zug alten, scherzenden Frohsinns, zu innig, um mit Leichtsinn verwechselt zu werden, klärte plötzlich Curds Züge, wie Sonnenstrahlen aus Gewölk brach dies warme, heitere Lächeln aus dem ernsten Gesicht — „nun möchte ich

endlich meinem Herzen etwas zugestehen und mich nach der ‚schwerangstmäßigen' Liebe umsehen, die mir meiner Jugend Traum gewesen und mich bisher nur in lieblichen Abbildern geneckt hat."

Albert antwortete nichts, er dachte an den Garten, den er liebend und geduldig gepflegt, in der Hoffnung auf den fernen, fernen Lohn — er seufzte und ließ die magere Hand vergessen in den früh ergrauten Haaren stecken.

„Was fehlt Dir, Albert?"

Der Maler sah den Vetter sonderbar an.

„Staffage zu einem landschaftlichen Entwurf!" sagte er trocken.

Curd lachte.

„Sonderbarer Kauz!" und sie trennten sich.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

In Berlin.

Es war Anfang September, der feierliche Einzug der Truppen, das heißt der Garde, sollte erst am zweiundzwanzigsten September stattfinden, Berlin befand sich aber bereits in lebhafter Bewegung mit großartigen Vorbereitungen.

Parteien gab es in jenen Tagen nicht, die Begeisterung für ihre gemeinsamen Helden hatten die divergirenden zu einer Partei vereinigt. Der Berliner Bürger muß sein kleines Mousseux an Aerger, Kritik, Freude oder was sonst sich dazu eignet, haben, daher liebt er auch ganz besonders das Politisiren beim Weißbier. Bis kurz vor dem Feldzug geriet er täglich bei seiner Weißbierstange in staatsökonomische Entrüstung über die Reorganisation der Armee und schwur, diesem Ministerium keinen Pfennig dafür zu bewilligen, bei den ersten Siegesnachrichten aber verurteilte er bereits in patriotischer Entrüstung die „Maulhelden“ im Abgeordnetenhaus, welche sich „erfrecht hatten“, dieser Armee die Existenzmittel zu verweigern.

In den Septembertagen 1866 moussirte nur noch die Begeisterung und der Stolz, sei es bei Weißbier oder Sekt, im Milchkeller oder Rathaus; jeder hatte einen Helden bei der Armee, der Schneider wenigstens einen Schuldner — gefeiert sollten sie alle werden.

Der König und die beiden prinzlichen Feldherren mit ihren Stäben waren still und unbemerkt in ihre Sommerresidenzen zurückgekehrt.

Curds dienstliche Beziehungen hatten sich damit eigentlich gelöst, doch hielt ihn Prinz Friedrich Karl bei seiner Tafel im Jagdschloß Glienicke bei Potsdam zurück. Die intimeren Kriegsgenossen sammelten sich dort allabendlich um ihren Feldherrn, feierten Reminiszenzen und holten an Weihestunden nach, was sie im Drange der Ereignisse dem Augenblick schuldig geblieben waren.

Die Zeit bis zum Abend hatte Curd zu eigener Disposition und verlebte ruhige Stunden mit Erna und ihren Töchtern und stille Tage — unter Cypressen im Hause Hellmuths, während draußen Palmen und Lorbeer rauschten.

Das Wiedersehen war erschütternd für alle gewesen! Bei Hellmuth allein kam aufrichtige Freude mit einem Beigeschmack von Erleichterung zum Ausdruck. Er litt schwer unter dem Kummer der Seinen, hätte sich aber die ganze Last der Vergangenheit ungeduldig abschütteln mögen.

Bertha trat dem Neffen mit schneeweißem Haar entgegen, sie war alt geworden und sah gramgebeugt aus.

Und Trautchen! Ihr demütiger, klageloser Schmerz war herzzerreißend. Damals glaubte sie noch, die Kraft zum Tragen zu besitzen, während sie still verblutete.

Curd widmete sich ihr fast ausschließlich in zärtlichem Bemühen, sie aufzurichten.

Stundenlang konnte sie im Erker dem Jugendfreunde gegenübersitzen und seinen Erzählungen lauschen, die stillen, frommen Augen auf ihn gerichtet. Ein süßes Licht stieg darin auf, wenn Curd von der Kadettenzeit sprach und ein Glanz der Begeisterung, wenn er des Kampfes am Masloweder Walde gedachte. Er begleitete sie auf den Kirchhof und pflegte mit ihr die Herbstblumen auf dem Grabe, er hatte ein Gedächtnis für alle Erinnerungstage und eine wohlthuende, zarte, gesunde Art, den Schmerz zu ehren, ohne ihn zu pflegen.

Berthas schwere Aufgabe wurde durch Curd erleichtert, und sie empfand dies dankbar, obwohl Trautchens Zustand damals noch ihre ernsten Besorgnisse rechtfertigte. Mitunter wenn die drei zusammensaßen und die kleine, schattenhafte Gestalt sich erhob, um den Gast zu bedienen, wie sie es in früheren, guten Tagen gethan, wenn sich die Thüre hinter dem sanften bleichen Gesichtchen geschlossen hatte, da stand Bertha wohl auf, drückte des Neffen Haupt heftig an ihre Brust oder die Lippen auf seine Stirn, ohne zu sprechen.

Curd küßte ihre Hand, sah ihr in die Augen und verstand sie ohne Worte.

Eines Tages hatte Bertha davon gesprochen, daß Trautchen in den zehn Jahren ihrer Ehe immer leidend und unfähig gewesen sei, sich ohne Hilfe fortzubewegen.

„Und jetzt bin ich ganz gesund!“ hatte Trautchen im Tone schmerzlichen Selbstvorwurfs darauf erwidert, und Bertha hatte schweigend ihr Antlitz abgewandt.

Wenn Hellmuth dabei war, lag ein Zwang auf allen. Seine großen dunklen Augen beobachteten unablässig Curd und die Tochter.

Trautchen erzwang dem Vater zu liebe eine größere Lebhaftigkeit, sie sprach und lächelte mit abwesenden Blicken. Die roten, kreisrunden Flecken, welche dann auf den eingesunkenen Wangen erschienen, gaben Zeugnis von der Anstrengung, welche es sie auch körperlich kostete.

Bertha beobachtete dies in ängstlicher Unruhe und schüttelte mißbilligend den Kopf, wenn Hellmuth gutgemeinte, aber wenig passende Bemerkungen über das Wiederaufblühen der Tochter machte oder Curds guten Einfluß rühmte. Dieser wurde dann unwillkürlich zurückhaltender gegen Mutter und Tochter.

Eines Morgens als Curd mit Trautchen vom Kirchhof heimkehrte, rief ihm Hellmuth schon beim Eintritt zu:

„Hast Du die neuesten Nachrichten aus Carntzin schon gehört? Die Lehnsjungfer feiert Deine Rückkehr auf ihre eigene Weise, sie hat einen scharfen Pfeil auf dem Bogen und zielt auf Deinen empfindlichsten Fleck — das Gestüt wird von ihr zum

Verkauf ausgeboten, vorläufig aus freier Hand, der Rest in einer Auktion!“

Curd blickte sprachlos auf das Blatt in Hellmuths Hand.

„Hier, hier“ — der Dicke tupfte mit dem breiten Finger auf die betreffende Spalte — „da kannst Du's lesen: ‚Zwanzig Mutterstuten, drei Zuchthengste, zwölf Dreijährige‘ — mehr haben sie nämlich überhaupt nicht gezogen, es fragt kein Mensch mehr nach Carntziner Pferden.“ Er sah wieder in das Blatt: „‚Aus dem vorletzten und letzten Jahrgang“ — recht schwache Produkte — „je zehn Fohlen und außerdem das ganze Zubehör der Gestütseinrichtung‘ — hahaha — vielleicht legt sie sich eine Gemäldesammlung in den leeren Räumen an — ja, ja, mein Junge, das kommt von euren verrückten Lehnsverhältnissen. Das lebende und tote Inventar ist persönliches Eigentum der Lehnsjungfer. Wenn es ihr zum Beispiel beliebte, Carntzin zu verpachten, was ihr freisteht, müßte ihr der Pächter jeden Kuhschwanz und Mistschaufel extra bezahlen. Eine vorzügliche Einrichtung, um die Zwietracht bei der Nachfolge lebendig zu erhalten.“

Curd hatte das Blatt genommen und las die Ankündigung Zeile für Zeile durch, ohne ein Wort zu sprechen, sein Gesicht war blaß und die Adern auf der Stirn traten stark hervor.

Trautchen hatte seinen Arm gefaßt, als ob sie ihn vor dem Vater schützen wollte, und diesen bittend angesehen, aber Hellmuth ließ sich nicht stören.

„Das war bei der Lehnsjungferwirtschaft vorauszusehen,“ sagte er. „Ich habe kein Mittel unversucht gelassen, ihr Carnitzin zu entreißen, sie hatte sich aber, einer Dogge gleich, in ihren Fang verbissen und wird erst mit ihrem Leben davon lassen. Wenn es noch Habsucht wäre, was sie so hartnäckig macht, da könnte man sich mit ihr abfinden; sie jagt aber in das eigene Verderben, das Recht ist ihr Triumphwagen, Haß und Trotz sind die wilden Gäule davor, und die Schadenfreude sitzt auf dem Bock und führt die Zügel!“

Trautchen wehrte ängstlich.

„Nicht doch, nicht doch, Vater, Du kennst Hertha nicht! Sie ist ein edles Herz und ist unfähig, jemand wissentlich unrecht zu thun.“

Hellmuth lachte voll Hohn, mit Kopf und Augen auf Curd weisend, der nichts beachtete als die Liste in seinen Händen.

Trautchen flüsterte ihm zu:

„Glaube dem Vater nicht, Curd, sprich selber mit Hertha!“

„Ja wohl,“ spottete Hellmuth, „bitte sie doch, das Gestüt für Dich zu konserviren, offerire Dich ihr als Pächter oder zum Gestütsverwalter!“

Curd schwieg noch immer.

Trautchen streichelte zärtlich beruhigend seinen Arm.

„Ich will Dir einen Brief zeigen, Curd, den ich nach dem Tode meines Heinz von Hertha erhielt, Du wirst sie daraus besser kennen und Vertrauen zu ihrem Herzen fassen lernen.“

Sanft, aber entschieden streifte er die freundliche Trösterin ab und sagte:

„Mit ihrem Herzen habe ich nichts zu thun!“

„Laß mich an sie schreiben!“ schlug sie vor.

„Das sollst Du nicht!“

„Sie weiß vielleicht noch gar nicht, daß Du zurückgekehrt bist . . .“

„Desto besser, mein Entschluß ist gefaßt — ich gehe nach Carntzin und kaufe das Gestüt!“

„Was willst Du damit machen?“ fragte Hellmuth.

„Vorläufig werde ich es retten!“

„Kennst Du den Preis?“

„Ich zahle den höchsten und werde ihn selbst bestimmen.“

„Und hast Du das Geld?“

„Bei meinem Bankier liegen die Zinseszinsen meines väterlichen Vermögens, ein größeres habe ich mir in England erworben.“

„Das Unternehmen ist gewagt in jeder Beziehung, laß Dich warnen, Curd!“ rief Hellmuth unruhig.

„Lebt wohl!“ war alles, was Curd erwiderte.

Als Bertha in das Zimmer trat, war er schon gegangen, Hellmuth kaute mißmutig an seiner Cigarre und Trautchen stand am Fenster im Erker. Sie drehte sich nach der Mutter um, Thränen in den Augen, die Hand auf dem Herzen, wo der Ring des Geliebten ruhte, und flüsterte ängstlich:

„Dürfte ich ihr vorher nur eins sagen, Mutter!“

Bertha umfaßte ihre Tochter und fragte zärtlich: „Was möchtest Du sagen, mein geliebtes Kind?"

Trautchen sah zu dem Stückchen Himmel empor zwischen den Häusern.

„O lieb, so lang du lieben kannst,
O lieb, so lang du lieben magst,
Die Stunde kommt, die Stunde naht,
Wo du an Gräbern stehst und klagst!"

kam es leise über die zuckenden Lippen der armen kleinen Witwe.

Achtunddreißigstes Kapitel.

In der Heimat.

Altbramberg hatte eine Eisenbahn bekommen, ein stattliches Bahnhofgebäude war zum Schmuck des Städtchens am Ostende desselben erstanden; wie beschämt und scheu stand in geringer Entfernung davon ein Rest früherer Zeit, eine kleine Ausspannung, welche Curd von Oldenfleth in den Schuljahren am freien Mittwoch Nachmittag wegen seiner vorzüglichen Kartoffelkuchen zu besuchen pflegte.

Der Zug hielt, während eine Menge Zuschauer ihn umstanden — das Schauspiel war noch neu, und jeder Ankömmling wurde mit Staunen betrachtet.

Vielleicht war es bei dieser Gelegenheit, als Mining, die rüstige Tochter des Wirtes vom „Einhorn", in die denkwürdige Worten ausbrach: „Vating, da is all wedder eener mit der Iserbahn ankoamen!" Wenigstens starrte sie verwundert den schönen Herrn an, der, die Menge teilend, sich auf dem Platze umsah, und lief eilig in das Haus, als der Fremde sich diesem energisch näherte.

Das Schild, die Thür, die Einfahrt — alles betrachtete der Herr, dessen Gesicht ein brauner Vollbart schmückte, voll Interesse.

Der Inspektor aus Möllenbeck, ein Holsteiner, welcher eben die Gaststube verließ und ein weitgereister Mann zu sein vorgab, behauptete wegwerfend, dem ihn begleitenden Wirt zugewandt:

„Verrückter Engländer das! Kenne die Sorte, fahren aus Spleen mit jeder neuen Eisenbahn und lernen alle Wirtshausschilder auswendig.“

Indessen ging der Fremde an dem Wirt vorüber und sah auch diesem aufmerksam ins Gesicht.

„Merken Sie wohl,“ belehrte der Inspektor den Wirt, „jetzt studirt der nutzreisende Engländer an Ihnen die Natur der Eingeborenen in dem der Wissenschaft zugänglich gewordenen Küstenstrich an der Ostsee.“

Der Wirt liebte den hochdeutsch sprechenden Inspektor nicht, bequemte sich ihm aber aus ökonomischen Interessen an und antwortete in mühsam konstruirtem Hochdeutsch:

„Das heißt, Herr Endspektor, för eenen Engländer hat der Mann doch schon einen ganz nüdlichen Anstand.“

„War'n denn hier im Einhorn bi Jug noch ümmer so'n schün Tüffenkauken backt as vördem?“ redete plötzlich der Fremde den weißhaarigen Wirt an.

Bei den heimatlichen Lauten ließ der Einhornwirt den Inspektor aus Möllenbeck sofort fahren und rief überrascht:

„Man jo! Sünd Sei denn hier ut desem Uemkreis, Herr, dat Sei uns' Plattdütsch verstahn un dat Mulwerk so nüdlich vullnehmen? Ich kenn doch sünst ook so tähmlich alles, wat hier in Ollbramberg ut un in geiht . . .“

„Vördem, wier ick öftermal hier,“ sagte der Fremde, etwas wehmütig lächelnd, „so vor Joahrer twantig, awer de schünen Kantüffelkaukens, wat anno duntaumal Ehr leiw Döchting backt hätt, de heww ick nich vergeeten künnen all de lang, lang Tied!“

„Mien Mining? Ih Herrjees, kieken Sei mal tau! Na, Herr, dei Diern is ümmer noch bigäng un dei Tüftenpuffers backt sei Jug akkerat noch so as anno duntaumal in verled'n Tieden!“

„Un Schinken dortau! Wat wier dei Schinken bi Jug im Einhorn so schmackhaftig un deftig!“

Der Fremde legte seine Reisetasche und den Hut ab. Er trug sehr kurz verschnittenes Haar, war auffallend gebräunt und hatte eine feingebogene Nase; Mund, Kinn und Wangen deckte der schöne, glänzende, gewellte Vollbart, von dem sich der hellere Schnurrbart schwungreich abhob. Die Augen waren braun wie das Haar und blickten lebhaft um sich, das lange, niedrige Wirtszimmer einer ebenso genauen Prüfung unterziehend als vorher den Platz vor der Bahn; dann blieben die Augen an einem Gegenstand in der Ecke neben der Thür haften, es war ein kleines, rot angestrichenes Fäßchen.

„De roden Hund!“ rief er überrascht aus, als ob er einen lieben Freund begrüßte.

„Ih wo, den künnen Sei ook?“ gab der Wirt staunend zurück.

Darauf fragte der Fremde:

„Lewt denn oll Krischahn nok?“

„Nä, mien Herr, bei is jo all lang dodt, äwerst sien Sohn, wat Hinrich is, bei is nu Kutscher worn un hätt' den roden Hund to'n Arwdeihl kreegen. Dat oll lütt Faß, dat had bei guad Junker Curd von Oldenfleth also döfft, von wegen dat Krischahn dat lütt Fäßken ümmer up den Kutschenbock tüschen mang de Bein had. Herrje doch, Sei sün woll vörwisse*) as 'n beting fründlang**) an Familien Oldenfleth, von wegen dat Sei oll Krischahn un den roden Hund kennen?“

Der Herr hatte Platz am Tisch genommen und die Hand wie ermüdet über die Augen gelegt.

„Vertellen Sei man tau, dat deiht enem god, wenn man — so lang — mit de Iserboahn fahrn is,“ sagte er, als der Wirt sich bescheiden zurückziehen wollte.

Dieser holte nun, sich breit hinstellend, von neuem aus und sagte:

„Wat ick also seggen wullt, bei Oll, wat Krischahn west is, de könnt' jo den Branntwien vähl strammer verdrögen, hei deed sich nich eenmol tauvähl, gor nich, äwerst sien Sühn, de Hinrich! Na, dat is ook 'n swor Stück un gor nich so leicht vör

*) vormals.

**) freundschaftlich zugehörend.

de Lehnsjungfer, mit all dat Mannsvolk so modderseelen alleen fahrig to war'n. Uns' Hinrich hätt' awerst mit dem roden Töhl*) dor, doch 'n alltau bidenksamlich Fründschaft anknüppert. Wenn Junker Curd dunnemals an de Regierung in Carutzin koamen wier, dor wier dat in allen Stücken beter west. Had dem lustigen, lütten Junker woll dat Hart afstößt, als 'm sien rechtmäßig Arwdeihl ut de Hand gangen is. Stöttblöcksch**) wier'n alle mit 'nanner, das leiht so in dat Blaud, der olle gnä' Herr un de Junker ook, na un dat guat, lütten Frölen möht woll ook nich anners west sün, denn sei sün alle von ein fohren.***) Em in de Kuhl, de anner in de Frömd, un de Lehnsjungfer is hacken blewen un kümmt in de Joahrn, un wat süll dann war'n? Un in de verled'n Tieden, wat hewwen die drei Minschen söch doch so leiw had!"

„Wat hätt' denn de Hinrich hüt in Bramberg to dohn?" fragte der Fremde ablenkend.

„Hei holt 'n Herrn af, wo mit de Post ut Lübeck koamen sull, de Vollblaudmähren tau köpen!"

„Mein Frühstück!" befahl plötzlich der Fremde herrisch, in Hochdeutsch als habe er mit einemmal Eile bekommen.

„Tüffenkauken mit Schinken?" fragte der Wirt.

„Ja, aber schnell!"

---

*) Hund.

**) Störrig.

***) auseinander gefahren.

Eine Weile blieb der Fremde allein, die Augen starr auf den roten Hund gerichtet, in Gedanken versunken.

Dann öffnete sich die Thür nach der Einfahrt, und ein Mann in Kutscherlivree trat ein, der das Fäßchen anfaßte, schüttelte, und als er sich überzeugt hatte, daß es gefüllt war, damit hinausgehen wollte.

Der Fremde hielt ihn mit der Frage an:

„Sind Sie der Kutscher aus Carntzin?“

„Der bün ick!“ antwortete der Mann mit Selbstbewußtsein.

„So machen Sie sich zur Abfahrt fertig, denn ich bin der Käufer für das Gestüt und habe keine Zeit zu verlieren!“

Hinrich sah den Sprecher verblüfft an und bemerkte:

„Aewerst — de Post is ja noch gor nicht dor?“

„Ich bin mit der Eisenbahn gekommen,“ antwortete der Fremde ungeduldig.

„Dat wier wat anners,“ meinte Hinrich, „mit de Dampfkutsch geiht's fixer. Da sün Sei also Herr Althoff aus Lübeck?“

Und er nahm sein Fäßchen und ging in die Küche zu Mining, um sich sein Mittagsbrot geben zu lassen und ihr zu erzählen, daß der Herr Kommissionär aus Lübeck eine Dampfkutsch genommen habe und darum zwei Stunden früher angekommen sei.

Der Wirt wunderte sich, daß sein vornehmer Gast der erwartete Kommissionär aus Lübeck sei.

„Hei is awerst aus Berlin koamen!“ wandte er ein.

Hinrich blies in seine Suppe und erklärte:

„Dat is man blot ein lütten Umweg för 'ne Dampfkutsch!"

Indes hatte der Fremde in Eile das Einhorn verlassen und das Hotel zur Krone, das erste des Städtchens, aufgesucht, wo er Quartier für Herrn Althoff aus Lübeck bestellte und im voraus die Kosten eines Tages bezahlte. Dann erbat er sich ein Briefcouvert, in welches er eine Visitenkarte steckte. Es war eine Visitenkarte mit dem Namen:

„Curd von Oldenfleth,
Rittmeister im neumärkischen Dragonerregiment
Nr. 3."

Darunter stand:

„Hat das Gestüt in Carntzin angekauft und bittet, eventuelle Unkosten in Berlin, Hotel de Rome, einfordern zu wollen."

Das Couvert mit der Adresse des Lübecker Kommissionärs übergab der Fremde — Curd von Oldenfleth — dem Hotelwirt mit dem Verlangen, Herrn Althoff, welcher in Altbramberg unbekannt sei, von der Post abholen zu lassen.

Als Mining mit ihren Kartoffelpuffern in die Gaststube kam, saß der Fremde schon wieder am Tisch und sah ihr lebhaft entgegen.

Mining war nicht mehr so schlank wie vor zwanzig Jahren, die Stirn hatte an Höhe und Glanz zugenommen, das Haar an Fülle und Glanz eingebüßt, das frische Gesicht war hart geworden, aber sie lächelte noch genau wie in ihrer zwanzigjährigen

Jugend, wenn sie eine ihrer wohlgeratenen Schüsseln auftrug.

Zwei große Scheiben Schinken in heißer Butter, vorsichtig angewärmt, waren mit Setzeiern belegt, und auf einem zweiten Teller dampften die croquanten braunen Kuchen.

Fast andächtig betrachtete Curd sein Mahl, während das Mädchen schnell eine Ecke des Tisches mit einem weißen Tuch belegte und Brot und Salz und eine Flasche Rotwein dazu stellte.

Sie wunderte sich heimlich über das Gebahren des schönen Fremden; endlich kam ihr eine Erklärung: die Trichinen! Das war so eine Erfindung der neuen Zeit, der Herr mochte wohl mißtrauisch sein.

„Von wegen de Trichinen, do künn de Herr ruhig eten, de Schinken is god!“ sagte sie, das weiße, gesteifte Mützchen, welches den Hinterkopf zierte, gerade rückend.

„Hew'n Ji denn hier to Land ook all ‚Trichinenschau‘?“ fragte der Gast.

„Man jo, so 'ne Kiekerie heww'n wi nich nödig!“ war Minings ruhige Antwort. „Wi mak dat up uns' Oart. Wenn wi Swien slacht hewwen, dann schick' wi tau allerierst frisch Wust an uns'n Herrn Pastur, un de frätt glickst 'n iersten Dag allens up. Uns' Preister is nämlich nitsch up Eeten un hartfraatsch.*) Nu töwen**) wi aff, wo em dat

*) gierig.
**) warten.

to Bist sleiht, wo em dat bekümmt. Wenn hei dann 'n poar Dähg dornoch gesund un munter hier vörbi jahn is, dann is keen Gefoar to Weg, dann sünn uns' Schinken un Wust richtig utprobirt, un wi künn ook davon eeten!"

Curd mußte an den Pastor Vibansen aus Ritzow denken, der auch hartfraatsch war und mit seinen Bauern immer im Streit lag wegen des Meßkorns. Ritzow liegt im Schwerinschen und dort gibt es noch hin und wieder Bauernhöfe, die im Strelitzschen ganz fehlen. Geschichten vom Pastor Vibansen zirkulirten in Curds Jugendzeit vielfältig und sind vielleicht noch heute manchem im Gedächtnis. Eine der besten ist folgende, und diese Anekdote war es, welche Minings Erzählung dem Gaste in Erinnerung führte.

Eines Tages hatte der Pastor Vibansen von der Kanzel gesagt:

„Gott's Wort gew ick kloar un rein,
So süll ock mien Meßkorn sein!"

Darob waren die Bauern erbost, hatten ihren Pastor verklagt und Recht bekommen. Nachdem der Pastor seinen Verweis weg hatte und zum erstenmal wieder die Kanzel betrat, fand er die Kirche „geproppt vull", weil jeder im Dorfe sehen wollte, wie der gemaßregelte Pastor sich benehmen würde.

Es war ihm aber zur allgemeinen Enttäuschung gar nichts anzumerken, kein Aerger und kein Kleinmut. Er hielt seine Predigt wie immer, kräftig und eindringlich in mecklenburgischem Platt. Zum Text

hatte er das Evangelium vom guten Hirten gewählt und legte es ihnen auseinander, wie treu der Herr sein Amt verwaltete, aber schließlich die Schafe zur Rechten und die Böcke zur Linken sondern würde. Dann schloß er folgendermaßen:

„Ick bün nu oll, un bi det slechte Meßkurn in Ritzow — dar ward ick dat woll nich lang miehr up Jerden maken. Wann ick denn na nu bi körtens intrehden dauh to unsen Herrn Jesus Christ in sien Himmelssaal un will mienen Jüggstock*) stillings in de Eck von de Himmelsthür stellen, so ward uns' Herr Christus mi fragen:

„‚Herr Pastur Bibanson ut Ritzow, wo hewwt Ji dann Juge Schaap?‘

„Dann dauh ick vör ierst as hür' ick em nich, un kieck mie so üm in 'm Himmelssaal. Awerst, hei läßt nich locker, hei fragt wedder, zum annern-mol un lauder:

„‚Herr Pastur Bibanson ut Ritzow, ick froag: Heww Ji Jug Schaap nich bröcht?‘

„Dann kann ick nicht anners, dann möht ick reden un tau em seggen: ‚Ick heww jo goar keen Schaap, Herr Christing, ick heww nix wie Bück, idel Bück, luter stinkig Bück!‘“

Die Bauern gingen nach dieser Predigt in sich, Pastor Bibanson fand an seinem Meßkorn nichts mehr auszusetzen und hatte infolge dessen noch manches Jahr Zeit, an seiner Herde zu bessern, ehe

*) Hirtenstab.

der Herr Jesus Christus ihm beim Ablegen des Hirtenstabes die verfängliche Frage stellte.

An diese kleine Geschichte mußte Curd denken, während er den durch Minings Pastor ausprobirten Schinken verzehrte. Darauf wurde der Carntziner Wagen Herrn Althoff gemeldet.

Dieser bestellte sich noch bei Mining Quartier für die Nacht und fuhr mit Hinrich und dem roten Hund aus der Einfahrt, während das Mädchen, die vollen Arme in die Seite gestemmt, dem Wagen nachsah und dem Vater sagte:

„Wo schün un wo stolz, Vating, akk'rat as 'n Eddelmann!“

Der Wagen rollte aus der Stadt, den bekannten Weg entlang.

Jeder Stein auf der Chaussee, jeder Baum grüßte den Heimkehrenden, jeder Grashalm nickte ihm Willkommen zu, selbst die kahlen Felder lachten ihn freundlich an, nur die Menschen gingen fremd an ihm vorüber, keines der vielen Gesichter schien ihm bekannt und niemand begrüßte ihn.

Carntziner Grund und Boden!

Er hätte aus dem Wagen springen und die Heimaterde umarmen mögen!

Der See — Curd öffnete dem feuchten Duft die Lippen, als ob er den Kuß eines Freundes empfinge. Und nun hinter dem Walde, die ersten roten Backsteinhäuschen des Dorfes!

O Heimat, süße Heimat!

Der Wagen bog in die lange Dorfstraße, Kinder

sprangen aus dem Staub zur Seite, Mädchen traten in die Thüren, aber niemand grüßte den Fremdling.

In schneller Wendung mit einem gewandten Bogen lenkte Hinrich vom Wege in den Hof — durch die geöffnete Pforte der Umfassungsmauer — in den kastanienbesetzten Hof — vor die Rampe.

Wie klopfte das Herz — zum Springen! Nun mußte ja der Augenblick kommen, den er ersehnte und fürchtete — der Augenblick des Wiedersehens mit ihr!

Einem Trunkenen gleich stieg er aus dem Wagen — ein fremder Diener trat vor, mechanisch fragte ihn Curd, ob das gnädige Fräulein zu sprechen sei.

Es standen noch andere Leute da, die ihn musterten, lauter fremde Gesichter — würde auch sie ihm so fremd sein — es faßte ihn plötzlich die Angst, daß er vielleicht keinen Zug mehr von dem einst so lieblichen Bilde finde.

„Der Herr Kommissionär aus Lübeck!“ hatte Hinrich den Leuten erklärt, worauf der Diener die respektvolle Miene, welche das vornehme Aeußere des fremden Herrn ihm abverlangt hatte, zu einfacher Höflichkeit minderte und sagte:

„Das gnädige Fräulein ist noch nicht zurück, Sie wurden später erwartet, Herr Kommissionär; wollen Sie mir gefälligst folgen!“

Er wurde die Treppe empor in das Schulzimmer geführt. Der Diener öffnete die Fensterläden und ließ sich während dieser Beschäftigung herab, eine Unterhaltung anzuknüpfen.

„Das gnädige Fräulein besichtigt die Arbeiten

an der oberen Chaussee. Der Weg soll verlegt und in ihrer Gegenwart abgegrenzt werden.“

Da Herr Althoff nicht antwortete, ging der Diener, und Curd blieb mit seinen Erinnerungen allein.

Die Einrichtung war die alte, wie sie bei des Kandidaten und auch zu Fräulein Hanischs Zeiten gewesen. Es hing sogar noch die große Karte von Europa an der Wand, an welcher Curd mit einem Strich den Weg von Altbramberg bis Berlin bezeichnet hatte, um Hertha zu beweisen, wie nahe sie der Luftlinie nach einander bleiben würden. Das Sofa, auf dem der Kandidat im Schlafrock mit einer Pfeife beim Unterricht gesessen, und der Tisch, den er, wie auch Fräulein Hanisch, als Katheder benützt hatte, — alles war noch am alten Platze; auch das Bücherschränkchen mit den Schulbüchern — geordnet, als würden sie noch benützt: Beckers Weltgeschichte, der kleine Pischon — und das Vocabulaire, über welchem die arme kleine Hertha immer einschlief.

Er trat an das Fenster — dort lag der Garten — wie still und einsam! Die Blumenbeete — ganz wie sonst — um diese Zeit mit Astern und Georginen bestellt. Er geriet in den Bann wachen Träumens und sah eine kleine Gestalt im dunklen Kleidchen die Taxuswand entlang dem Hause zufliegen, schwarze Locken auf schmalen Schultern wogend, hintendrein Toby im rot und weiß gestreiften Anzug, voraus drei Hunde — so kamen sie zusammen herbeigelaufen auf den bekannten Pfiff, mit welchem er seine

Ankunft signalisirte — er hörte das Bellen der Hunde, sah Tobys Zähnefletschen und breitete die Arme der kleinen Gestalt entgegen, deren Antlitz — weiß wie Schnee, rot wie Blut — ihn anleuchtete in kindlich zärtlichem Entzücken — nichts — nichts — Luftgebilde, Hirngespinste! Gräber waren es, die er wiederfand, und über sie hinfort sollten sich die beiden letzten aus der lieben Vergangenheit Uebriggebliebenen begegnen, kalt — fremd — oder feindlich.

Siebenzehn Jahre — wie war es ihm nur möglich gewesen, sie zu ertragen, fern von hier!

Eberhard von Oldenfleth, was that dir der warmherzige Knabe, daß du ihm so bitteres Weh bereitetest? Vor neun Jahren war die grollende Stimme verstummt — hatte sich keine zu Gunsten des Verstoßenen erhoben, nachdem man den alten, finstern Mann dort den Weg zwischen den Taxuswänden hinaufgetragen und in die stille Gruft gelegt hatte, wo Zorn und Haß schweigen! Still, ganz still war es in Carntzin geworden; seit Alsching hier nicht mehr atmete, hat niemand in Liebe den Namen Curd genannt.

Neun Jahre — die schönsten im Leben des Weibes — allein — einsam — mit den Toten und dem Vermächtnis des Hasses! Wie mußte sich das Kind mit dem zärtlichen Herzen verändert haben, daß es neun Jahre ohne Liebe, ohne Glück ertrug!

Wieder fiel sein Blick auf die Taxuswand — der Weg dazwischen lag in tiefem Schatten, erst mittags erhellte ihn die Sonne — aber sein Blick

war scharf, er konnte den schnurgeraden Weg verfolgen bis in seine fernste Perspektive.

Hier hatte der Reitunterricht Herthas begonnen — auf seinem Pony, an seiner Hand. Wie jauchzte die Kleine, als der Pony mit ihr durchging — und der Vetter Stallmeister hinterherlaufen mußte.

Plötzlich, wie unter dem Griff in den Zügel, parirte die Erinnerung — dort in die äußerste Perspektive war ein Bild getreten — auch das einer Reiterin — langsam, kaum merklich sich nähernd, sie war es — Hertha!

Er hatte sich blitzschnell zurückgezogen und beobachtete ihr Näherkommen durch die Vorhänge.

In tiefem Nachdenken hatte sich die Reiterin dem Pferde überlassen, die Hand mit dem Zügel lag im Schoß, der Kopf war leicht gesenkt. Des Pferdes gleichmäßiger Schritt störte sie nicht. Der Lauschende konnte nur den untern Teil des Gesichtes sehen, Kinn, Wangen und Mund. Gottlob — schon von weitem erkannte er ihre köstlichen Farben — und als sie näher gekommen, sah er, daß die weichen Linien der Jugend sich damit verbanden. Die Toilette bestand aus einem einfachen schwarzen Reitkleid und ebensolchem Hut, entzückend für diese schlanke und volle, biegsame Gestalt.

Am Ende der Taxuswand nahm sie das Pferd zusammen und richtete sich auf — Kraft und Willen lag in dieser Bewegung; auf dem Platz vor dem Hause angelangt, blickte sie scharf nach allen Seiten und bog dann rechts um das Haus.

Nach wenigen Minuten erschien der Diener und ersuchte den Herrn Kommissionär, sich hinunter zu bemühen; das gnädige Fräulein erwarte ihn.

In dem kleinen Salon Tante Dinas empfing sie ihn — noch im Reitkleide.

Bei dem ersten Blick in ihre Augen fühlte Curd etwas, das er noch nie empfunden. Wie Blitz und Schlag zugleich traf es ihn aus den ernsten, tiefen blauen Sternen.

Es war eine Ueberwältigung, deren er sich nur mit Anstrengung erwehren, die er nur mühsam verbergen konnte. Schöne Frauen hatten ihn stets entzückt, aber nie berauscht; ihr Anblick, ihre Huld waren ihm Geschenke gewesen, die er froh genoß wie andere Gaben, welche ihm mit dem Sonnenschein zufielen, — hier wurde ihm nichts geschenkt, sondern alles genommen, ihm blieb kaum das Bewußtsein.

Entzücken war es nicht, was sich in seinem Antlitz ausdrückte, und den wilden Herzschlag, der ihm den Atem benahm, hätte er selber eher einem unerklärlichen Gefühl des Zornes als dem erklärlicheren des Entzückens über die wunderbare Schönheit der Cousine zugeschrieben.

Auch sie war überrascht; die ganze Erscheinung des Herrn Althoff, des Kommissionärs aus Lübeck, widersprach seinem Namen und seiner Stellung, vor allem aber überraschte sie sein finsterer, beinahe drohender Blick.

„Verzeihen Sie, daß ich warten ließ," redete sie ihn an, „Sie kamen früher, als angenommen werden

konnte. Wenn es Ihnen recht ist, so führe ich Sie gleich nach dem Gestüt."

Die Worte waren geschäftsmäßig und kurz; die Art, in der sie gesprochen wurden, herablassend, aber er beachtete das nicht, der Wohllaut ihrer Stimme brachte ihn außer sich, diese glockenhellen Töne schlugen direkt an sein Herz und forderten — forderten — mein Gott, was forderten diese sinn- und herzverwirrenden Laute!

„Fort!" rief es in ihm, und er sagte mit einer ganz unberechtigten Entschiedenheit, während sie sich nach dem Tische wandte, um Hut und Handschuhe zu nehmen: „Das ist unnötig — die Inspektion würde das gnädige Fräulein ermüden, ich finde mich schon allein zurecht!"

Bei dem ersten Laut seiner Stimme drehte Hertha das Haupt und betrachtete den fremden Mann mit neuem Staunen. Dann erwiderte sie gelassen:

„Die ganze Angelegenheit ruht in meinen Händen, Sie werden den Kauf direkt mit mir abzuschließen haben, daher ist es auch notwendig, daß ich Sie orientire."

Sowie sie das Haus verlassen hatten, forderte sie ihn mit einer unbefangenen, herablassenden Bewegung auf, an ihre Seite zu treten.

So schritten sie neben einander durch die beiden Höfe, den Herren- und den Wirtschaftshof, und Curd gewann Zeit, sich zu fassen.

Sie beachtete ihn nicht, hielt ihr langes Kleid mit der linken Hand zusammengefaßt und sprach die

ihr begegnenden, vom Mittagessen kommenden Leute an, plattdeutsch mit ihnen redend, wie sie es gewohnt war. Es herrschte Ordnung und Sauberkeit überall, und aus den Worten und Fragen der Lehnsjungfer ging hervor, daß sie genau in ihrem Besitz und den Arbeiten Bescheid wußte. Einem dem Herrenhaus zuschreitenden Mädchen gab sie ihren Hut mit. Die Sonne hatte sich hinter leichten Wolken versteckt.

„Es ist mir zu heiß!“ erklärte sie ihrem Begleiter freundlich, wie man untergeordneten Personen etwas erklärt, wonach diese in ihrer Bescheidenheit nicht zu fragen wagen würden. „Ich habe seit dem Morgen den Hut auf dem Kopf gehabt, es gibt gerade eine Menge Arbeiten in dem entlegensten Teil des Gutes, die ich am bequemsten zu Pferde beaufsichtige. Der Luftzug thut mir wohl nach dem heißen Morgen.“

Verstohlen betrachtete er das schöne Profil des nun unbedeckten Hauptes. Wie vertraut waren ihm die Farben und Linien! Schneewittchen, mehr als je — das Königskind mit den leuchtenden Farben!

Das glänzend schwarze Haar lag, der herrschenden Mode zuwider, glatt an den Schläfen und bildete dort natürliche, weiche Bogen, von dem Reithut fest an die blendend weiße Stirn gepreßt. Das kleine Ohr, die Rundung der Wangen, der feine Hals, die fest ineinander geknoteten Flechten, das Ebenmaß der Gestalt, ihre Bewegungen voll Anmut, Sicherheit und Ruhe — der kleine Fuß, unter dem zurückgehaltenen Rock sichtbar — nichts entging ihm.

Sie sprachen gleichgiltige Worte über Reiten, Gartenwirtschaft, Chausseearbeiten — er wußte kaum, was er ihr antwortete.

Stimme und Blick des Herrn Althoff berührten Hertha seltsam, die ganze Erscheinung drängte sich in ihr Interesse, ohne daß sie sich klar wurde, wodurch. Sie hatte aber keine Zeit, dem nachzusinnen. Der Entschluß, das Gestüt zu verkaufen, war ihr sehr schwer geworden, alle ihre Gedanken wurden davon in Anspruch genommen, es standen ihr noch unangenehme Momente bevor — die geschäftlichen Abwicklungen und die Trennung von den edlen Tieren, von denen jedes einzelne ihr bekannt und lieb war. Von ihren Gedanken und Sorgen beherrscht, vergaß sie beinahe ihrer Begleitung und ging rasch vorwärts, dem Unabwendbaren mutig entgegen.

Es war ein heißer Tag, höher färbten sich ihre Wangen, höher hob sich ihre Brust — in zunehmender Unruhe streifte sie die Handschuhe ab — einer derselben fiel zu Boden. Schnell, zu gleicher Zeit bückten sich beide darnach — ehe ihre Hände sich aber berührten, hatte Curd die seine hastig zurückgezogen — im Aufrichten war es ihm, als streife ihn Veilchenduft, ein Schwindel faßte ihn — schon als Knabe hatte er behauptet, Herthas Nähe strahle die köstliche Frische natürlicher Veilchen aus — er trat einen Schritt zurück — sie bemerkte nichts, den Handschuh und ihr Kleid von neuem fassend, ging sie weiter, ohne sich nach ihm umzusehen.

Bevor das Gestüt erreicht war, hatte Curd die

Selbstbeherrschung wiedergewonnen. Sie war zum erstenmal im Leben erschüttert worden — durch Veilchenzauber!

Die Einrichtungen in den Gebäuden und Plätzen, welche das Gestüt umfaßten, waren dieselben wie früher, das Personal war aber fremd und der Fohlenstall so leer, wie er ihn nie gekannt hatte.

Die Mutterstuten wurden ihm vorgeführt. Er sprach die Abkömmlinge des „Herodot“, „Adrast“, „Fortunio“ und „Grey Momus“ richtig an und fragte, warum man das Blackdropblut habe eingehen lassen.

Der Gestütsmeister und seine Herrin wunderten sich, woher der Fremde so genau unterrichtet war.

Die Hengste folgten, zum Schluß wurden die Fohlen vorgeführt.

„Und diese zwölf Fohlen repräsentiren das ganze Resultat des Jahrgangs?“ fragte er bei Besichtigung der Dreijährigen den Gestütsmeister im Ton des Vorwurfs.

Dieser begann mit Entschuldigungen, Hertha unterbrach ihn:

„Es ist wenig, viel zu wenig, und die folgenden Jahrgänge sind noch geringer an Zahl — diese ungenügenden Resultate wurden eben die Veranlassung für mich, das Gestüt zu verkaufen.“

Der Gestütsmeister machte seiner Herrin Zeichen, daß es unklug sei, einem Käufer die Mängel aufzudecken.

„Ein Jammer um das herrliche Institut!“ sagte Curd bitter; „es sind alte, berühmte Traditionen,

mit denen hier aufgeräumt wird. Das Material ist das edelste und beste, mit den Züchtungsprinzipien müßte aber gewechselt werden."

Hertha hörte ihn aufmerksam an, seine Worte konnten keine Kränkung beabsichtigen, sie enthielten nur Wahrheit, und sie antwortete niedergeschlagen:

„Ich verstehe nichts davon, sah aber, daß die Sache nicht gedieh, und wechselte öfter mit der Verwaltung, ohne bessere Resultate zu erzielen. Aus Pietät erhielt ich das Gestüt bis jetzt, kann aber den Schaden, der dem Lehn dadurch erwächst, nicht länger verantworten!"

„Derjenige Ihrer Vorfahren, welcher dies Gestüt mit den besten Fundamenten und reichen Mitteln ins Leben rief, hat wahrscheinlich nicht darauf gerechnet, daß es einst eine Damenhand weiterführen würde!" sagte Curd ironisch.

Dies sollte aber Vorwurf und zugleich Kränkung sein — wie kam Herr Althoff dazu, sich dergleichen zu erlauben?

Ein vornehm kühler Blick traf ihn, und sie antwortete:

„Das Gestüt hat sich auch bei Lebzeiten meines Vaters nicht mehr rentirt, es war für ihn selbst nur noch eine kostbare Spielerei."

Curd besaß eine Widerlegung in den Worten, mit welchen der Verstorbene ihm einst das Gestüt als die Perle des Besitzes an das Herz gelegt hatte, aber er mußte schweigen.

Inzwischen hatte der Gestütsmeister einen Bogen

entfaltet, in welchem die Preise verzeichnet waren, nach denen der sonderbare Käufer gar nicht fragte.

Nach einem Blick in die Liste rief Curd empört aus:

„Welch ein Nonsense! Wer hat diese Preise gemacht?“

„Herr von Oertzen hatte sie mit mir zusammen ausgerechnet!“ erklärte gekränkt der Gestütsmeister seiner Herrin, und diese wies die ungeforderte Kritik des Käufers mit der Bemerkung zurück:

„Wenn Ihnen die Preise nicht konveniren, so brechen wir die Unterhandlungen ab; auf Feilschen kann ich mich nicht einlassen!“

Curd entschuldigte sich:

„Sie mißverstehen mich vollständig, mein gnädiges Fräulein, es sind Schleuderpreise, die ich hier für die kostbaren Mutterstuten angesetzt finde — gestatten Sie, daß ich den Wert beziffere!“

Schnell und sicher korrigirte er die Zahlen und reichte ihr das Blatt.

„Die Preise sind verdoppelt,“ sagte sie überrascht. „Sie handeln nicht im Interesse Ihres Auftraggebers.“

Curd war in seiner Doppeleigenschaft als Besitzer und Käufer in die Enge getrieben und erklärte kurz:

„Ich beabsichtige, das Gestüt für mich selbst zu erwerben, und würde mich schämen, die Unerfahrenheit einer Dame auszubeuten.“

„Nehmen Sie sich in acht, gnädiges Fräulein,“ raunte der Gestütsmeister seiner Herrin zu, „Herr Althoff ist ein Schwindler.“

Curd sah die Liste weiter durch und schüttelte mitleidig-zornig den Kopf.

„Die Fohlen sind mit demselben Mangel an Verständnis veranschlagt. Diese im ersten Lebensjahr in so unverantwortlicher Weise vernachlässigten Tiere repräsentiren lange nicht den Wert, den sie ihrer Abstammung nach haben müßten. Fehler der Art sind kaum wieder auszugleichen. Solche Taxen beweisen, wie übel beraten Sie gewesen sind, mein gnädiges Fräulein. Sie thun recht daran, mit der Zucht hier —“ Hertha zuckte zusammen und er verbesserte: „der Aufzucht, wie sie hier betrieben wurde, ein Ende zu machen.“

Herr Althoff trat nicht wie ein Händler, sondern wie ein Richter auf, und der Gestütsmeister betrachtete den Mann mit zunehmendem Mißtrauen.

Hertha wußte, daß dieses harte Urteil ein gerechtes war; sie kannte die allgemein übliche Manier im Pferdehandel nicht und fand Herrn Althoffs Handlungsweise etwas brüsk, aber eines redlichen Mannes würdig. An einen combat de générosité dachte sie gar nicht. Die gewonnene höhere Summe mußte sie einfach annehmen, weil sie nicht ihr persönlich, sondern dem Lehn zu gute kam.

Als Herr Althoff nach der Besichtigung das Gestüt in Beschlag zu nehmen und sogleich die Zahlung zu leisten verlangte, da sah sie mit einem Gefühl der Erleichterung und Dankbarkeit zu dem ernsten Mann auf, dessen vorwurfsvolle Blicke und strenge Miene sie zu verstehen glaubte. Es war die

Empörung eines Sachverständigen über die Vernachlässigung eines kostbaren Gutes, und sie erblickte die Garantie darin, daß dieses Gut nunmehr in die besten Hände gefallen sei. Herr Althoff beachtete ihre bewegte Miene nicht; seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Geschäft. So erinnerte er kurz:

„Ich trage die Kaufsumme bei mir; wenn Sie gestatten, begleite ich Sie in das Haus zurück, mein gnädiges Fräulein.“

„Um Gottes willen, Vorsicht!“ flüsterte der Gestütsmeister beim Vorbeiführen der letzten Stute der Herrin zu; „nur bares Geld annehmen und die Augen aufbehalten.“

Die Lehnsherrin wandte sich unwillig von dem Beamten ab und antwortete dem Verdächtigten in Würde und Ruhe:

„Wie Sie wünschen, mein Herr! Sollten Sie es vorziehen, sich den Kauf noch einmal reiflich zu überlegen, so schieben wir den Abschluß bis nach dem Mittagessen auf; ich fordere Sie auf, mein Gast zu sein!“

Das vermochte er nicht! Es war ihm sehr schwer geworden, die Täuschung aufrecht zu halten; für die Rettung des alten, ehrenvollen Besitzes war sie nötig gewesen, länger konnte er sie aber nicht fortsetzen! Unter dem Dach seiner Väter als Fremder der Gast der Lehnsjungfer sein, allein mit ihr, — diesen Augen gegenüber die Lüge fortsetzen — unmöglich! Entweder gehen, so schnell als irgend thunlich, oder alles gestehen! That er das letztere,

so setzte er seine ganze Errungenschaft auf das Spiel, und — mit tiefer Bitterkeit fühlte er es — er konnte wieder in den Verdacht einer niedrigen Spekulation geraten; er lehnte also die Aufforderung zum Mittagessen ab, ohne Phrase.

Von Treptow, seiner Garnison aus, nachdem das Gestüt in Sicherheit gebracht war, wollte er der Lehnsjungfer von Carnitzin in einem förmlichen Schreiben mitteilen, wer das Gestüt erworben habe und daß es für Carnitzin gerettet worden sei.

Er beabsichtigte, die Pferde vorderhand im Tattersall in Berlin unterzubringen, bis er in Treptow seine Einrichtungen zur Aufnahme derselben getroffen haben würde. In seiner früheren Thätigkeit als Compagnon Oldes hatte er Größeres geleistet, seine Kenntnisse und das ihm angeborene Organisationstalent ausgebildet. Praktisch und technisch gab es keine Schwierigkeiten für ihn, sein Vermögen konnte nicht besser angelegt werden, und wenn es nötig wurde, war er bereit, zum zweitenmale den Dienst zu quittiren.

Hertha mußte sich Herrn Althoff unterordnen; die Schroffheit eines Pferdehändlers konnte sie nicht verletzen. Was wußte dieser Mann von der Stellung der Lehnsjungfer von Carnitzin, und wie konnte die Gunst, welche ihre Aufforderung enthielt, von ihm völlig verstanden werden! Niemand ihrer Standesgenossen hatte sich bisher eines solchen Vorzugs rühmen dürfen, den manch einer gern mit seiner Freiheit fürs Leben erkauft haben würde. Sie hob

den kleinen, zierlichen Kopf nur etwas stolzer und schritt noch schweigsamer als auf dem Hinweg an seiner Seite zurück. Um den Weg zu kürzen, führte sie ihren Begleiter durch den Obst= und Küchengarten. Er blieb zurück, und sie blickte sich nach ihm um. Da stand er vor einem alten Paradiesapfelbaum am Eingang wie angewurzelt. Die rotbäckigen, kleinen, ungenießbaren Früchte hingen zu tausenden an dem Baum und zogen seine Aeste tief herab. Unter denselben befand sich eine Alabastertafel von der Größe einer mäßigen Fensterscheibe, schräge gegen einen kleinen Erdhügel gelehnt und mit einer Inschrift versehen, die Herr Althoff halblaut las:

„Rascal — Lord — Ufah —“

„Gefährten meiner Kindheit! Drei Hunde!“ erklärte Hertha freundlich. „Ich selbst setzte meinen Lieblingen diese Grabtafel, schnitt ihre Namen hinein und vergoldete die Buchstaben. An den Daten können Sie sehen, daß die Tiere nach einander starben, es liegen Jahre dazwischen.“

Sie sah, daß Herr Althoff sich tiefer über die weiße Tafel neigte, als ob er die Arbeit prüfen wolle.

„Es ist Kinderwerk,“ sagte sie, wehmütig lächelnd; „vor sechzehn Jahren starb Rascal. Ich weinte ihm heiße Thränen nach, begrub ihn und setzte ihm diese Tafel, auf welcher ich Platz ließ für die beiden anderen. Der Dachs Ufah lebte am längsten; er begrüßte mich noch, als ich von einer langen Reise heimkehrte, leckte mir die Hand und starb bald

darauf. Ich bettete ihn neben die Kameraden und schnitt den letzten Namen in die Tafel. Das Gold hält nicht lange," setzte sie hinzu, als Herr Althoff keine Antwort gab, sondern nur sehr genau die Schrift betrachtete, „ich mußte die Buchstaben sehr oft schon nachbronziren."

Seine Lieblinge, und die Schrift glänzte hell! Treu wie Gold — war sie denn nicht treuer? Wem zu liebe bewahrte sie diese Erinnerungen, da sie ihn doch aus dem Herzen und der Heimat gedrängt!

Als Herr Althoff unter den Aesten hervorkam, saß ihm der Hut tief über den Augen. Erwidert hatte er nichts; die kleine Erzählung mochte ihn weniger interessiren als die stümperhafte Arbeit, dachte Hertha. Es war doch ein merkwürdiger Mensch!

Im Haus angelangt, schloß sie das Zimmer links vom Eingang auf, die Arbeitsstube Onkel Eberhards, seit zehn Jahren die ihrige. Es war auch hier alles pietätvoll erhalten, und dieselben Möbel, das alte Stehpult, die aufgeschlagenen Bücher, die hölzernen weißen Schalen mit den Fruchtproben! Sie trat vor das Pult; man sah, es war ihr gewohnter Platz, die Sachen lagen ihr zur Hand; sie nahm einen Bogen von dort und füllte ihn mit sicherer, gewandter Hand aus. Wie verhaßt waren ihr doch Zahlen einst gewesen! Wie hatte sich Lütting unter Thränen mit den Rechenexempeln von Fräulein Hanisch gemüht, und wie erlöst hatte sie sich gefühlt, wenn er ihr die Arbeit abgenommen.

Und hier führte sie die Rechnungen einer großen Wirtschaft und lebte nur für die einst so trotzig gehaßten Zahlen!

„Wollen Sie mir die einzelnen Posten diktiren!“ forderte sie, ohne sich umzusehen, und er nannte ihr die Namen der Pferde, die er zu erwerben wünschte, und bezeichnete den Preis eines jeden.

Es war eine Wohlthat für ihn, daß sie ihm den Rücken zuwandte; so konnte er ungestört alle die lieben bekannten Gegenstände betrachten. Mit zärtlicher Wehmut ruhte sein Blick auf der Thüre, die Onkel Eberhard so oft seufzend geschlossen, wenn wieder ein Tag dieses mühseligen Lebens zu Ende gebracht war. Vielleicht hatte er hinter jener Thür auch den letzten mühseligen Tag ausgelebt, vielleicht doch noch einmal im alten Ton seinen Namen genannt, sterbend des unseligen Zwistes vergessen; aber es konnte wohl nicht sein, sonst würde ihm doch einer von allen, die ihn geliebt hatten, den Trost nicht vorenthalten haben. Er mußte unversöhnt gestorben sein und Hertha das ganze Vermächtnis von Trotz und Haß auf sich genommen haben. Alsching war wohl schon früher heimgegangen zu ihrem geliebten Junker Hans, den sie ja auf das Wiedersehen mit dem Bruder vorzubereiten hatte. So erklärte sich die harte, kalte Abweisung, als er auf die Nachricht vom Tod des Onkels aus Schottland zurückkehren wollte.

Er vergaß die Fortsetzung des Diktandos, und sie sah sich auffordernd um. Das war wieder so

ein sonderbarer, finsterer, vorwurfsvoller Blick, dem sie begegnete. Ueber dem Sopha hing ein Bild des Blackdrop, eines wundervollen schwarzen Rapphengstes; Herr Althoff blickte flüchtig hinauf und sagte: „Auch eine wertlos gewordene Erinnerung!“ Dann diktirte er weiter: „Blandine aus der Brigitte Blackdroptochter, achtzehnhundert Thaler —“

„Achtzehnhundert Thaler,“ wiederholte die Schreiberin und zögerte, den enormen Preis niederzuschreiben.

„Die Perle des Gestüts,“ erklang es hart hinter ihr, und sie füllte die Nummer auf der Liste aus.

Es folgten die Hengste und dann der Rest; die Fohlen wurden nach den Jahrgängen in Gesamtsummen berechnet. Curd hatte die Kaufsumme, dreißigtausend Thaler, in preußischen Kassenscheinen auf den Tisch gelegt.

Die Lehnsjungfer hielt die Quittung, auf den Namen Althoff ausgestellt, in der Hand. Sie überzählte die Banknoten, prüfte sie geschäftsmäßig und schob sie zusammen ohne eine Kundgebung von Befangenheit oder Befriedigung.

„Sie sind Geschäftsmann, Herr Althoff, und müssen trotz dieser enormen Summe Ihren Vorteil bei dem Kauf gesichert wissen,“ sagte sie, ihn ernst anblickend.

„Das Gestüt ist für mich von unberechenbarem Wert,“ antwortete er ebenso.

Darauf unterschrieb sie die Quittung und reichte sie ihm hin. In festen, sicheren Zügen stand dort: „Hertha von Oldenfleth, Lehnsjungfer von Carntzin.“

Seit dem ersten Weihnachtsabend im Hause Hellmuth Oldenfleths, vor beinahe zwanzig Jahren, hatte Curd ihre Schrift nicht wieder erblickt. Damals unterschrieb sie die Ferienarbeit, wie Curd ihren Brief nannte, mit den Worten: „Deine geliebte Cousine Hertha“; das Passivum war aber durch Klementine in das Aktivum verbessert worden. Er erinnerte sich genau der schön gemalten Unterschrift.

Hier hielt er das Gegenstück in Händen. Das Verbum hatte gewechselt und bezeichnete am besten die Veränderung. Dieses „Hertha von Oldenfleth“ in gedrängter, knapper Schrift enthielt nur noch eine Abrechnung.

Er hatte schon im Gestüt den Wagen zur Rückfahrt nach Altbramberg bestellt und verabschiedete sich mit den Worten:

„Wegen des Transports der Pferde bis Altbramberg, von wo aus ich sie per Bahn weiter befördern lasse, bin ich genötigt, morgen in aller Frühe noch einmal herzukommen; ich werde indes nicht mehr die Ehre haben, das gnädige Fräulein zu sehen. Gestatten Sie mir deshalb, mich Ihnen hier zu empfehlen.“

Das Anerbieten eines Wagens für morgen lehnte er dankend ab und verließ das Zimmer mit einem letzten, stolz leuchtenden Blick auf die hohe, schlanke Gestalt am Geldschrank des Verstorbenen. Er hatte den Veilchenaugen widerstanden, ihr Zauber war Trug —

Sie schloß das Geld in den Schrank und buchte

die Summe in den Einnahmen des Lehns, dessen Verwalterin sie war. Dann wartete sie, bis sie Herrn Althoff die Treppe hinabsteigen hörte, sah ihn einsteigen und fortfahren, ohne daß er sich ein einzigesmal umwandte.

Nachdem auch das Rollen des Wagens verklungen, verließ Hertha von Oldenfleth ihr Arbeitszimmer und suchte das letzte Stübchen an der Südseite des Parterres auf, setzte sich in Alschings Großvaterstuhl, drückte die blühende Wange an das alte Polster und schloß die Augen; es war dieses Plätzchen die liebewarmste Stelle in dem großen, stillen Hause.

Der kahle Fleck am Spalier war zugewachsen, die Edelspille umrankte das Fenster, wo der alte Aprikosenbaum gestanden, ein Kanarienvogelpaar zwitscherte lustig im Käfig; hieher kam die fleißige Lehnsjungfer, wenn sie einmal nötig hatte, auszuruhen und das Herz zu stärken für die Fortsetzung ihrer Aufgabe.

Ruhig und tief war ihr Schlaf gewesen, als sie mit der Sonne am andern Morgen die Augen aufschlug. Freundliche, schöne Träume, in welchen der Gast von gestern keine Rolle gespielt, wichen mit dem Licht des Tages. Sie träumte oft so, in dieser Nacht aber waren die Bilder ganz besonders lebhaft gewesen, und sie lag offenen Auges noch eine Weile und sann ihnen nach. Der schöne Knabe, um den sich die Traumbilder reihten, sein lachendes, übermütiges Gesicht, die zärtlichen Augen und schelmischen Lippen hatten nichts zu thun mit dem strengen

Gesicht von gestern, aber sie mußte sich desselben sogleich erinnern, als der süße Traum wich, und im Wachen spielten die Bilder in einander. Es war natürlich, daß sie sich heute morgen sogleich des Herrn Althoff erinnerte und an Curd dachte; sollte doch das Gestüt in wenigen Stunden Carntzin verlassen.

Wie es ihn wohl schmerzen würde, wenn er das wüßte! Sie konnte nicht anders handeln, er war fern, niemand wußte, ob und wann er wiederkehrte, und im Traum heute hatte er sie getröstet! Bald wollte Herr Althoff kommen; sie brauchte ihn aber nicht mehr zu sehen. „Gott sei Dank!“ dachte sie.

Herr Althoff hatte keine so ruhige Nacht gehabt. Gleich nach seiner Ankunft in Altbramberg hatte er Hinrich mit einem glänzenden Trinkgeld abgefertigt, dann war er nach dem Bahnhof gegangen, hatte sich der Ankunft des wahren Althoff versichert und ein Telegramm nach Berlin geschickt. Im Einhorn war der liebenswürdige Gast sehr schweigsam gewesen, bis spät in die Nacht draußen herumgelaufen und gegen Morgen erst zu Bett gegangen, wie Mining genau zu konstatiren wußte, da sie nebenbei schlief. Zu dem Frühzug ging Herr Althoff schon wieder an die Bahn und empfing dort sechs Männer, die von der Direktion des Tattersalls an Herrn Althoff adressirt waren. Mit diesen Leuten fuhr er gleich darauf fort in zwei Mietwagen, welche er sich selber bestellt haben mußte.

Als die Lehnsjungfer am Morgen ihre Runde

im Hause und in der Wirtschaft beendet hatte, sah sie Herrn Althoff vor Alschings Fenster stehen. Sie konnte nicht wahrnehmen, was ihn dort so fesselte, die Edelspille, das Vogelpaar oder das offene Fenster. Sie war heute schon sehr früh in dem Zimmer gewesen und hatte das Fenster weit geöffnet. Bei aller scheinbaren Zurückhaltung war dieser Fremde doch von einer kalten, unangenehmen Neugier, das hatte er ihr gestern mehrfach bewiesen. Das Gestüt hatte sie vor ihm schon besucht und von den Tieren Abschied genommen. Sie besaß ein starkes Herz, und keine Spur von Sentimentalität, aber sie mußte Blandine, die schöne Rappstute, Brigittas Tochter, auf die Stirn küssen, als das kluge Tier den Kopf an ihrer Schulter rieb, und mußte zum Abschied noch einmal allen Fohlen den Malzzucker bringen. Sie hatte von jedem der Tiere Abschied genommen und schließlich ihre Leute ermahnt, die Befehle des neuen Besitzers zu respektiren, als ob sie von ihr, der Lehnsjungfer, kämen. Nun saß sie beim Frühstück und wollte nicht eher wieder hinausgehen, bis der Fremde mit den Pferden Carntzin verlassen hatte.

Sie war trotz der guten Nacht und der freundlichen Träume nicht ruhig, und der gesunde Appetit, mit dem sie jeden Morgen das Frühstück nahm, fehlte heute. Zweifel an der Richtigkeit ihrer Handlungsweise waren es nicht, die ihre Gemütsruhe störten; sie hatte alles lange und reiflich erwogen, bereute den gethanen Schritt nicht, aber sie wünschte, daß alles vorüber sein möchte, und sie lauschte auf jeden

Schritt im Hause und fuhr zusammen, als der Postbote zur gewohnten Zeit und mit gewohntem Geräusch die Posttasche im Flur ablieferte.

Es schlug acht Uhr; in einer Stunde würde das Gestüt aufbrechen, hatte der Diener gemeldet. Hertha sah die Postsachen durch; sie empfing sehr selten Privatbriefe, meist waren es nur Zeitungen und Geschäftsbriefe, die einliefen. Heute nahm sie einen voluminösen Brief aus der Tasche, betrachtete verwundert den Poststempel: Aus Breslau von Klementine! Die Korrespondenz zwischen ihnen wurde nur schwach unterhalten, höchstens wechselten sie jährlich einen Brief mit einander, und so viel, wie dieses Couvert enthielt, hatte Klem, alles zusammengerechnet, bisher nicht an sie geschrieben.

Es war Hertha lieb, ihre Gedanken in eine andere Bahn zwängen zu lassen. Sie hatte den Anfang schnell überflogen. Klementine war in Prag gewesen, wo sie Albert gepflegt, hatte dann auch ihren Mann in Böhmen besucht und des Interessanten und Beglückenden so viel vernommen, daß sie, nach Hause zurückgekehrt, nicht eher Ruhe finden könne, bis sie der Cousine alles ausführlich mitgeteilt habe, wohl wissend, daß sie, Klementine, die erste sei, welche diese Nachrichten nach Mecklenburg sende — so weit war Hertha gekommen — also das Neueste vom Kriegsschauplatz! Ganz Teilnahme und Verlangen setzte sich Hertha mit den numerirten Blättern in die Ecke am Fenster, das Nähtischchen Tante Dinas, welches der mit sogenannten weiblichen

Arbeiten selten beschäftigten Lehnsjungfer zu anderen Zwecken diente, an sich ziehend. Hier lag der Stoß Zeitungen, den sie tagsüber durchlas, und in den Schubläden des Nähtisches waren Ausschnitte der Blätter gesammelt und zusammengestellt. Sie las den flüchtig durchgesehenen Anfang noch einmal — hatte sie doch Muße, vielleicht ließ sich auch Behaglichkeit erzwingen — nun wandte sie das Blatt. Da, auf der zweiten Seite des Briefes stand ein Name, bei dessen Anblick alles Blut aus Herthas Wangen wich. Sie las weiter — nicht, wie sie begonnen, in gelassener Erwartung einer ruhigen Freude, sondern in bebender Aufregung; die Buchstaben verwirrten sich — sie mußte wieder beginnen mit dem Wort, von dem sie nicht fortkonnte, an dem Herz und Augen nicht satt wurden — „Curd ist zurückgekehrt!"

Die Blätter zitterten in ihren Händen, es flimmerte vor ihren Blicken, und das Herz schlug stürmischer als nach dem heftigsten Ritt. Hertha faltete die Hände, leidenschaftlicher Dank stieg aus ihrem Herzen, die inbrünstigen Augen sandten ihn empor in den blauen Himmel, der wolkenlos über Carntzin lachte; ein lautloses Gebet unter leuchtenden Thränen, Sonnenregen, in dem der Regenbogen erscheint! Nun erst konnte ihr Herz fassen, was dem glückberauschenden Wort folgte, und sie las immer und immer wieder die feinbeschriebenen Blätter durch. Klementine hatte ihr die Rückkehr Curds mitgeteilt, seine Wiederanstellung, die Auszeichnung und Anerkennung, die er überall gefunden, ihr Wiedersehen mit ihm,

den Eindruck, den sie erhalten, alles, was sie von Albert, ihrem Mann, über Curds makellose Vergangenheit, die glänzende Rechtfertigung seines Charakters erfahren; auch daß der König dem Rittmeister von Oldenfleth den hohenzollernschen Hausorden dritter Klasse mit Schwertern verliehen. Er war da — siebenzehn Jahre versanken, als seien sie nie gewesen; was galt ihr alles andere! Unverändert, wie er gegangen, war er wiedergekommen, und so hatte sie ihn sich bewahrt! Die neuen Ehren und das alte Unrecht, sie wogen nichts gegen dieses Glück! Sie hatte ihm auch sein Erbe Carntzin bewahrt, konnte es ihm übergeben in blühendem Zustand. Plötzlich erstarrte ihr Blick, ihr Herzschlag stockte — das Gestüt — mein Gott — das Gestüt war verkauft — halt — halt —

Sie schrie es laut, als könne sie das Unglück aufhalten — einen Blick auf die Uhr — halb neun — Gott sei gedankt, noch war es Zeit! In fiebernder Angst warf sie die Blätter von sich und lief hinaus wie sie stand und ging, an dem erstaunten Diener vorbei, dem sie zurief: „Wo ist Herr Althoff?“ und die Antwort: „Ich weiß es nicht!“ schon zwanzig Schritte hinter sich vernehmend.

Im Gestüt war er gewesen, sie fand die fremden Leute mit den Pferden beschäftigt, im Aufbruch stand alles. Sie sah nichts und hörte nur das Wort:

„Herr Althoff ist nach dem Park gegangen.“

„Der Transport unterbleibt!“ rief sie laut, und

die eigenen wie die fremden Leute unterbrachen die Arbeit bei dem gebieterischen Befehl und Gehorsam fordernden Blick der Lehnsjungfer.

Flüchtig wie ein Stück Wild, lautlos wie Wolkenschatten durcheilte sie den Garten, sah nach allen Seiten in die geradlinigen Wege, bis sie den Mittelweg zwischen den hohen Taxuswänden erreicht hatte, welcher den Ziergarten quer durchschnitt und in den Park auslief. Niemand — alles einsam! Sie kreuzte den Mittelweg, um den jenseitigen Teil zu durchforschen, und lief dabei immer vorwärts, dem Park zu, dessen feste Tannengruppen den Schatten bis in den Mittag festhielten. Hier war es kühl, moosig der Grund, auf dem die dunklen, breiten Aeste lagerten. Der ersten Tannengruppe gegenüber lag die Ahnengruft, von Birken überschattet. Hier hatte sie Albert zum letztenmal gesehen, im Frühling, als die Sonne durch das erste Grün spielte. In den sieben Jahren, die seitdem verflossen, hatten die Birken sich höher gewölbt, und jetzt war es Hochsommer, und das Laub schloß sich dicht über dem Gewölbe der Toten.

Der Platz davor war leer, aber vor dem Gitter stand jemand — Herr Althoff — endlich, gottlob! Sie näherte sich jetzt langsamer; er konnte ihr ja nicht mehr entgehen, sie brauchte ihn nur anzurufen. Das wilde Klopfen, die furchtbare Aufregung legte sich plötzlich. Hier herrschte Ruhe, tiefer Friede, lautlose Stille, mild gedämpftes Licht. Wie wohl das that! In ihrem schwarzen Kleid war sie kaum

von der Tanne zu unterscheiden, in deren Aeste sie sich drückte. So konnte sie den Mann am Gitter beobachten, dessen Antlitz sie im Profil erblickte. Er ehrte die fremden Toten und stand barhäuptig an dem Gitter. Dies war verschlossen, aber die innere Thür stand immer offen und gab den Blick auf die Särge frei.

Der Thür am nächsten standen die Letztaufgenommenen, zwei Särge von dunklem Eichenholz, gleich in Form und Größe; den einen kannte der Mann am Gitter, er hatte als Kind oft Blumen darauf niedergelegt; in ihm ruhte Hans von Oldenfleth. Der andere stand damals noch nicht dort; er wußte aber, wen er enthielt — den armen alten Mann, der sich selber das bitterste Weh angethan und das Verhängnis trotzig herausgefordert hatte, indem er Curd, den Sohn seines Bruders, von sich stieß. Blumen schmückten beide Särge, frische Blumen. Im Tod ruhte die Feindschaft, im Leben sollte sie fortdauern!

Der erste Sonnenstrahl fand seitwärts seinen Weg durch die Aeste und streifte das Gittter an der Stelle, wo die Stirn des Fremden lehnte. Schmerzerfüllte Züge erhellten sich dort, Hertha sah im Sonnenstrahl etwas glänzen — Tropfen — Thränen fielen durch das Gitter, rieselten in den Bart des Mannes. Das Herz der Lauscherin setzte aus — der Atem stockte — Schleier fielen von ihren Augen, dann schwankte ihre Gestalt, daß sie in die Zweige greifen mußte, um nicht zu fallen. Der Fremde

hörte das Geräusch, hob den Kopf und wandte ihn ein wenig zur Seite, der Sonnenstrahl fiel gerade in seine Augen, haselnußbraun schimmerten sie im goldenen Licht, ja, ja, haselnußbraun — sie wußte es, aber nie hatte sie diese Augen so traurig gesehen, nie thränengefüllt, selbst nicht beim Abschied, und nie, nie hatte sie diese Augen mehr geliebt! Noch konnte sie keinen Laut über die Lippen bringen — die Aeste knackten von neuem — gleichgiltig streifte der traurige Blick jener haselnußbraunen Augen die Tanne — da kam es von daher wie ein Aeolsharfenton, geisterhaft, verschwebend:

„Curd!“

Er lauschte, spähte, sein Blick schärfte sich.

„Curd!“ erscholl es inniger. Hertha ließ die Zweige fahren — ein wilder Schrei aus seiner Brust und Curd lag zu ihren Füßen.

Alles war vergessen, Zeit und Ort, der Zwiespalt und was ihn gefüllt, die Forderungen des Stolzes und jede Ueberlegung der letzten Tage. Er drückte den Kopf in ihr Kleid und schluchzte wie ein Kind.

Mit beiden Händen hielt sie das teure Haupt umfaßt. Siebenzehn Jahre hatte sie sein Bild im Herzen verschlossen, mit hartnäckiger Treue vor jedem Blick, vor jedem Hauch der Zerstörung bewahrt, daß es der Zeit gespottet hatte, und so war es gekommen, daß sie, die Treue selber, den Mann nicht wiedererkannte, weil sie das Bild des Jünglings so unverändert und unverblaßt im Herzen behütet hielt.

Die Augen und die Stimme waren gestern an ihr Herz gedrungen, hatten aber nur das alte Bild lebendiger gemacht, neben welchem kein anderes je aufgekommen war.

Endlich richtete Curd sich auf, faßte ihre Hände und sah in die geliebten Augen. Das war der Blick, nach dem sie sich gesehnt, vor dem alle Schatten fallen mußten, nicht die stolzen Oldenflethsaugen, sondern die geliebten Kinderaugen, mit denen er früher alles von ihr erreichen konnte — alles — auch jetzt! Sie mußte sich abwenden — der Blick that ihr plötzlich wehe — ihre Hände zuckten in den seinen.

„Lütting, hast Du mich endlich erkannt?“ fragte er innig.

„Ich suchte Herrn Althoff und wollte den Kauf rückgängig machen,“ antwortete sie mit einer unendlich lieblichen Schüchternheit, „und da fand ich — Dich!“

„Reute Dich unser gestriger Handel, Söting?“ fragte er wehmütig.

„Ja, Curd; ich erhielt nämlich soeben — vor einer halben Stunde einen Brief Klems mit der Nachricht von Deiner Rückkehr, und da —“

„Und da, Hertha?“

„Da war's ja nicht mehr nötig, das Gestüt zu verkaufen; ich wollte es zurückhaben für Dich und dachte es Herrn Althoff abzubetteln.“

Was waren das für sonderbare Worte, welche die beiden als erste nach so langer Trennung wechselten!

„Für mich? Das wolltest Du, die stolze Hertha, thun?“

„Gottlob, daß mir die Schuld erspart blieb! Curd, wie hattest Du es erfahren?“

„Hellmuth zeigte mir die Annonce aus Carntzin, Gefahr lag im Verzug — ich brach sofort auf und wäre doch beinahe zu spät gekommen.“

„Du hast mich vor lebenslänglicher Reue bewahrt — ich kann Dir's nie genug danken — aber warum tratest Du unter falschem Namen vor mich hin und kauftest, was Dein ist?“

Sein Auge verfinsterte sich.

„Nicht mein — das Inventar, auch das lebende, gehört der Lehnsjungfer; ich wollte es retten für Carntzin.“

Hertha lächelte.

„Darum überbot sich der Käufer — was für Kinder wir waren, Curd! Komm nun, wir müssen die Sache gleich in Ordnung bringen, sonst führt man die Pferde nach Altbramberg!“

Er hob abwehrend die Hand.

„Laß das, Hertha, es soll so bleiben. Du kannst das Gestüt nicht verwalten, ich halte an dem Kauf fest.“

„Aber, Curd, besinne Dich doch,“ drängte sie; „es liegt ja nun alles anders.“

„Nicht alles, Lütting,“ sagte er mild, aber ernst; „ich bin der nominelle Besitzer wie bisher und Du bist die nutznießende Herrin —“

Sie schwieg, aber nur einen Augenblick, dann

ging sie schnell hinüber bis an das Gitter, an dem er vorhin gestanden, legte die rechte Hand an die Eisenstäbe und rief ihm feierlich zu:

„Komm hieher, Curd, und höre mich an."

Er folgte ihr. Und nun lag der Sonnenstrahl, der seine Augen gestreift, über ihrem Scheitel, als ruhte Gottes segnende Hand auf dem schönen, edlen Haupt, während sie feierlich zu ihm redete:

„Durch mein eigenes Wort bin ich an Carntzin gebunden; um es Deinem Stamm zu erhalten, schwur ich dem teuren Toten dort, als Lehnsjungfer hier zu leben und zu sterben. Mein Vater hatte Dich verloren gegeben; der Schein sprach für ihn und gegen Dich. Auch ich mußte glauben, daß Du ein unwürdiger Nachfolger im Lehn sein würdest, aber ich stand meinem Vater entgegen, als er, das Erlöschen unseres Geschlechtes voraussehend, selber mit der Vergangenheit abschließen wollte. Unser Geschlecht konnte neu aufblühen; es galt vielleicht eine Generation lang durchzuhalten, ein Mittelglied war nötig, kräftig, jung und den Traditionen treu. Ich war da, gesund, jung und stark, wenn auch unerfahren und untüchtig, abgewandt von der Pflicht und falschen Zielen nachstrebend; aber die Vorsehung hatte schon dafür gesorgt, daß ich mich nicht zu weit verlor, die Farbenblindheit hatte mir bereits die Grenze gesteckt, und ich kehrte um. Hier war mein Platz, den Ahnen gehörte mein Leben, Carntzin sollte der Zweck desselben sein. Ich erkannte das und holte nach, was ich versäumt hatte. Noch bei Lebzeiten des Vaters

wuchs ich in meinen Beruf hinein und war nach seinem Tod fähig, ihm vorzustehen. Ich habe das Lehn nicht nur erhalten," sagte sie stolz mit leuchtendem Blick, „es hat sich unter der Lehnsjungfer zu reicherem Blühen und besserem Gedeihen entwickelt; die Meliorationen des westlichen Teils, die zehnjährige Baumkultur, welche die Nordostgrenze vor den Aequinoktialstürmen schützen und den spärlich tragenden Bodenstrich zu einem fruchtbringenden umgestalteten, die Drainage der Waldwiese können Dir das beweisen; nur eins vermochte ich nicht, weil sich mir das Studium dafür verschloß — das Gestüt brachte ich nicht vorwärts. Mit bitterem Schmerz sah ich die Notwendigkeit ein, es aufzulösen, um nicht mit einer einzigen kranken Stelle das Ganze in Gefahr zu bringen. Meine Hauptsorge war gewesen, das Lehn frei von jeglicher Last zu erhalten, keine Eintragung, keine Schuld sollten es drücken, und das Gestüt wurde unter meiner Unkenntnis zu einem fressenden Schaden! Mein Leben hat — nach menschlicher Voraussicht — noch nicht die Mitte erreicht; ich bin gesund, stark und mutig, meiner Aufgabe nicht müde und würde sie zu Ende geführt haben, aber — inbrünstig sei es dem gnädigen Lenker unseres Schicksals gedankt — die Voraussetzungen, unter denen ich in den Riß trat, hatten sich als irrige erwiesen. Vielleicht kamen meinem Vater Ahnungen dieses Irrtums in den letzten Stunden seines Lebens; ein paar hinterlassene schriftliche Worte und seine letzten Worte haben mir die feste Ueberzeugung gegeben, daß er eine Testaments-

änderung beabsichtigte. Deshalb stieß ich das vorhandene um und weiß, daß ich im Sinn des Verstorbenen handelte, dessen Kurzsicht mit dem Leben endete. Wenn er in diesem Augenblick auf uns niedersehen kann, so bittet er Dir den Irrtum ab, wie ich es thue, und er dankt mir, daß ich den Weg frei hielt, um begangenes Unrecht auszugleichen. Mein teurer, edler Vater war kurzsichtig und engherzig für die großen Weltverhältnisse; er hielt, wie wir Oldenfleths alle, hartnäckig fest an dem, was er für recht erkannte. So wollte er Deine jüngere und bessere Einsicht zwingen und wandte sich zornig und erbittert von Dir ab, als Du Deine eigenen Wege in stolzer Zuversicht gingst. Du hast gesiegt, glänzend gerechtfertigt bist Du zurückgekehrt, der Heimat und Deinen Grundsätzen treu. Du bist nicht dem kurzsichtigen alten Mann, aber Mecklenburg ist Dir gefolgt. Entbinde mich nun meines Wortes und nimm Dein Erbe aus meinen Händen, die Lehnsjungfer hat ihre Mission erfüllt."

Da war's gekommen, was ihm seit seiner Jugend vorgeschwebt; im Sturm hatte es ihn erfaßt und niedergeworfen. Das war die echte, die einzige Liebe, die sein übermütiges Herz durch ihre plötzliche Gewalt fast brach und es dann in Flammen auflodern ließ.

Er hatte sich niemals ein Ideal konstruirt, ihm aber unbewußt frisch und keck entgegengelebt, und — da stand es nun vor ihm, hehr und rein, ein Götterbild, mit der Seele eines Engels und dem Herzen

eines Weibes. Seine ganze Erscheinung hatte sich unter ihren Worten machtvoll erhoben, war von innen heraus erglüht. Herthas Augen hingen geblendet an ihm und konnten sich doch nicht wenden — er hielt sie gebannt.

Sie hatte sich ein Ideal gebildet, schon als Kind aus allen ihren Helden zusammengesetzt, für die ihr junges Herz schwärmte, alle Züge hatte sie sorgsam zusammengetragen in ein einziges Bild, und dies war Curd. Ihre sonst so reiche Phantasie hatte aber zur Ausmalung der Gestalt nichts hinzufügen können, die hartnäckige Treue band hiebei ihre Flügel. Jetzt waren sie befreit, und die Phantasie fand sich beschämt mit dem Versäumnis ab. Daß das Ideal dabei nicht zu kurz kam, sagte Herthas glückseliges Lächeln. Und da rief er laut das eine, alles umfassende Wort: „Meine Hertha!"

Aber sein Arm erreichte sie nicht, der Sonnenstrahl erlosch plötzlich und sie war mit ihm entflohen.

„Vor Alschings Fenster, Curd, erwarte mich," rief sie ihm, hinter der Taxuswand verschwindend, zu. Er ging wie träumend durch den Park nach dem Gestüt zurück. Hier fand er alles zum Marsch gerüstet und überraschte sämtliche Anwesenden mit der Nachricht, der Kauf sei rückgängig geworden. Er verabschiedete die mitgebrachten Leute und befahl ihnen, mit den Wagen sogleich nach Altbramberg zurückzukehren und dort Quartier im Einhorn auf seine Kosten zu nehmen.

Zu erkennen gab er sich nicht; erst mußte sie ihn

anhören, und er machte nun denselben Weg, den er gestern mit ihr gegangen, durch den Obst- und Küchengarten; an dem alten Apfelbaum blieb er wieder stehen, hob die Tafel von dem kleinen Erdhügel und küßte die goldenen Buchstaben. Alschings Fenster stand offen wie am Morgen, die Vögel zwitscherten im Käfig, und dahinter dämmerte der traute Raum. Noch erhellte ihn die Sonne nicht — es war Spätsommer — im Herbst glühte die Abendsonne auf dem Spalier.

Er setzte sich in die Fensterbrüstung und wartete. Hier in dem tiefen Stübchen hatte nur Liebe geatmet, der Zwiespalt, an dem das Glück gescheitert, war von der treuen Alsching an dieser trauten Stelle zusammengehalten worden, so lange die altersschwachen, frommen Hände es vermochten, und hier hatte er die Treue zuletzt gesehen. Von diesem Platz in der Fensterbrüstung aus hatte er auf Alsching geblickt, und die Kleine war dazu gekommen und hatte sich ihr zu Füßen gesetzt. Alsching hatte nie an ihm gezweifelt, wie sie an seinem Vater nie irre geworden. Einfältig und schlicht waren ihr Leben und ihre Liebe gewesen, beides hatte nie eine Umgestaltung erfahren.

Drüben öffnete sich die Thür, und Hertha trat in das Stübchen. Aber das süße Antlitz war wieder still und ernst geworden, wie er es gestern gesehen. Sie nahm in dem Sorgenstuhl Platz und erwiderte sein glückliches Lächeln gezwungen.

„Hast Du die Angelegenheit im Gestüt beendet?“ fragte sie.

„Es wurde mir schwer, den erstaunten Gesichtern stand zu halten," versicherte er frohmütig, „aber ich verriet das Geheimnis noch nicht."

„Es muß aber bald geschehen, Curd; ich denke, wir rufen nach dem Mittagessen die Leute des Hofes zusammen, und Du gibst Dich ihnen zu erkennen und sagst ihnen, daß fortab wieder der Lehnsherr in Carntzin regieren wird."

„Das ist nicht so einfach, Herthing; die umsichtige Lehnsjungfer sollte doch wissen, daß es mancher Formalität dazu bedarf."

„Nicht einer, Curd, mein Plan ist fix und fertig," entgegnete sie eifrig. „Nachdem Du hier als Herr und Besitzer anerkannt bist, gehst Du nach Berlin zurück und bleibst dort bis nach dem Einzug der Truppen. Indes richte ich Dir hier alles ganz nach Deinen Wünschen ein, komme zu dem militärischen Schauspiel nach Berlin, sehe Dich ein erstes- und letztesmal im vollen Glanz der Waffen und wähle mir vorderhand eine kleine Wohnung in der Nähe der Verwandten. Meine Jungfer und eins der von mir angelernten Mädchen nehme ich mit."

„Und ich soll allein meinen Einzug hier halten?"

Das denke ich nicht!" sagte Hertha bedachtsam; „Bertha, hoffe ich, wird meiner Bitte nachkommen und mich hieher begleiten, damit ich Dir Dein Eigentum richtig übergeben kann."

„Recht so, meine kluge Hertha, und dann —"

Er sah ihr mit mühsam zurückgehaltenem Triumph in die Augen.

„Dann kehre ich mit ihr in mein neues Heim zurück, denn in Mecklenburg — da kann ich nicht bleiben.“

„Und wie lang will meine süße Geliebte der Heimat fern sein?“ fragte der Glückstrahlende.

Eine Wolke erschien auf der weißen Stirn, und das Veilchenblau der Augen wurde dunkel.

„So lange es Gott gefällt!“ sagte sie sanft.

Er sprang über die Mauer, sank ihr zu Füßen und ergriff ihre Hände.

„Und mir, Hertha!“ setzte er siegesgewiß hinzu.

„Darauf hast Du keinen Einfluß, Curd,“ antwortete sie ernst.

Er ließ sie los und setzte sich ihr gegenüber, ganz unerschüttert in seiner Zuversicht.

„Was hat denn Deine Weisheit beschlossen?“ fragte er, die übermütigen Augen auf ihr erglühendes Antlitz gerichtet.

„Ich bin eine alte Jungfer —“ begann sie; er lachte hell und sie sprach ruhig weiter: „für die ein stilles, zurückgezogenes Leben sich schickt. Zwischen den Verwandten in Berlin, Erna mit ihren Kindern und in der alten Freundschaft mit Trautchen und ihrer Mutter werde ich ein glückliches, beschauliches Leben führen.“

„Nachdem der Lehnsherr Dir Deine Lehnsjungfernrechte abgekauft?“ ergänzte er scherzend.

Sie erwiderte geschäftsmäßig: „Nein, davon kann nicht die Rede sein. Ich besitze mein mütterliches Erbteil und habe genug daran.“

„Und was soll aus mir werden?“ fragte er, sich mutwillig an ihrer wachsenden Befangenheit weidend.

„Du — Du — wirst – heiraten!“ brachte sie stockend hervor, erzürnt über die Macht, welche ihr diese Worte abzwang.

„Ja, das werde ich schnell thun,“ versicherte er triumphirend, ohne den heißen Blick von dem reizenden Gesicht zu wenden, und fragte dann weich und zärtlich: „Warum eigentlich die Komödie, meine einzig Geliebte? Lese ich nicht mein Glück aus Deinen Augen, sehe ich es nicht Deinen süßen Lippen an, daß sie mir nur schwer mein Glück vorenthalten?“

„Curd!“ rief sie, Thränen des Stolzes und des Zornes in den Augen.

„Ich liebe nie unglücklich, meine kleine, himmlische Cousine; sagte ich Dir's nicht?“

Dem unwiderstehlichen, herzbezwingenden Uebermut hatte sie schon einmal trotzig widerstanden; es wurde ihr jetzt nur tausendmal schwerer.

„Das sagtest Du und hieltest es, soviel ich weiß.“

Es war das letzte von allem, was sie sagen wollte; in herzbeklemmender Verwirrung stieß sie die Worte hervor.

„Aber eins weißt Du nicht, Hertha, daß ich nämlich noch nie geliebt habe, ob ich mich gleich einige Mühe nicht verdrießen ließ.“

„Und Klementine, Trautchen und —“

Sie stockte und schlang die eiskalten Finger, Haltung suchend, in einander. Er sah sie scherzhaft demütig an.

„Ich habe mir vier Körbe geholt, Söting, von jeder Cousine einen und den vierten — das erzähle ich später nur meiner Frau, von wem dieser vierte kam. Aber die schwerangstmäßige Liebe, Lütting, weißt Du — die war nie dabei. Was mich zu den Körben brachte, dessen brauche ich mich nicht zu schämen. Ich gewann mir auch das, was ich eigentlich dabei suchte, gute, treue Herzen für mein Leben, und nun genug — das ist Stoff für die langen, herrlichen Winterabende, die uns bevorstehen. Die süße Stunde des Wiederfindens soll damit nicht ausgefüllt werden. Wisse denn, Du stolze Cousine und unvorsichtige Lehnsjungfer, Deines Schwurs entbinde ich Dich nicht; leben sollst Du auf Carntzin so glücklich, als die heißeste Liebe Dein Dasein zu gestalten vermag, und sterben auf Carntzin wie ich, die Stunde segnend, die unsere Herzen hier verband.“

Bei den letzten Worten faßte er nach ihrer Hand. Sie sprang empor und stieß ihn zurück. Eine leidenschaftliche Erregung hatte sich ihrer bemächtigt; sie bebte in den feinen Gliedern, loderte aus den nachtdunklen Augen.

„Konntest Du mir das nicht ersparen, muß ich, Scham und Stolz verleugnend, das letzte enthüllen?“ rief sie außer sich. Hochaufgerichtet, mit dem Mut und dem Adel einer Märtyrerin, sagte sie dann:

„Ja, Curd, ich liebe Dich stärker, als Du mich je lieben konntest, ohne Selbstsucht und ohne Hoffnung; ihnen zum Trotz werde ich Dich lieben, so

lang ich atme, denn mein Denken und Fühlen fing mit Dir an und kann nur mit Dir enden. Aber nie kann ich Dein Weib werden, denn es gibt eine andere, die nähere Rechte hat."

Staunend fragte er:

„Wer?"

„Marie Strehlow mit ihren beiden Kindern."

Sie sah nicht, wie dieser Name auf ihn wirkte, denn sie hatte die Lider bei den letzten Worten gesenkt; die Stille nur, die darauf folgte, nahm sie wahr, und so fuhr sie nach kleiner Pause mit Ueberwindung und Anstrengung fort, während er an dem Fenster lehnte und mitleidig und gerührt auf die schmerzlich zuckenden Lippen und die niedergeschlagenen Augen blickte:

„Ich habe sie öfter gesehen, obwohl nie gesprochen, und meinte in Deinem Sinn zu handeln, wenn ich ihr und den Kleinen von allem schickte, was das Gut brachte."

„So meinst Du also, ich sollte Marie Strehlow heiraten?" fragte Curd langsam, ungläubig staunend.

Mit hochroten Wangen, ohne aufzusehen, beklommen und mit Ueberwindung, in mädchenhafter Zurückhaltung, aber ohne Zaudern, antwortete sie:

„Nein, ich weiß, daß Du Dein Leben der langen Reihe unserer Ahnen schuldig bist. Der Stammbaum der Oldenfleths ist rein bis in die ältesten Zeiten. Wäre ein zweiter Mannesstamm am Blühen, so müßtest Du zurücktreten vom Lehn, um Deine Schuld an Marie Strehlow zahlen zu können; so aber —"

„So aber — darf ich eine andere aus edlem

Blut heiraten, wenn diese mir die von Dir angenommene Schuld vergibt?" fragte er.

Der Ton war so wunderlich, daß sie die Augen aufschlug. Enträtseln konnte sie den aus Zärtlichkeit, Wehmut, Rührung und Stolz gemischten Ausdruck seines Gesichtes nicht, aber sie suchte mit ängstlicher Hast der Frage, die sie kommen fühlte: „Kannst Du mir denn diese Schuld nicht vergeben?" zuvorzukommen und so sagte sie schnell:

„Es wird sich eine solche finden, die es ertragen kann, daß der eigene Sohn dem der armen Marie das Erstgeburtsrecht raubt und ihm vorausgeht in der Liebe des Vaters — es muß ja wohl so sein." Schmerzlich setzte sie hinzu: „Nach Gottes Gebot ist einst die Hagar verstoßen und der Ismael enterbt worden, ich aber — ich — ach — ich könnte es nicht ertragen."

Die Herzenswunde war enthüllt; einen Augenblick — Hertha deckte unwillkürlich schnell die schmerzende Stelle mit der Hand. Diese war stark wie der Wille, der das Bluten der Wunde verhindert hatte.

„Nein, Du edles, treues, Du mutiges, starkes Herz, ein solches Opfer wird nicht verlangt; Marie Strehlow ist mir nie etwas anderes gewesen, als ein Gegenstand innigsten Mitleids, sie war die Geliebte des unglücklichen Franz von Singletten. Ehe er in den Tod ging, übergab er mir die Sorge für das arme Geschöpf und die vaterlosen Kinder."

Im Handeln mutig und entschlossen, stark im Tragen hatte sich die Lehnsjungfer von Carntzin

gezeigt; bei dem ersten Atemzug völliger Freiheit nach jahrelang getragener Last brach sie lautlos zusammen. Curds Arme fingen sie auf.

So hielt er sie denn an seinem Herzen! Sein Atem berührte das blasse Gesicht. Sie atmete kaum — dann nach Sekunden zuckten die Lippen wie bei schlafenden Kindern nach langem Weinen. Noch fehlte das Bewußtsein, aber sie empfand schon die Wohlthat endlichen Geborgenseins und schmiegte sich fester an seine Brust. Plötzlich schlug sie groß, verwundert die Augen auf, es war kein Traum, wie sie ihn hier im Stübchen oft geträumt — sie war wirklich geborgen und zu einem neuen, seligen Leben erwacht. Curd verstand die Scheu, welche Hertha aus seinem Arm trieb und ihr Antlitz in Purpur tauchte, und er wußte seine starke, leidenschaftliche Liebe so zart und ritterlich zu äußern, daß dem schutzlosen bräutlichen Mädchen Sicherheit und Vertrauen wiederkamen.

Als sie das Zimmer Alschings verließen, bat sie ihn, sogleich die Leute zusammenrufen zu dürfen, um ihre Glückseligkeit nicht verbergen zu müssen.

Es waren nur wenige noch im Hause, die er kannte; unter der Tante hatten die Leute oft gewechselt, aber auch die ihm persönlich fremden wußten alle von ihm und begrüßten mit Freuden ihren Herrn. Für den Nachmittag bestellte die Lehnsjungfer das ganze Dorf in den Kastanienhof, „und dann bringe ich Dich selbst nach Altbramberg zurück,“ hatte sie hinzugefügt.

Sie durchwanderten das ganze Haus vom

Souterrain bis unter den Giebel. An jedem Plätzchen feierten sie Erinnerungen. Hertha hatte nach Alschings Vorschlag die „olle Sieb“ wieder zum Wohnen genommen, wie es vor Tante Dinas Zeit gewesen. Curd fand sogar sein Kinderspielzimmer wieder hergestellt, seine kleinen Reliquien, das erste Schaukelpferd, den ersten kleinen Säbel und — die ersten Sporen!

Hundertmal zuckten seine Arme, sie zu umschließen, und seine Lippen dürsteten namenlos nach einem einzigen Kuß dieser keuschen Lippen, aber er hielt sein heißes Verlangen zurück, und sie ging kindlich sicher und doch bräutlich selig an seiner Seite und ahnte nicht, wie ihn ihre Nähe berauschte.

„Gestern fürchtete ich mich, mit Dir zu Mittag zu essen, mein' Söting,“ sagte er, „heute will ich das Glück nachholen.“

„Du sahst mich so böse an, Curd.“

„Ich grollte Dir, weil ich die schwerangstmäßige Liebe kommen fühlte und nicht unglücklich lieben wollte.“

Welch ein Mahl war das! Sie aßen nicht wie die Vögel, nippten auch nicht wie die Götter an Nektar und Ambrosia, sondern — so sehr es auch zarter empfindende Seelen verstimmen mag — sie aßen wie glückliche Menschen, an denen alles Kraft und Frische ist. Curd behauptete, es habe ihm noch niemals, eingerechnet die Festtage in Carntzin nach achttägigem Schulzwang, so geschmeckt wie heute, und ein herrlicheres Verlobungsdiner habe es niemals gegeben.

„Hast Du auch Sekt im Keller, Lütting?“ hatte er vorher gefragt und sie ihm lächelnd versichert: „Deine Lieblingssorte.“

Als die Gläser aneinander klangen, rief Curd plötzlich:

„Hertha, Süße, erlaube mir — nein, verzeihe mir, denn es hilft nichts, ich muß dem innern Jubel Luft machen, sonst ersticke ich daran!“

Er riß ein Blatt aus seiner Brieftasche und schrieb darauf:

„Oberst von Brackenburg, Namslau, Schlesien.

„Sofort Eine kalt stellen, Verlobung mitfeiern. Schwerangstmäßig verliebt! Unglaublich!

Curd.“

Er ließ sie in das Blatt sehen und erklärte ihr, daß Brackenburg heute einen Ruhetag in Namslau habe und daß das Telegramm für Brackenburgs späte Dinerstunde noch zur Zeit käme.

Den Nachmittag wollte er noch der Besichtigung von Herthas Zeichnungen gewidmet wissen.

„Die Kalypsoinsel wäre erreicht, mein Liebling, aber mit mir. — Wer Dir das damals gesagt hätte!“

In ihren Mappen begegnete er unzähligemale seinem Bild in den verschiedenen kleinen Scenen ihres gemeinsamen Kinderlebens; auch Toby und die drei Hunde fand er. Heute konnte er ihr nicht von dem Ende des armen Schwarzen sagen, dessen Stellung in Carntzin Alberts erste Kritik mit dem mitleidig-verächtlichen Namen „Schoßhund“ richtig bezeichnet

hatte. Gehätschelt, geschlagen, fortgelaufen und geendet — wie ein Hund! Selbst diese hatten es hier besser gehabt, denn den drei Hunden war ein Grabmal der Liebe bereitet, die schwarze Puppe, „Toby, mein Söhnchen“, war verscharrt. Den plötzlichen Ernst im Antlitz des Geliebten rechnete Hertha einigen Bildern zu, die in sprechender Aehnlichkeit ihren Vater aus früheren glücklicheren und den letzten trüben Jahren darstellten. Er betrachtete diese Bilder lange und legte sie still beiseite. Hertha drückte sanft seine Hand und flüsterte:

„Er hat Dich doch geliebt, mein Curd!“

Die Reiseskizzen interessirten ihn lebhaft und sein künstlerisches Urteil sprach die Sachen so richtig an, daß Hertha staunend sagte:

„Der Umgang mit Albert muß Dir doch den Blick für die Kunst erschlossen haben.“

Mit dem alten Uebermut und Selbstbewußtsein behauptete er, der Blick sei ihm angeboren gewesen, seine Ansichten über die Kunst seien dieselben geblieben; er habe nur einige Vorurteile gegen die Künstler abgelegt.

Hertha lächelte ungläubig.

„Lütting,“ gestand er schelmisch-demütig, „ich hab' ja selber der Kunst ins Handwerk gepfuscht. Später will ich Deiner höheren Kritik meine Erzeugnisse, Farbenskizzen aus England und Amerika, unterbreiten — ob sie einen künstlerischen Wert besitzen, weiß ich nicht, aber ähnlich sind sie zum Wiehern. Erschrick nicht — es sind nämlich Pferdeporträts,

‚kolossal echt‘ und ‚frech hingeplatzt‘, die Landschaft, welche nur ‚Stimmung‘ geben soll, ist untergeordnet behandelt; hoffentlich als Porträt nicht ‚verpifft‘, wirken darf sie als ‚abgetönter Hintergrund‘ ja nicht.“

„Du hast mich auf meinem Felde geschlagen, während ich auf Deinem Fiasco machte,“ sagte Hertha nicht ohne Wehmut.

„Wir tauschen wieder, Lütting,“ tröstete sie Curd zärtlich, „ich züchte die Pferde, und Du malst sie mir. Die Farben aber suche ich Dir aus.“

Wie schwanden die Stunden bei dem glücklichen Spiel mit Vergangenheit und Zukunft! Wenn die Gegenwart dabei zu kurz kam, wie es Curd wohl mitunter scheinen wollte, so mußte er wohl die Nachzahlung in Herthas Augen gesichert finden; es schimmerten Schätze in ihrer veilchenblauen Tiefe.

Zur Vesperstunde wurden die Hörigen gemeldet. Das junge Paar erschien auf der Rampe, und Curd trat vor.

„Gott grüß jug, Lüd!“ rief er die Dorfgenossenschaft an. Seine volle, wohllautende Stimme füllte den Kastanienhof und fuhr in die Herzen durchdringlicher und besser als die des Pastors in der Kirche, wie die Hörigen nachher meinten. „Gott grüß jug, taum annernmol! Hewwt ji de Junker Curd ook nich vergeeten, jug Lüd? Kiekt mi mol in de Ogen! Ji wart mi vull nok kennen! De groote Boart bräucht jug nich verfiehren, de is mi in de Frömd wassen; kann sünn, dat ’n poar grise

Hoar mang sünn, dat kümmt denn von de Trennungsweihdähg. Dat Hart un de Moddersprak, de twee hocken fest in, wo dat se mal insett sünn, un ick heww mien oll god mecklenbörgsch Hart wedder mitbröcht ut de Frömd un ook nich verliernt, dat Mul vull tau nehmen, wenn dat mecklenbörgsch Blaud in mi tau pucken und späuken*) beginnt. So sinn wi denn oll wedder bisammen, wie sich's hürt, und von hüd an, Lüd, bin ick jug Herr un faat mit Gott mien Regiment an, nach Tausnitt un Muuster von uns' Oellervahrers. Züh denn, Lüd, — ick meen, so ward ick jug vorstahn in Gerechtigkeit — so schall ji mi trug tau Sieden stahn, linksch, rechtsch, vör un achter mi in Folgsamkeit. Dörvör ward us der Herr segnen mit Freden in Blaud und Gemüt, mit Rauh in Land un Glick in uns' Häusings. Gott help jug, Lüd!"

Hurrarufe und Hochs erschallten aus alten und jungen, männlichen und weiblichen Kehlen. Der Schulmeister, ein Neuling, der weder den alten gnädigen Herrn noch den Junker Curd gekannt, aber von den Zwistigkeiten gehört und die politische Seite der Sache erfaßt hatte, war der einzige Zerstreute unter den Zuhörern; er konstruirte nämlich an einer Rede und war unter den letzten Worten Curds gerade bis zum Ende seiner Ansprache gekommen; erschüttert durch das Gebrüll der begeisterten Menge, hatte er aber den Anfang wieder verloren. Ehe er ihn wiederfand, sprang einer der Hörigen, ein ehemaliger

*) spuken.

Spielkamerad und Altersgenosse Curds, vor und sprach aus dem Stegreif:

„Hochachtborlich jung gnä Herrschaftings! Ick kann mi nich anners helpen, ick möht as 'n Speilkommrad von uns' gnä Herrn Junker Curd reden, as mi bi det Hart is, un den Herrn Schulmeister, wo dat jahr zusteihn möht, und uns' Herrn Pastur, wo in Wahrbehn hüd döpen duht, dat Wurt vörm Mund liefstertwelt*) wegräten. Man jo! Wi heww'n nix vergeeten all de Joahr; de Junker Curd bräucht man bloß seggen: ‚Hier bin ick', doo weeten sülben de gnad Lüttings, wo dat tau bedüden had. Da dervör sünn wi da west, de Speilkameraden von uns' näg Herrn Junker Curd. Wi heww'n gode Tied hett bi'n oll näg Herrn un better Tied nok bi uns' näg Frölen. Ick verbitt mi, wenn mi dat just so rütflutscht is; awer de best Tied ward nu ierst koamen, denn dat richtig ‚Krüsels' wull nich bi uns Räuhk und Dähg finden, dat wier bi uns in Herrenhus all tau still un einsamlich. Dadrum un von wegen dat is de Früd groot bi uns, dat nu die allerbest Tied kummen is, un ick meen, dat wier ook schonst hoge Tied west, denn wi hewwen wieldeß lang töwen un lur'n möten, nämlich up de Hochtied von uns' jung Herrschaftings. Un tau Sluß" —

Der Redner hielt inne und sah sich nach seinen Genossen um, die in ruhiger Zustimmung und festem Glücksbewußtsein wie in den Boden gerammt hinter

*) mir nichts, dir nichts.

ihm standen; dann rief er laut, die Mütze schwenkend, welche er während der Ansprache in den Händen gedreht hatte:

„Uns' näg Herr un sien Brud soll'n lewen — hoch, vivat, hurra! — Bet in so un so vählste Glitt — hoch — hoch — hoch sull uns' näg Herrschaft up Carnzin lewen!"

„Da hörst Du es aus dem Munde der Einfalt und Treue!" flüsterte Curd der errötenden Hertha zu. „Hochzeit — begehren sie; die einfachste Lösung aller Sorgen und Mißverständnisse lag so nahe — und wir brauchten so lange, sie zu finden!"

Noch einmal traten die beiden schönen Gestalten vor, Hand in Hand, und nahmen die „Gralotschen"*) ihrer Hörigen in Empfang. Die Kinder sprangen der geliebten näg Frölen entgegen und küßten ihre Hände, alle anderen folgten, jeder von ihnen wollte seinen biderben Handschlag der Treue abgeben.

Langsam verließen die Leute den Hof in der ihnen eigentümlichen würdigen, selbstbewußten Haltung.

„Wo schün, wo stolz!" flüsterten die Dirnen zurückschielend auf ihren Herrn.

„'n rechten Oldenfleth!" sagten die Burschen, die Köpfe hoch tragend.

„So möhi et kommen!" nickten die Alten befriedigt und setzten die ausgegangene kurze Maserpfeife gelassen in Brand.

Hertha drängte zum Aufbruch.

---

*) Gratulationen.

„Ich möchte vor Dunkelwerden noch einen Besuch mit Dir in Altbramberg machen — — weißt Du mein Liebling," setzte sie schüchtern hinzu, „in dem kleinen Häuschen vor dem Thor!"

Sie hatte recht, diesen Besuch als den ersten im hellen Tagesschein vor den Augen der neugierigen kleinen Stadt zu machen, Marie Strehlows Name war nun einmal allgemein mit Carntzin in Verbindung gebracht, und dieser erste Besuch enthielt die beste Rechtfertigung für Curd.

Als sie in der, jedem in Altbramberg wohlbekannten Carntziner Kutsch' sich auf den Weg begaben, fragte Curd sinnend: „Wann fuhren wir wohl zuletzt hier durch die lieben Felder?"

„Acht Tage vor Deinem fünfzehnten Geburtstag, als ich Dich im Ponywagen in die Stadt zurückbrachte," antwortete Hertha schnell und sicher, „am letzten Sonnabend holte Klementine Dich ab, und Du fuhrst am Sonntag abend allein nach Altbramberg zurück."

Wenn Fräulein Hanisch sie in der Weltgeschichte examinirte, hatte sie nie so genau Bescheid gewußt!

„Wie kann ich Dir je vergelten, meine Geliebte!" sagte Curd, inbrünstigen Dankes voll.

An dem Häuschen in Altbramberg saß ein blonder Knabe und schälte die Rinde von einem Weidenstock, neben ihm strickte ein halbwüchsiges Mädchen.

„Sieh, Mariechen, wie bunt ich den Stock kriege, nichts kaput jegangen; er wird viel schöner wie Aujusten seiner!"

Das klang nach Berlin, hier mußte sich ein Rest märkischen Lebens unvermischt erhalten haben. Der Junge hatte den Wagen nicht beachtet, der sich rasch dem letzten Häuschen näherte, das Mädchen aber hatte die schöne schwarze Dame erkannt, die sie hin und wieder in Altbramberg gesehen.

„Mutter, Mutter!“ rief sie, schnell aufspringend, der Knäuel rollte vom Schoß und zog einen langen Faden, als sie mit dem Strickzeug in das Haus lief.

Marie Strehlow war in der Küche beschäftigt, als das Kind ihr die Nachricht brachte: der Carntziner Wagen hielte vor der Thür, und die schwarze Dame mit einem schönen Herrn säße darin und stiege aus.

Marie Strehlow war längst verblüht, die Spuren ländlicher Schönheit vergehen bald unter Arbeit und Sorgen — aber sie sah gesund aus, und die Ueberraschung und Freude gaben ihren hart gewordenen Zügen einen Schimmer der Jugend zurück. Sie trocknete schnell die Hände — von schwachen Nerven wußte sie nichts — aber es war ihr in die Arme und Kniee gefahren wie ein Schreck bei dem lauten Ruf ihrer Tochter, die erregt an der Mutter Erscheinung noch zu bessern suchte.

„Nimm doch die nasse Schürze ab, Mutter, und streiche Dir das Haar von der Stirn, Du bist so heiß und hast heute gerade den abscheulichen alten Rock an!“

Die Schürze entriß ihr Mariechen noch eilig, aber im übrigen ging die Mutter, wie sie da bei ihrer Arbeit gestanden, den Herrschaften entgegen, während das Mädchen beschämt dahinten blieb.

Hertha faßte freundlich die rote, feuchte Hand der Frau, und der Herr trug den Knäuel Mariechens in den Händen, wickelte ihn im Gehen auf und sprach dabei freundlich mit dem Jungen.

„Ich bringe Ihnen einen guten Freund, liebe Marie," sagte die schöne Dame, die noch nie mit ihr ein Wort gewechselt, zu der verlegen lächelnden Frau; „er hat sich sehr verändert, ich selbst erkannte ihn anfänglich nicht — Curd von Oldenfleth!"

„Ach, mein Gott," rief Marie Strehlow, die Hände zusammenschlagend, „Kinder, Kinder, Mariechen, Franz — da ist er — da ist er endlich — der gute Mann!"

Den kannten die Kinder, obgleich sie von seiner Person keine wirkliche Erinnerung mehr besaßen und mit der Zeit unter dem guten Mann sich jemand vorgestellt hatten gleich dem guten Hirten in der Bibel, mit dem Hirtenstab unter den Lämmern, oder dem Herrn Jesus als Kinderfreund ähnlich, mit faltigem Gewand und langem Haar, „wie er hieß die Kleinen kommen und sie freundlich angeblickt und sie auf den Arm genommen und sie an das Herz gedrückt."

Das war die einzige Erinnerung, die sie hatten — auf dem Schoß des guten Mannes gesessen zu haben und beschenkt worden zu sein, und nun stand er so anders vor ihnen; es verschüchterte sie und erkältete ihnen das Herz — aber nicht lange.

Sonderbar, Marie Strehlow wollte ganz etwas anderes thun und sagen, aber sie nahm als erstes dem Herrn den Knäuel ab und schalt Mariechen ob

ihrer Ungeschicklichkeit, und da küßte der Fremde das erschrockene Mädchen auf die gebräunte Stirn und sagte zu der Mutter:

„Wie gleicht das Kind seinem Vater! — Mir ist, als sähe ich in sein armes, unglückliches Kindergesicht.“

Dann hob er den Knaben empor, küßte auch ihn zärtlich und sagte:

„Das ist der Mutter Ebenbild, so sah sie aus, Hertha, als ich ihre Bekanntschaft machte.“

Jede Befangenheit war verweht, das junge, vornehme Paar nahm in der sauber und hübsch gehaltenen Wohnstube Platz, und Mariechen sagte zu Curd:

„Dort hängt noch der letzte Kranz, den Sie uns für Vaters Bild schickten, wir haben aber nur ein ganz kleines, und da hingen wir die Kränze immer an den Spiegel.“

Ein Erröten und Abwenden Herthas gab Curd die Erklärung, und er ließ es dabei bewenden. Hatte er doch der Liebesschulden so viel abzutragen, daß sein Leben dafür nicht reichte.

„Wir kommen wieder!“ verhießen die beiden Glücklichen.

„Verzeihen Sie,“ fragte Marie Strehlow die junge Dame beim Einsteigen, „aber nicht wahr, ich irre nicht, es ist Ihr Herr Bräutigam oder gar schon Gemahl?“

„Mein — Bräutigam!“ antwortete Hertha lieblich befangen.

„Ich schicke Ihnen sogleich den besten Wein, den ich in Altbramberg finden kann!“ rief Curd sehr lebhaft von der andern Seite des Wagens hinüber. „Zum Dank für das liebe Wort, welches sie Dir entlockte!“ sagte er leise zu Hertha.

Im Wirtshaus am Bahnhof stieg Curd aus und küßte seiner Braut die Hand. Während dessen brachte Hinrich den dienstbeflissenen Wirt fast zum Fallen durch die Worte:

„Dat is jo de Junker Curd, wo ut de Frömd wedderkommen is und sien Arfschaft antreden had as de richtigen Lehnsherrn von Carntzin.“

Miening und ihr Vater waren sehr stolz, daß der vornehme Gast ihre Ausspannung dem eleganten Hotel zur Krone vorgezogen hatte, und trugen Sorge, daß Altbramberg bald der Neuigkeiten aus Carntzin voll war.

Neununddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Berlin prangte im Fahnenschmuck, und eine tausendköpfige Menge flutete seit dem Morgen aus allen Stadtteilen den Linden zu, um die Garde einziehen zu sehen.

Alle Fenster, bis in die höchsten Dachluken hinauf, waren mit Zuschauern besetzt und ebenso dicht bevölkert zeigten sich die Bäume.

Wie das Spatzenvolk in der Kirschenzeit hatte die Berliner Gassenjugend in den Aesten freies Quartier genommen. Futter fand sie nun zwar dort nicht, das hatte man sich von Muttern mitgeben lassen. Die unruhigen Schnäbel fanden aber andere, ausgiebige Beschäftigung, welche ihnen die zu ihren Füßen sich fortschiebende Menge liefern mußte, und es waren nicht die schlechtesten Bemerkungen, die mit den leer gewordenen Frühstückspapieren von den Bäumen herab in das Publikum geschleudert wurden.

Zu den Füßen der Jungen gab es aber noch etwas ganz Besonderes, dem sich die allgemeine Aufmerksamkeit in den langen Stunden des Wartens

zuwendete, nämlich die eroberten Geschütze, welche rechts und links die ganzen Linden entlang, je eine Kanone zwischen zwei Bäumen, aufgepflanzt waren. Triumphbögen liefen darüber fort und verbanden selbst die feindlichsten vis-à-vis unter den Linden. Heute gab es aber nur die eine Konkurrenz: wessen Haus am besten und reichsten die Freude zum Ausdruck brachte.

Vor dem Schloß stand eine für diesen Tag gefertigte Kolossalstatue der Borussia, deren Sockel ein allegorischer Fries des berühmten Siemering zierte.

Auch auf dem Opernhausplatz waren Tribünen errichtet und zwar längs der Universität, so daß die Seite nach dem Schloß für die königlichen und prinzlichen Stäbe und den Abzug der Truppen reservirt blieb. Stundenlang vor Beginn des Schauspiels waren die Straßen gesperrt, berittene Schutzleute hielten die Mittelwege der Linden für die Einmarschirenden frei; beide Seitenstraßen, sowie die Trottoirs waren mit Zuschauern überfüllt.

Kanonenschläge meldeten endlich der ungeduldig harrenden Menge den großen Moment. Aller Augen richteten sich nach dem von Guirlanden und Fahnen bedeckten Brandenburger Thor.

Seine Majestät der König passirte es als erster auf der Sadowa, der schwarzen Stute, die er bei Königgrätz geritten. König Wilhelm trug die Generalsuniform, Waffenrock, Helm und Schärpe. Ihm folgte unmittelbar sein reicher, glänzender Stab. Unter dem begeisterten Jubelgeschrei der Menge begab sich

Seine Majestät zuerst an die Tribüne der Verwundeten, denen er herzliche Worte des Dankes und der Teilnahme sagte.

Dem königlichen Stabe schloß sich derjenige der ersten Armee an, voran Prinz Friedrich Karl auf der Emerald im roten Attila, in seiner Suite Curd von Oldenfleth.

Dann folgte Seine königliche Hoheit der Kronprinz als Kommandeur der zweiten Armee mit seinem Stabe, den Schluß machte der Stab des Gardecorps; eine glänzende Schar von Heldengestalten, unter denen die beiden prinzlichen Feldherren nicht nur durch ihre Stellung hervorragten, sondern auch der äußeren Erscheinung nach zu den bedeutendsten gehörten.

Alle, von dem obersten Feldherrn bis zum letzten Trainsoldaten, trugen den während des Feldzuges gewachsenen Bart.

Mit klingendem Spiel eröffnete das erste Garderegiment den Einzug der Truppen. Die Berliner jauchzten den hohen, martialischen Gestalten zu, die in ehernem Schritt und strammster Haltung unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches zwischen ihnen durchmarschirten; es zuckte keine Miene in den sonnengebräunten, bärtigen Gesichtern; wie die Garde ins Feuer gegangen, wie sie im Jahr der Schmach aus der Hauptstadt gezogen, so marschirte sie unter dem Jubel der Menge ein — Blut von ihrem Blut, Söhne ihrer Väter, erzogen, bewährt wie jene, in stummem, entsagendem Gehorsam die einen, in der Feuertaufe die anderen. Die übrigen Regimenter

folgten, jedes unter Vorausmarschiren seines Musikcorps.

An dem Standbild des großen Friedrich, welches die Linden am entgegengesetzten Ende abschließt, zogen die Stäbe vorüber; vor dem Standbild Blüchers machte der König Halt. Hier wurde Aufstellung genommen; rechts von Seiner Majestät hielt der Chef der ersten Armee, Prinz Friedrich Karl, links der Kronprinz als Chef der zweiten Armee, die Offiziere der Stäbe rangirten sich hinter ihren Feldherren.

Im Vorbeireiten grüßte Curd nach der Tribüne an der Universität, und der Prinz fragte:

„Wen grüßten Sie da so besonders tief, Oldenfleth?“

„Meine Braut, Eure Königliche Hoheit!“ war die Antwort, und der Prinz wandte sich nach der Tribüne zurück und grüßte mit ritterlicher Courtoisie das schöne Mädchen, welches die Menge fortab mit in ihre bewundernde Beachtung zog.

Hertha erblickte den Geliebten zum erstenmal wieder in Uniform, seit sie ihn im Jahre 1849 als Kürassierlieutenant in Carnitzin gesehen und des Preußenkönigs Rock sie mit Zorn erfüllt hatte — heute war es anders! Sie lauschte mit Stolz und Entzücken auf die bewundernden Worte ihrer Nachbarn, und ihr selbst erschien keine der vielen schönen Gestalten so herrlich als ihr Ritter — in des Königs Rock!

Der wilde Enthusiasmus des Volkes war von der Schutzmannschaft kaum in den notwendigen Schranken zu halten.

Wer dachte wohl an diesem Tage des Schauspiels vor achtzehn Jahren, welches sich am neunzehnten März auf demselben Platz abgespielt hatte! Vielleicht der kleine blaue Kürassier mit dem verwitterten Gesicht und dem borstigen weißen Schnurrbart, der in der Suite Seiner Majestät hielt und mit wahrhaft grimmiger Freude in das begeisterte Publikum blickte.

„Was haben Sie denn dort auf dem Strich, Excellenz?“ fragte ihn sein Nachbar, der schlanke, elegante Flügeladjutant von Boyen.

„Freue mir über die Freude eines alten Bekannten und warte, daß er auf einen Kandelaber klettern wird, um besser sehen zu können, wenn sein Enkel mit der Gardeartillerie vorbeikommt. Der Mann ist in meinem Alter. Im Jahre achtundvierzig kam er an der Spitze einer Deputation zu mir und hielt mir eine Rede. ‚Mein Name ist Edelmann,‘ fing er an, ‚zu meiner Freude bin ich es aber nicht . . .‘ — ‚Ehe Sie weiter sprechen,‘ sagte ich ihm, ‚ich teile diese Freude!‘ Nun freuen wir uns beide wieder, er über seinen Enkel, den der König für ein erobertes Geschütz in den Adelsstand erhoben hat, und ich — über den alten Schafskopp!“

„Vater Wrangel!“ hatten die Jungen in den Bäumen geschrieen, als der kleine blaue Kürassier unter den Linden vorbeigeritten kam, und er hatte ihnen freundlich zugenickt.

Das Schauspiel nahm seinen glänzenden Verlauf — dann entließ der König seine Garde, und das Volk strömte in Scharen der abmarschirenden Truppe nach.

Vater Wrangel hatte in der Suite des Prinzen Friedrich Karl eine ihm fremde Gestalt bemerkt und sich über dieselbe aufklären lassen.

Er näherte sich ihr und sagte, die Hand halb zum Helm hebend:

„Bist Oldenfleth, wieder eingetreten — ist recht — Küraß verloren — ist schade!“

Curd erklärte ihm, daß er sich zum Dienst gemeldet, den Dragonern zugeteilt, dem Regiment bisher aber nur affiliirt gewesen sei.

„War auch Freiwilliger bei den dritten Kürassieren — ein Hundsfott, wer zu Hause bleibt!“ gab Wrangel zur Antwort, Curds Gesicht aufmerksam musternd. „Schneide Dir den Bart ab — kleid't Dir nicht — hätte Dir beinahe nicht erkannt,“ sagte er endlich.

Prinz Friedrich Karl, der sich in der Nähe befand, erzählte dem alten Haudegen, daß der Rittmeister von Oldenfleth im Begriff stünde, seinem Regiment wieder untreu zu werden.

„Er hat sich verlobt und wird in den nächsten Tagen schon heiraten!“

„Kein Grund, dem Regiment untreu zu werden, verheiratete Rittmeister sind angenehm für ein Regiment, machen das Offizierscorps solide!“

Der Prinz sagte:

„Er will aufs Land gehen!“

Wrangel grimassirte:

„Kohl und Rüben pflanzen — Krautjunker spielen, kann er anderen überlassen, die nichts Besseres

gelernt haben — ist falsch für ihn — hat schon einmal einen dummen Streich gemacht, Avancement und Küraß eingebüßt — hätte ihm für klüger gehalten."

„Ich habe meiner Passion Genüge gethan, Excellenz," antwortete Curd, „und folge nun meiner Bestimmung als Lehnsträger in der langen Reihe meiner Altvordern. Es existirt in meiner Familie ein Pokal, den ein Ur-Urahn unseres Hauses seinen Nachkommen gestiftet und mit folgender Inschrift versehen hat:

‚Mit dem Schwerdte sey dem Feynd gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frisch im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in seiner Brust.
Das Geschwätz der Städte soll er fliehn,
Ohne Noth vom eignen Heerd nie ziehn.
So gedeyht sein wachsendes Geschlecht;
Das ist Adels alte Sitt' und Recht!'"

Wrangel nickte zustimmend.

„Hast recht, mein Kind; ich unterschreib' den Spruch von Deinem Ahn, ist einer vom echten Schrot und Korn gewesen. Wo liegt Dein Lehnsgut?"

„In Mecklenburg-Strelitz!"

„Haben auch mit gemußt, die Strelitzer, konnten nicht fertig werden, war nicht alles komplet, Mützen fehlten — Einsicht soll gar nicht vorhanden gewesen sein, Entschlossenheit wurde vermißt. Wie heißt Dein Lehnsgut?"

„Carutzin, Excellenz!"

„Kenne es dem Namen nach — hat ein Gestüt, englisches Vollblut. Habe einen Schimmel von da

gehabt — sehr gutes Pferd! Wer ist Deine Braut, mein Sohn?"

„Eine Cousine von mir, Excellenz, ebenfalls eine Oldenfleth!"

Wrangel schnitt wieder ein Gesicht.

„Inzucht — taugt nichts — solltest Du wissen!"

„Unsere Väter waren Brüder, die Mütter aber gehörten sehr verschiedenen Geschlechtern an, meine Braut ist das Ebenbild ihrer Mutter, einer Gräfin Hardenberg!"

„Hardenberg, uraltes, vornehmes Geschlecht, kräftig blühend — gut berechnet für die Oldenfleths — hat Deine Braut Geschwister?"

„Drei Brüder starben — sie ist das letzte lebende Kind."

„Werde mir beim ersten Sohn zum Paten melden, wenn Gott mir so lange erhalten sollte. Grüße Deine Braut von Vater Wrangel — ist natürlich hübsch, was?"

„Ich sah nie eine schönere, Excellenz!"

„Will mir nach der Schönsten umsehen, mein Sohn, sollte ich ihr entdecken, so werde ich mir einen Kuß ausbitten; wenn ich falsch jreife, ist es Deine Schuld!"

Drei Tage nach dem Einzug hielten vor der Domkirche in Berlin eine Anzahl eleganter Wagen. Das Straßenpublikum erkannte darunter einige Hofequipagen und sammelte sich in schaulustiger Erwartung vor den geschlossenen Kirchenthüren. Machtvolle Orgelklänge bezeichneten den Schluß der Zeremonie,

die Pforten wurden geöffnet, und das neugierige Publikum drängte vor, erlitt aber zuerst eine Enttäuschung.

Es entwickelte sich nämlich kein höfisches Gepränge. Eine kleine Hochzeitsgesellschaft in einfachen Toiletten kam aus dem Innern der Kirche; unter den Trauzeugen befand sich Prinz Friedrich Karl; die übrigen hohen Persönlichkeiten hatten aber nur von ihrer Hofloge aus der heiligen Handlung beigewohnt und verließen den Dom ohne Zeremonie.

Der Anblick des Brautpaares entschädigte indeß die Schaulustigen. Ausrufe der Bewunderung und Ueberraschung wurden von allen Seiten laut. Ein schöneres Paar hatte der alte Dom wohl nie an seinem Altar vereinigt. Die Braut blendete förmlich durch ihren strahlenden Liebreiz! Und welch wunderbare Farben! Beinahe hätte das Publikum darüber vergessen, die Toilette zu kritisiren. So poetisch sich auch eine Brauttoilette in der Beschreibung macht — kleidsam ist der grüne Kranz und die weiße Seide nicht, der Schleier hat gewöhnlich vieles gut zu machen, hier aber brauchte er nur den duftigen Rahmen zu einem Bilde köstlicher Frische abzugeben.

Der Bräutigam in Dragoneruniform hielt den Helm in der Hand bis vor der Kirchenthür und gewährte somit den vollen Anblick seines Hauptes.

„Der is hinter Fritze Karl'n mit injezogen, neulich hat er aber eenen jroßen, schönen Bart bis an de Oogen jehabt, det machte sich noch viel forscher!“ rief einer

von den Jungens, die den Einzug von den Bäumen aus beobachtet hatten.

„Welch bezaubernde Innigkeit in den hellbraunen Augen!“ schwärmte eine junge Dame, „hätte er nicht diesen schönen, langen Schnurrbart, so würde er Antinous sein!“

Ihre Begleiterin korrigirte:

„Was fällt Dir ein, der und Antinous! Apoll und Mars ist er in einer Person. Strahlend und feurig wie der eine, siegesbewußt und stolz wie der andere!“

„Genau wie in dem Märchen, wo immer der schönste Prinz die schönste Prinzessin bekommt!“ meinte eine andere, worauf der obligate Schusterjunge erwiderte:

„Un det is noch nich 'mal eener von de Jarde!“

Prinzessin Karl hatte beim Verlassen der Kirche zu einer ihrer neuen Hofdamen geäußert:

„Die Braut sah charmant aus, sie ist so distinguirt! Er war mein Page und erinnert mich lebhaft an seinen Vater, Hans von Oldenfleth; der war einst auch der schönste Mann seiner Zeit, und besaß denselben Ausdruck von Kraft, Herzensgüte und Anmut, Eigenschaften, welche uns Frauen mit der Schönheit des Mannes versöhnen.“

„Wo hat denn dieser Mensch bisher gesteckt, daß man ihn bis zum Einzug nicht zu sehen bekommen hat?“ fragte die Hofdame den begleitenden alten Kavalier.

„Fern von Madrid — zum Glück für die Cousine.

Eine Saison zu Ihren Füßen, Schönste der Schönen, und er hätte die Veilchen, Rosen und Lilien in dem reizenden Gesicht dort unbeachtet verblühen lassen!"

„Wer weiß, ob sie echt sind!"

Der alte Kavalier lächelte boshaft überlegen.

„Das sind sie, ein alter Salonschmetterling wie ich weiß Bescheid in der Damenflora. So brillant sah ich den Schmelz von Gottes Gnaden allerdings selten, er pflegt meistens durch den von Monsieur Lohse & Compagnie übertroffen zu werden, auch ist letzterer viel dauerhafter und wird von den jungen Salonschmetterlingen vorgezogen. Sie können die Konkurrenz jedenfalls aushalten, schönste Kollegin; gönnen Sie der jungen Frau dort ihre kurze Blüte!"

Unter den Trauzeugen befand sich ein Gardekürassiermajor, der sich mit einigen anderen Offizieren von der kleinen Hochzeitsgesellschaft getrennt hatte und von einem Herrn in Zivil angeredet wurde.

„Waren Sie auch in der Kirche, Ysingen?" fragte der Kürassier. „Sie wollten sich wohl die einst von uns so viel besprochene Erbcousine ansehen?"

„Ich kannte sie," gab der Prinz lakonisch zur Antwort. Er hatte längst seinen Abschied gefordert und war nur zum Einzuge nach Berlin gekommen. Der andere fuhr fort:

„Daß man sich diese Perle von Mädchen hat entgehen lassen!"

„Sie wird auf ihn gewartet haben!"

„Ein Glückspilz war Oldenfleth immer. Die

Kürassieruniform kleidete ihn aber besser; mich wundert es, daß er sie sich nicht aus Anhänglichkeit an sein altes Regiment beim Abschied erbeten hat!“

Ysingen lüftete seinen Hut nach der fortrollenden Equipage des Brautpaars und antwortete:

„Er hat ganz recht, die Uniform zu behalten, in welcher er den Feldzug mitgemacht hat. Mit der Zeit legt man manches ab, lieber B., auch den Gardedünkel — ich versichere Sie, in diesen letzten Monaten habe ich solchen Respekt vor unserer Linieninfanterie bekommen, daß ich jeden schlechten Witz bereue, den ich jemals über einen Backzahn machte.“

„Essen Sie heute bei uns, Ysingen?“

„Danke, nein — weiß der Henker — der Trubel der letzten Tage ist mir schlecht bekommen — oder ist es die Hitze in der Kirche — ich fühle mich merkwürdig invalide und deprimirt, werde mir einen Ruhetag gönnen und allein zu Hause essen!“

„Ist die Gemahlin nicht hier?“

„Gott bewahre — das fehlte mir noch! Nein — meine Frau — wissen Sie — die bereitet den Empfang auf Schloß Ysingen vor — ich war noch nicht da — die Johanniterarbeit nahm bisher kein Ende, Stolberg ist ganz des Teufels mit neuen Erfindungen der Barmherzigkeit!“

„Dann sehe ich Sie wohl in den nächsten Tagen — oder gehen Sie gleich nach Ysingen?“

„Bewahre, das eilt nicht, dort komme ich immer noch zur Zeit!“

Die Hochzeit Curds und Herthas von Oldenfleth hatte in aller Stille stattgefunden.

Acht Tage vor dem Einzug war Bertha nach Carntzin gegangen, um die wenigen Einrichtungen für das junge Paar zu treffen.

Hertha hatte zu gleicher Zeit ihr Haus verlassen und in demjenigen Hellmuths, unter Trautchens Schutz, eine liebevolle Aufnahme gefunden.

Brackenburgs und Tante Dina waren durch den Einzug der Truppen in Breslau zurückgehalten, Albert befand sich noch in Böhmen, somit wurde die Familie nur durch Erna von Singletten mit ihren vier Kindern und Bertha und Hellmuth von Oldenfleth bei der Hochzeit vertreten.

Prinz Friedrich Karl und einige Kameraden früherer und jüngster Zeit hatten als Trauzeugen fungirt.

Aus Furcht, daß ihr Haus der Feier eine zu ernste Färbung geben könne, und aus Rücksicht für Trudchen wollte Bertha ihrer Schwägerin Erna das Recht, Mutterstelle an der Braut zu vertreten, überlassen. Trautchen aber fand ein Bedürfnis und eine Genugthuung darin, der Cousine Schwesterdienst zu leisten; sie wußte, daß ihr Mutterhaus auch das liebste für Curd und Hertha war, und sie besiegte alle Bedenken der Mutter und auch die zarte Rücksichtnahme des Brautpaars.

Bertha und ihre Tochter vermieden jede Beziehung an die Zeit vor zehn Jahren, als in diesem Hause ebenfalls eine Hochzeit gefeiert wurde, und

überwanden auch den Schmerz, indem sie sich ganz dem Glück des geliebten Paares widmeten.

Während die Eltern der kirchlichen Feier beiwohnten, bereitete Trautchen zu Hause für das Paar einen kleinen Imbiß vor und packte Herthas Koffer. Die liebevollen Hände der armen kleinen Witwe hatten vorher auch die Braut geschmückt, und Hertha dachte zu groß von dem Glück und dem Schmerz des Lebens, um eine üble Vorbedeutung darin zu sehen, daß der Trauerflor in so innige Berührung mit dem Brautschmuck kam.

Ein Diner oder sonstige Versammlung der Trauzeugen nach der Hochzeit war von vornherein ausgeschlossen; die stille Feier schickte sich ja auch am besten für die Hochzeit zweier Waisen und entsprach ihrem sehnsüchtigen Verlangen, so schnell als möglich die geliebte Heimat zu gewinnen.

Einen Zeugen hatten sie ersehnt und schmerzlich vermißt, und das war Albert. Von Curd sowohl als von Hertha waren Briefe mit der Nachricht ihres Wiedersehens und Findens an Albert abgegangen, Bertha hatte ihm noch einmal kurz vor der Hochzeit geschrieben und ihn dringend aufgefordert, Curds Brautführer zu sein — es war keine Antwort eingetroffen.

Während das glückliche Paar in dem Dom seine Gelübde austauschte und die süße Erdenwonne ihre himmlische Verklärung erfuhr, befand sich Albert auf der Stätte ehemaligen wilden Kampfes vor dem Masloweder Walde.

Ernst und eifrig hatte er dort tagelang gearbeitet und sich in einem benachbarten, halb niedergebrannten Gehöft ein notdürftiges Unterkommen gesucht.

Der Böhmake, welcher sich zum Herrn der verlassenen Stätte gemacht, war keine vertrauenerweckende Persönlichkeit, die Mauern und ein Stück Dach gewährten nur schwachen Schutz gegen die Witterungseventualitäten, Albert war aber noch gerade so bedürfnislos und gleichgiltig in Bezug auf die eigene Person wie früher; er hatte aus Prag ein paar Würste gegen den Hunger und einen Revolver gegen Ueberfälle mitgenommen, für Wasser und Feuer sorgte der Böhmake, den Albert außerdem zum Tragen von Malutensilien und Handtasche, sowie zur Begleitung nach Sadowa engagirt hatte. Der Prager Hauswirt war beauftragt, Alberts sonstige Effekten und etwaige Briefe nach Sadowa zu senden. An Geld führte Albert so wenig mit sich, daß es die Habgier seines Führers nicht reizen konnte, und seine Kleidung war so abgetragen, daß es sich kaum gelohnt haben würde, den Eigentümer ihretwegen totzuschlagen; außerdem hatte Albert dem Böhmaken einen reichlichen Lohn in Sadowa verheißen. Die beiden Bewohner der Brandstätte fühlten sich somit gegenseitig gesichert, teilten miteinander die Wurst aus Alberts oder einen gestohlenen Hahn aus des Böhmaken Vorräten und vertrugen sich vorzüglich. In Sadowa angekommen, fand Albert seinen erwarteten Koffer und die während der letzten acht Tage in Prag eingelaufenen und nachgeschickten Briefe, darunter

die drei oben erwähnten mit den Nachrichten, welche den Schluß dieser Erzählung ausmachen.

Was er vorausgesehen und so lange erwartet hatte, war nun doch überraschend schnell gekommen. Curd hatte die scheue, stolze, unnahbare Hertha beim ersten Wiedersehen gewonnen, mit einem Blick seiner glücklichen, liebessicheren Augen alle Hindernisse besiegt! Ohne Zaudern und Zagen war sie sein geworden, den sie kaum noch gekannt.

Albert starrte ins Leere und nickte seinen Erinnerungen trübe Zustimmung. Die Mimose — welche sich bei der zartesten Berührung geschlossen — seine, Albertos Muse, welcher er unwandelbar gedient, das Kind, dessen Entfalten er behütet, dessen Geistesleben er geteilt, dessen Seele sich der seinen in idealem Streben so innig vereinigt hatte! Aber das Herz hat sein separates Leben, Liebe ist dem eigenen Herzen ein Wunder, dem fremden, welchem sie sich zuwendet, eine Gnade; Liebe kann nicht erzogen und nicht verdient werden!

Albert hatte sich dieser Ueberzeugung in Demut gebeugt, als er vor sieben Jahren von Hertha Abschied nahm. Seitdem wußte er, wem sie unbewußt die Treue wahrte, wem sich ihr Herz erschließen würde; er hatte den Zeitpunkt beschleunigen, Curd aufsuchen, ihn der Heimat zuführen wollen, ehe die Zeit der Rosenblüte vorüberging — nun blühten die Rosen noch, und Curd hatte die schönste gewonnen ohne Albertos Zuthun. Besser, viel besser so!

Lange, lange saß Alberto vor seinen Briefen —

deren Datum ihm zeigte, daß die Hochzeit vorüber war — er würde doch nicht dazu hingegangen sein. Ein Jahr noch wollte er verstreichen lassen oder ein paar — dann dachte er die beiden Glücklichen in Carntzin wiederzusehen. Jetzt sehnte er sich nur nach Bertha, sie war der Magnet, welcher ihn nach Berlin zog und ihn später auch veranlaßte, sich dort dauernd niederzulassen. In ihrer Nähe suchten ihn alle guten Geister auf, und er wehrte ihnen schon lange nicht mehr. Erquickend dünkte ihn der Friede ihres stillen Hauses nach so viel Unruhe und Kampf. Des Lebens Freuden hatte Albert nie gesucht, aber vor seinen Schmerzen die Augen geschlossen, und mit ihnen hatte Bertha ihn versöhnt. Den letzten Schmerz wollte er still zu ihr tragen, ihn unter ihrem segenbringenden Einfluß ausheilen lassen, verstanden und ungefragt von ihr.

Alberto hatte sich der verweichlichenden Zärtlichkeit seiner Mutter rauh entzogen und selber nicht gewußt, wie sehr ihm Mutterliebe gefehlt und daß sein Leben unter diesem Mangel fast verkümmert war. In Bertha fand er die edle, selbstlose, hilfbereite, schützende, mit einem Worte die wahre Mutterliebe, die das Abbild der ewigen Liebe ist.

Zwei Arbeiten wollte er als Geschenke mitnehmen in die Heimat. Das eine stellte den Kampf vor der Waldlisière mit Heinz von Utwende im Vordergrunde dar; es war für Hertha und Curd bestimmt und gab ein treues, erhebendes Bild der Situation und des darin beteiligten Freundes. Das zweite

Bild war ein einfaches Porträt Utwendes in voller Lebensgröße.

Albert hatte den verstorbenen Freund genau gekannt und sehr hoch geschätzt. Liebe und Begeisterung führten den Pinsel des genialen Künstlers, und so konnte es nicht ausbleiben, daß er in diesem Bilde ein Musterwerk schuf und bei vollkommener Porträtähnlichkeit auch den ideellen Inhalt zum lebhaften Verständnis brachte. Wie Heinz aus Albertos Rahmen blickte, so lebt er bis zur Stunde in Trautchens Herzen und der liebenden Erinnerung aller fort, die ihn gekannt haben; seine Einfachheit und Treue, seine Herzensinnigkeit und schlichte Seelengröße sind unvergessen und sprechen aus dem seelenvollen Blick dieses Porträts.

Albert hatte die beiden Bilder aufgestellt, seine Gedanken leiteten den Blick hinüber, er trat vor sie hin, prüfte das eine und das andere und war zufrieden mit seiner Schöpfung. Der trübe Blick schärfte sich und wurde klar und fest. Alberto war sich seiner schaffenden Kraft bewußt — in ihr ruhte seine Zukunft. Mit dem Zweifel an sich selber war auch die Unruhe von ihm gewichen, die ihn früher in dumpfem Triebe seinen Zwinger durchkreisen ließ. Sein Genius hatte ihn emporgetragen, der Parnaß war erstiegen, und ein reiches Feld weitete sich vor seinem Geistesblick, Ruhm und Ehren winkten ihm. Er suchte sie aber nicht für sich — seiner hehren Gefährtin, der Kunst, legte er den Lorbeer zu Füßen, sein war die ernste, schmucklose Blüte innerer

Befriedigung! Ein weiches, liebes Lächeln verschönte plötzlich das bleiche Gesicht — Albertos Blick glitt von den Bildern und verlor sich in süßen Träumen — vielleicht lachte noch einmal ein junger, heiterer Frühling auch in sein Leben — hatte er doch die Anpflanzungen der Geliebten gepflegt — Garten und Gärtner harrten geduldig, aber die Hoffnung eilte voraus und sah kleine, liebliche Gäste sich des freundlichen Gartens und des alten Gärtners freuen.

*

Der Wagen, welcher das junge Paar nach dem Bahnhofe bringen sollte, hielt vor der Thür des Oldenflethschen Hauses. Im letzten Augenblick wurde Curd noch ein Brief eingehändigt, der ihn bereits in seiner verlassenen Junggesellenwohnung aufgesucht hatte. Das Couvert zeigte den Poststempel Corkhill, die Handschrift war dem Empfänger fremd, er riß den Brief beunruhigt schnell auf, sah aber nur nach der Unterschrift, steckte das Schreiben dann aber mit der Erklärung ein: „Von meinem Patchen Sibylle!", als ob diese Worte ein Verständnis voraussetzten.

Dies fehlte aber offenbar seiner jungen Frau und sie fragte freundlich erstaunt:

„Von wem, Curd?"

Er umarmte sie, küßte ihre Wange und flüsterte ihr in das Ohr:

„Ich vergaß — das gehört nämlich zu meinem vierten Korbe, in die Geschichte, die ich meinem Frauchen morgen erzählen werde!"

„Gott schütze euch!“ tönte es von der Schwelle des Hauses; „Auf Wiedersehen!“ aus dem davonrollenden Wagen zurück.

Auf der Hochzeitsreise nach Carntzin! Wer ihnen das vor wenigen Wochen gesagt hätte! Verbunden für das Leben in dem seligen Bewußtsein ihrer gegenseitigen, heißen, unentweihten Liebe — versöhnt mit den Toten, ohne Feinde unter den Lebenden, mit einem Besitz gesegnet, an den sie sich durch teure und heilige Traditionen gebunden fühlten, einem Beruf gewidmet, für welchen sie Fähigkeiten, Kenntnisse und Schaffensfreudigkeit mitbrachten, gesund, jung, voll Kraft und Frische — auf der Hochzeitsreise nach Carntzin!

Die Prosa der Eisenbahnfahrt wird, in Rücksicht auf die damit ersparte Zeit, geduldig überwunden; den treuen Hörigen, welche ihre junge gnädige Herrschaft an der Grenze Carntzins empfangen und geleiten wollen, wird gerne noch eine Stunde geopfert — dann aber sind die beiden allein mit ihrem Glück, und Hertha wird zum erstenmal die Arme um den Hals des heißgeliebten Mannes schlingen und ihm in keuscher Zärtlichkeit sagen:

„Dein, mein Geliebter! Dein glückseliges, demütiges, hingebendes Weib, Du mein alles!“